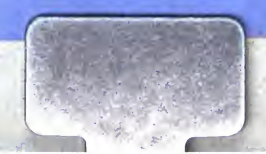
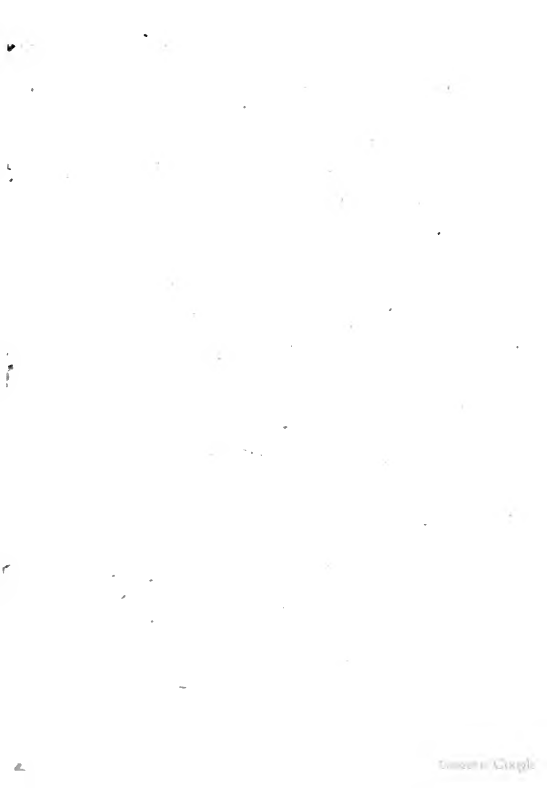



Taylor Institution.





Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Drei und zwanzigster Band.

Kleinere Erzählungen und Novellen.

Fünfter Theil.

Wohlfeile Ausgabe.

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1834.


TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
OF
OXFORD
LIBRARY

Claire.

In jenen Tagen, als Ludwig der vierzehnte den Thron seiner Väter bestieg, lebte in der uralten Abtei Pareclet eine Aebtissin aus dem edlen Hause der Rochefoucaults. Bäume, deren erstes Aufkeimen vielleicht noch Heloisens Thränen benetzten, umrauschen das ehrwürdige, von tiefer Waldeinsamkeit umgebene Gebäude, das, trüben Erinnerungen geweiht, nur selten von einem Laut aus der fernliegenden Außenwelt berührt wird. Diese würde sogar, aller Wahrscheinlichkeit nach, von dessen Daseyn wenig wissen, hätten nicht Heloisens, in Liebesfeuer glühende Klagen, dem Schauplatz ihrer Leiden wie ihrem trüben Geschick, eine traurige, bis zur fernsten Nachwelt dringende Berühmtheit verliehen.

Der Aebtissin, von welcher wir sprechen, war ein glücklicheres Loos gefallen, als ihrer berühmten, schon damals seit vielen, langen Jahren, von dem düstern Traum ihres Daseyns im Grabe aus-

ruhenden Vorgängerin. In früher Jugend, lange vorher, ehe die Stürme des Lebens sie ergreifen konnten, hatte ein tief empfundener unverkennbarer Beruf, in dieses heilige Asyl sie getrieben, nie ein Hauch wilder Leidenschaftlichkeit den stillen, heiligen Frieden ihrer Brust getrübt. Die Heiterkeit eines mit sich, Gott und der Welt einigen, zufriedenen Gemüths, leuchtete aus ihrem hellen ruhigen Auge, anspruchslose Würde begleitete jede ihrer Bewegungen; nie und nirgend erschien sie dem kleinen Kreise, der ihr unterthan war, als strenge Gebieterin, und ihre Nonnen hingen deshalb mit wahrhaft kindlicher Liebe an der edlen Frau, die wohl mit Recht hochehrwürdig genannt zu werden verdiente. Die Armen der Umgegend verehrten sie gleich einer Heiligen, und auch die ihr so fern liegende, glanzerfüllte große Welt, ihr durch mancherlei Familienbande verbunden, nannte ihren Namen mit ungeheuchelter Hochachtung und Ehrfurcht. Ihre edlere Natur machte den eitlen Prunk einer geistlichen Fürstin ihr entbehrlich, mit dem, besonders in jener Zeit, die Meisten ihres Ranges und Standes sich umgaben; sie hielt im Gegentheil strenge darauf, daß keinem bei ihr

Hülfe-Suchenden der Zutritt zu ihr erschwert werde; ihr Sprachzimmer ward zu jeder Stunde des Tages allen geöffnet, die bei ihr vorgelassen zu werden verlangten; war es, um in wichtigen Angelegenheiten sich Raths zu erholen, oder ein tiefverborgnes Leid ihr zu klagen. Alle gingen getröstet, erhoben, ermuthigt, von ihr hinweg, und die Armen, die anderer als blos geistiger Wohlthat bedurften, fanden ihre milde, freigebige Hand stets zu willigen, reichlichen Spenden geöffnet.

Eines Abends, als die, in diesem dunkeln Thale früher einbrechende Dämmerung, bereits anfing der Nacht weichen zu wollen, und die Klosterpforte eben geschlossen werden sollte, meldete sich noch an dieser eine Frau mittleren Alters, von schlichtem bürgerlichem Ansehen. Sie schien, zufolge ihrer Tracht, aus einer der entfernteren Provinzen Frankreichs zu kommen, führte ein kaum sechsjähriges Mädchen an der Hand, und bat auf das dringendste sogleich bei der Aebtissin Zutritt zu erhalten, der ihr auch, ohnerachtet der ungewöhnlich späten Stunde ohne Aufenthalt, und zwar in dem eigenen Zimmer derselben, gewährt wurde. Denn die Aebtissin pflegte, zu Gunsten

spät anlangender Reisenden, gerne von der gewohnten Klosterregel abzugehn, da sie wohl bedachte, daß die gewöhnlich sehr beschränkte Zeit derselben ihnen jedes durch Warten verursachtes Verweilen doppelt beschwerlich machte.

„Hochwürdige Mutter!“ sprach die Fremde nach den ersten Begrüßungsformeln, „ich komme, im Namen des Vaters desselben, dieses Kind Eurer Gnade und Eurem heiligen Schutze zu empfehlen. Nehmt es gütig auf, laßt es fern von der sündigen verlockenden Welt, in diesen geheiligten Mauern heranwachsen, und unter frommen, christlichen, gottgefälligen Uebungen sich zu dem heiligen Berufe vorbereiten, dessen edelste Zierde Ihr seyd. Behaltet es in Eurer frommen, beglückenden Nähe, bis es unter Euern Augen das Alter erreicht, in welchem ihm vergönnt seyn wird, als eine reine Braut Gottes, das heilige Gelübde am Altare abzulegen, das allein gegen alle Stürme und Gefahren des Lebens sicher stellen kann, damit es dereinst nach dieser Zeitlichkeit würdig befunden werde, neben Euch, unter den Heiligen vor Gottes Throne zu stehen.“

Die Aebtissin hörte, nicht ohne Verwunderung,

dem etwas gezwungenen Vortrage der Fremden zu, der, ohnerachtet seines frömmelnden, ihr persönlich schmeicheln sollenden Tons, keinen ganz vortheilhaften Eindruck auf sie machte. Das kleine Mädchen hatte sich indessen zu ihr heran geschlichen, hatte *mit* seinen Händchen das glänzende Kreuz spielend gefaßt, das sie als Abzeichen ihrer Würde trug, und blickte mit einem Paar großer, klarer Augen, aus denen Freude und Lebenslust leuchteten, lächelnd zu ihr auf.

„Und wer ist der Vater, der es über das Herz bringen könnte, ein so anmuthiges, liebliches Wesen aus seiner *Nähe* zu verbannen, um es in so früher Jugend einem ernsten Berufe zu weihen, zu welchem es späterhin vielleicht wenig Anlagen entwickeln möchte?“ fragte die Aebtissin. „Obgleich ich selbst dem heiligen Stande mich sehr jung gewidmet habe, in welchem ich einzig mein Glück zu finden bewußt war, so bin ich doch keineswegs geneigt, solche vorzeitige Entscheidungen über die ganze Zukunft eines Menschenlebens zu befördern, oder durch meine Zustimmung zu begünstigen. Ich weiß, wie verschieden Gott seine Gaben unter den Kindern der Menschen vertheilt; einige werden für

die Welt, andere zu einem stillen kontemplativen Leben in seinem Dienste berufen. Und warlich, die Ersteren werden dereinst in nicht geringerer Herrlichkeit vor seinem Throne stehen, als wir Klosterleute, wenn sie, alle Welthindernisse überwindend, auf der Bahn des rechten Weges zu ihrem Heil beharren. Ihr Verdienst dabei ist vielleicht größer als das unsrige, da unsere Abgeschiedenheit uns den Kampf mit den Versuchungen zum Bösen, so wirksam erleichtert."

„Der Vater des Kindes ist ein Herr von Milay, ein wenig begüterter Edelmann aus der Gegend von Aix-la-Chapelle," erwiderte die Fremde. „Bei sehr beschränktem Vermögen hat er mehrere Söhne zu versorgen. Er sieht sich gezwungen, ein Kloster als den einzigen anständigen Zufluchtsort seiner völlig unbemittelten Tochter zu betrachten, und wünscht daher diese von Kind auf an den Stand zu gewöhnen, zu welchem ein vielleicht hartes Geschick sie nun einmal bestimmt zu haben scheint. Nehmen Sie die Kleine auf, weigern Sie sich nicht länger, hochwürdige Mutter!„ setzte die Fremde demüthig flehend hinzu, „glauben Sie fest, ihr Schicksal ist unwiderruflich bestimmt, schicken

Sie uns nicht unerhört fort, um von Kloster zu Kloster zu wandern, bis wir eines finden, das die arme kleine Claire aufnehmen will."

„Bitte, nimm mich, o nimm mich, ich bin so sehr müde!" bat schmeichelnd das Kind, indem es mit beiden Aermchen den Nacken der Aebtissin zu umklammern versuchte, um sich auf ihren Schoos zu schwingen.

Die rührende Unschuld des Kindes, die Furchtlosigkeit, mit der es sich ihr liebkosend näherte, erfüllten das Herz der ehrwürdigen Frau mit Wehmuth und liebevoller Sorge. Sie überlegte, wie leicht der Zufall das Geschick des verlassenen, hülflosen Wesens in weniger freundliche Hände legen könne, als die ihrigen es waren, und gab endlich den immer dringender werdenden Bitten seiner Fürsprecherin in so fern nach, daß sie versprach, es bei sich behalten zu wollen. Die fremde Frau überschüttete sie dafür mit einem Schwall beredter Danksagungen, legte noch einen schweren Beutel mit Gold, zur Aussteuer der kleinen Claire bei ihr nieder, als das Einzige, was der Vater im Stande sey, für sein Kind zu thun, und eilte dann sich zu entfernen, um, wie sie sagte, den

über das Geschick seiner Tochter tief bekümmerten Herrn von Milay, so bald als möglich zu beruhigen. Die Einladung der Aebtissin, wenigstens diese Nacht im Kloster zu weilen, wurde zwar demüthig, aber mit vieler Bestimmtheit von ihr ausgeschlagen.

So war denn die kleine freundliche Claire, plötzlich eine Bewohnerin des düstern Klosters Pareclet geworden. Sie gewöhnte sich sehr bald an die dunkeln Zellen, an die langen schauerlichen Kreuzgänge, und war und blieb, mitten unter den ernstesten Umgebungen, ein glückliches, fröhliches Kind. Spiel und Unterricht füllten wechselnd ihre Stunden aus, auch mangelte es ihr dabei nicht an einer Gefährtin, denn eine junge Verwandtin der Aebtissin, welche etwa zwei Jahre älter als Claire war, theilte beides mit ihr. Diese, die einzige Tochter sehr vornehmer, reich begüterter Eltern, hieß Aurora, und mußte, nach damaligem Gebrauch, einige Jahre in einem Kloster verleben, um dort, vor ihrem Eintritt in die große Welt ihre Erziehung zu vollenden. Beide Kinder wurden von der Aebtissin und den Nonnen so völlig gleich behandelt und erzogen, als wären

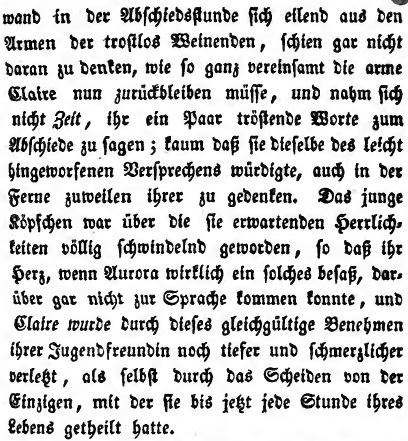
sie Schwestern, obgleich ihre Aussichten in die Zukunft himmelweit von einander abwichen. Auroren, der Tochter eines Düc und Pairs von Frankreich, strahlte, am Ausgange des Klosters, die Welt mit *aller* ihrer Pracht und Herrlichkeit in blendendem Glanze entgegen, während der armen Claire nur die Wahl zwischen diesem und andern Klöstern sich bot, um freudlos und einsam ihr ungenoßnes Daseyn in unzugänglich tiefer Stille zu begraben.

Die junge Herzogstochter hatte indessen, aus ihrem früheren Leben bei ihrer Mutter, der Erin*nerungen* genug mit sich in die klösterliche Stille gebracht, um aller der Vorzüge sich deutlich bewußt zu seyn, mit denen Glück und Zufall so verschwenderisch sie überschüttet hatten. Das Uebergewicht, welches Rang und Reichthum gewähren, war ihr keinesweges unbekannt, und, sobald sich die Gelegenheit dazu bot, wußte sie recht gut, es gegen ihre immer nachgebende Gespielin geltend zu machen, deren sanftes Naturell, sich leicht und willig zu all' den kleinen Opfern verstand, welche Aurora oft mit gebieterischem Uebermuth verlangte.

Claire war zwar viel zu unbekannt mit der

Welt, um den Grund einzusehen, auf welchem Aurora ihre höheren Ansprüche fußen ließ, sie war daher auch weit davon entfernt, ihn anzuerkennen, aber ihr weiches Gemüth, das der Liebe nicht entbehren konnte, trieb sie zur innigsten Anhänglichkeit an das einzige Wesen ihres Alters, mit dem sie in traulicher Verbindung lebte. Sie konnte es nicht lassen, alles für dasselbe mit Freuden zu thun und zu dulden, und dieses ihr sanftes, gefälliges Betragen verfehlte nicht, einigen Eindruck auf die früh verwöhnte Aurora zu machen; sie faßte wirklich eine Art Neigung zu ihrer stets freundlichen Gespielin, und bildete in manchen Augenblicken sich sogar ein, sie herzlich zu lieben. Beiden vergingen in heiterer friedlicher Eintracht die Jahre der Kindheit, bis ganz unmerklich die Zeit sie beschlich, in der Aurora aus dem Kloster genommen werden sollte, um in die große Welt eingeführt zu werden.

Die Trennung von der einzigen Gespielin, war der erste tiefe Schmerz, den Claire bis jetzt empfunden hatte, doch Aurora, berauscht vom Vorgefühl der Freuden, denen sie entgegen ging, war weit davon entfernt ihn mit ihr zu theilen. Sie



wand in der Abschiedsstunde sich eilend aus den Armen der trostlos Weinenden, schien gar nicht daran zu denken, wie so ganz vereinsamt die arme Claire nun *zurückbleiben* müsse, und nahm sich nicht *Zeit*, ihr ein Paar tröstende Worte zum Abschiede zu sagen; kaum daß sie dieselbe des leicht hingeworfenen Versprechens würdigte, auch in der Ferne zuweilen ihrer zu gedenken. Das junge Köpfchen war über die sie erwartenden Herrlichkeiten völlig schwindelnd geworden, so daß ihr Herz, wenn Aurora wirklich ein solches besaß, darüber gar nicht zur Sprache kommen konnte, und *Claire wurde* durch dieses gleichgültige Benehmen ihrer Jugendfreundin noch tiefer und schmerzlicher verletzt, als selbst durch das Scheiden von der Einzigen, mit der sie bis jetzt jede Stunde ihres Lebens getheilt hatte.

Die wahrhaft mütterliche Zärtlichkeit, mit welcher die edle Aebtissin sie zu beruhigen suchte, gab ihr indessen gar bald den Trost dessen sie bedurfte, denn ein wirklich junges Gemüth hält so leicht und ohne Noth keinen Schmerz lange genug fest, um sich mit dem unheimlichen Gaste zu befreunden. Unter der Pflege, unter der nicht in Wor-

ten, aber in Blicken und Behandlung ausgesprochenen liebevollen Aufmerksamkeit der edlen Frau, hörte Claire auf, sich einsam und verlassen zu fühlen, und ihr dankerfülltes Gemüth wandte jetzt, mit all' der innigen Liebe, deren es fähig war, sich ihrer Wohlthäterin zu. Ihre jugendliche Heiterkeit kehrte wieder, und machte sie zur Freude aller Bewohnerinnen des Klosters, die mit großer Theilnahme an dem holdseligen Kinde hingen, das unter ihren Augen immer lieblicher heranblühte; nur die Aebtissin sah oft mit tiefer Wehmuth ihr nach, wenn Clairens schlanke schöne Gestalt, unter den düstern hochgewölbten Bogen der Kreuzgänge fröhlich einher tanzte, oder wenn sie in dem engen, rings um von hohen Mauern eingeschlossenen Klostergarten, dem Schmetterlinge nachsetzte, dessen leichte, bunte Schwingen ihn schnell über jene Gränzen hinwegtrugen, die der armen Claire ewig unübersteiglich bleiben sollten. Das Herz that der edlen Frau weh, wenn sie an die Ungerechtigkeit, an den engherzigen Eigennutz, der eigenen nächsten Verwandten dieses liebenswerthen Wesens dachte, das, geschaffen die Freude der Welt zu werden, von jenen verurtheilt worden war, zwischen dun-

keln Mauern einsam und ungesehen zu verblühen; mit trübem Vorahnen sah sie der schnell heraneilenden Zeit entgegen, in welcher ähnliche Gedanken und Gefühle in Clairen erwachen mußten, ihr bangte vor dem Moment, in welchem eine namenlose, schmerzliche, nie zu befriedigende Sehnsucht des jungen Herzens sich bemeistern würde, das jetzt in süßer Unbewußtheit jede kleine Freude, jeden vorüberflatternden Vogel, jede neu erblühte Blume, mit freudigeren Schlägen und kindlichem Frohsinn begrüßte.

Indessen schlichen die Tage in nie gestörter, jedem in der bewegteren Welt Lebenden kaum denkbarer Einförmigkeit, an Clairen vorüber; wurden zu Wochen, zu Monaten, zu Jahren, ohne daß sie es bemerkte; denn nichts beschleunigt so sehr den ohnehin eilenden Flug der Zeit, als wenn jeder Tag seinem Vorgänger auf das Genaueste ähnlich ist, und kein einziges, weder freudiges noch trauriges Ereigniß eintritt, das einen Punkt oder vielmehr eine Epoche bietet, von der man von neuem anfängt die Tage zu zählen.

Claire hatte auf diese einförmige Weise schon ihr fünfzehntes Jahr beinahe erreicht, als endlich

eines Morgens ein ungewohnt lautes Leben im Kloster rege ward. Sämmtliche Bewohnerinnen desselben liefen, mit Gesichtern, aus welchen die freudigste Erwartung eines großen Ereignisses sprach, wie neu beseelt durcheinander; auch war es nichts Geringes, was diesen Tumult ihrer Lebensgeister veranlaßte; Fräulein Aurora hatte so eben melden lassen, daß sie noch heute im Kloster einen Besuch abzustatten gedenke, und sogar sich leicht bewegen lassen dürfte, noch den ganzen folgenden Tag in demselben zu verweilen. Sie war mit ihrer Mutter auf einem großen Gute angelangt, das diese einige Meilen von Pareclet besaß, und seit vielen Jahren nicht besucht hatte. Geschäfte hielten die Düschesse dort einige Zeit fest, und Aurora war durch die ungewohnte Stille und Einsamkeit des Landlebens, auf den Einfall gebracht worden, den Ort wo sie ihre Kindheit verlebte, und nebenbei auch ihre ehemalige Spielgefährtin, einmal wieder sehen zu wollen.

„Wie wird sie aussehen? Wie groß mag sie wohl geworden seyn? Warum mag sie wohl kommen? Ob sie vielleicht eine Braut ist? Wie wird sie gekleidet seyn? Wie wird sie gegen diese und

jene ihrer ehemaligen Widersacherinnen oder Lieblinge sich betragen?" Diese und tausend ähnliche Fragen, nebst den muthmaßlichen Beantwortungen derselben, hielten die Zungen der Klosterfrauen in unablässiger Bewegung, und halfen ihnen die bis zum Unerträglichen sich steigendere Spannung der Neubegier überstehen, bis Aurora's glänzende Equipage herbeirollte, und Claire, allen andern vorbeieilend, der Ankommenden entgegen flog.

Aurora stand wie versteinert regungslos da, als sie Clairen mit offenen Armen auf sich zueilen sah, denn so sie wiederzufinden, hatte sie in der That nicht erwartet. Als sie das Kloster vor etwa drei Jahren verlassen, ruhte Clairens Gestalt noch in der Knospe der Kindheit, es war noch unentschieden, ob sie jemals durch Schönheit sich auszeichnen würde, und der um zwei Jahre älteren Aurora, versicherte ihr Spiegel, daß sie auch in dieser, wie in jeder andern Hinsicht, hoch über ihrer unbedeutenden Gespielin erhaben sey. Aber jetzt stand, anmuthig wie ein Frühlingstag, schlank wie eine Nymphe, schön wie die Liebe, Claire in eben erblühender Jugendpracht vor ihrem geblendeten Blick, anspruchslose Demuth erhöhte den

seltenen Liebreiz der Holdseligen. Nein! Dieses wunderbar anmuthige Wesen, konnte die eitle, stolze Aurora nicht mehr lieben. Ihr kleines, enges Herz, wandte mit tief gefühltem Widerwillen sich von der blendenden Erscheinung ab; obgleich sie sich den demüthigenden Vorzug nicht eingestand, den sie ihrer ehemaligen Freundin wider Willen einräumen mußte, sondern vielmehr auf alle Weise den Schein ehemaliger Vertraulichkeit gegen die beizubehalten suchte, welche sie jetzt als eine heimliche Feindin zu betrachten sehr geneigt war.

Claire hatte eben so wenig eine Ahnung von dem, was ihre Jugendfreundin bei ihrem Anblick empfand, als sie der eigenen Schönheit sich bewußt war, die jenes bittere Gefühl in dem Herzen derselben erweckte. Mit der früher gewohnten Innigkeit schloß sie Auroren in ihre Arme, und suchte nur bald möglichst ein einsames Stündchen zum traulichen Mädchengeschwätz herbeizuführen, das sie in ihren ernsten Umgebungen Jahrelang hatte entbehren müssen. Aurora schien diesen Wunsch mit ihr zu theilen, und benutzte die erste freie Minute, um in glühenden Farben ihr die glücklichen Tage zu schildern, die sie seit der Trennung von Clairen

verlebt hatte. Sie erzählte sehr umständlich von den glänzenden Hoffesten, denen sie beigewohnt, von Bällen, Konzerten, vom Theater, dann ging sie zu den eleganten Feten über, die zu Ehren ihres Eintrittes in die Welt angestellt worden waren, bei denen sie, als die Königin derselben, bewundert, angebetet, vergöttert worden sey. Claire hörte voll Verwunderung ihr zu; so etwas hatte sie sich nie geträumt; beinahe vergingen ihr die Sinne über alle die glänzenden Bilder, welche ihre junge ungeübte Fantasie, kaum aufzufassen vermochte; und mancher stille nie geahnete Wunsch, fing an in der unschuldigen, neidlosen Brust sich zu regen.

Aurora entging der Eindruck nicht, den ihre Darstellungen auf ihre Zuhörerin machten, sie fuhr mit erhöhtem Eifer und großer Lebendigkeit fort, der armen Claire auf das Ausführlichste Freuden zu beschreiben, die der zu ewiger Abgeschiedenheit Verurtheilten nie zu Theil werden konnten; es war ihr, als ob sie sich dadurch einigermaßen rächen und Clairen dafür bestrafen könne, daß sie so schön geworden sey. Sie ging von den Festen zu der Anbetung über, welche ihre zahlreichen Verehrer

ihr zollten, jeder derselben würde einzeln, mit allen seinen persönlichen und geistigen Eigenthümlichkeiten der erstaunten Claire, die noch nie einen jungen Mann in der Nähe gesehen hatte, auf das allergenauste beschrieben. Aurora nannte jeden derselben bei Namen, alle waren Wunder von Schönheit, Verstand, Geist, Muth; alle reich wie Crösus, glänzend und prachtvoll in ihren Umgebungen, alle verschmachtend in glühender Liebe zu ihr, und immer bereit, auf ihren Wink ihr alles zu opfern, sogar das Leben.

„Und doch! Was waren sie alle gegen den Chevalier St. Alban, den Inbegriff aller männlichen Schönheit und Vortrefflichkeit. Ach Claire!“ seufzte Aurora, „wie soll ich ihn dir beschreiben, den liebenswürdigsten aller Männer, und zugleich der liebendste! Du gutes Kind weist nichts von der Welt, wie soll ich dir nur einen schwachen Begriff von dem geben was er ist? Für's Erste seine Gestalt! Denk dir den heiligen Georg im Zimmer der Aebtissin, den wir beide immer so schön fanden, aber nein, nein, so ist er nicht, nicht den Schatten von ihm gibt dir dieses Bild, mein St. Alban ist tausendmal schöner. Mein St. Al-

ban? Da habe ich denn doch sehr unvorsichtig durch dieses mir entschlüpfte „mein“ mich verrathen,“ setzte Aurora zierlich verschämt hinzu: „doch warum sollte ich dir gegenüber nicht aufrichtig *seyn!* Warum sollte ich dir verhehlen *wollen,* wie sehr geneigt mein Herz ihm ist, obgleich meine Lippe sich noch weigert, es ihm zu gestehen. Ach, sähst du ihn nur! Die hohe edle Gestalt, das glühende Strahlenauge, das so oft liebeflehend auf mir ruht, und bescheiden den Blick senkt, wenn der meinige ihm begegnet. Könntest du nur einmal Zeuge davon seyn, wie der edle schöne Jüngling *nur mich* sieht, mich denkt, meine Gedanken zu errathen weiß, und keine höhere Wonne kennt, als mir ein beifälliges Lächeln zu entlocken. Was sind alle die Feste, von denen ich dir erzählt habe, was die Bewunderung der Welt, was aller Glanz und alle Pracht, gegen das Gefühl, in solch einem Herzen so zu herrschen, wie ich in dem meines St. Alban! Mit ihm, in süßer Selbstvergessenheit, Liebe um Liebe zu tauschen! Wie beneidenswerth glücklich werde ich an seiner Seite einst leben! An der Seite des liebenswürdigsten aller Männer, der keinen Gedanken und keinen

Wunsch kennt, als den, mich zu lieben und von mir geliebt zu seyn."

Claire seufzte, und etwas das einer Thräne sehr ähnlich war, verdunkelte ihr sonst so helles Auge.

„Arme Claire!" nahm Aurora wieder das Wort: „und du? Während ich, mitten in Glanz und Pracht und aller Freuden der Welt, mich der Liebe eines angebeteten Gatten hingebe, wirst du auf kaltem Stein, vor dem Altar dir die Knie wund knien. Diese schönen, blonden Locken werden abgeschnitten, diese elegante Gestalt in die abscheuliche Nonnentracht eingehüllt werden. Als Nonne wirst du einsam veralten, einsam, ungeliebt, ungesehen leben und sterben, während ich — ach du Aermste, wie bedaure ich dich! Du weinst? Ich hätte dir nicht Freuden schildern sollen, die dir doch nie werden können. Wie leid ist es mir, daß ich es that! Daß ich nicht bedachte, du seyst doch einmal unwiederruflich bestimmt im Kloster zu bleiben. Du bist recht hübsch geworden, deine Gestalt würde dir in der Welt vielleicht zu einem Geschick verhelfen, das dem meinigen ähnlich wäre, aber so? In deiner Lage bist du viel zu schön für deine Bestimmung, niemand wird jemals dich sehen,

dich bewundern, dich lieben; was hilft dir deine Schönheit, da du doch einsam verblühen mußt!“

Manche ähnliche Unterredung folgte noch im Laufe dieses und des nächsten Tages dieser ersten; Aurora benutzte jede Gelegenheit dazu, und Claire wurde nicht müde ihre gefährliche Freundin anzuhören, obgleich jedes Wort derselben, einen verwundenden Stachel in ihrem Gemüthe zurückließ. Als endlich Aurora das Kloster wieder verließ, war der süße Frieden, der bis dahin Clairens Gemüth beseligte, unwiederbringlich vernichtet. Leise schmerzliche Sehnsucht war an seine Stelle getreten, sie weinte der Freundin bittre heiße Thränen nach, von einem Schmerz erpreßt, der an Verzweiflung gränzte, und blieb, als der Wagen ihren Blicken entschwand, in Trübsinn versenkt, zum erstenmal warhaft einsam, zurück. Gedanken, Wünsche, Gefühle, die sie selbst nicht deutlich verstand, hatten unaufhaltsam sich ihres ganzen Wesens bemächtigt, sogar die immer wärmer sich aussprechende mütterliche Liebe der guten, milden Aebtissin, die in banger Sorge ihren Liebling bewachte und pflegte, vermochte nicht die arme Claire zu erheitern.

Mehrere Monate vergingen, bis ein neuer Besuch die Einsamkeit in Pareclet wieder einigermaßen belebte. Frau von Belmont, die Schwester der Aebtissin, kam, um nach damaliger Sitte, das erste Jahr ihres Wittwenstandes in klösterlicher Einsamkeit hinzubringen, und alles freute sich der Gegenwart der liebenswürdigen Frau. Nur Claire allein blieb in Trübsinn und Kummer versenkt, so innigen Antheil sie auch sonst an allem zu nehmen pflegte, was ihre geliebte Pflegemutter erfreuen konnte.

Immer schwerer ward der Kampf, den sie mit ihrem empörten Herzen zu kämpfen hatte, denn unaufhaltsam nahte der ihr jetzt furchtbare Tag, an welchem sie ihr Noviziat antreten sollte, um ein Jahr später einer Welt durch unauflösliche Gelübde auf immer zu entsagen, die in nur zu zauberischem Glanz, mit unwiderstehlicher Gewalt sie an sich zog. In bitterer Verzweiflung, in dumpfer Herzensangst, verweinte sie in ihrer einsamen Zelle die langen Nächte, und schlich am Tage betäubt umher, ein Bild unsäglichen Jammers. Mit Grausen dachte sie jeden Abend, wie nun abermals einer der Tage dahin sey, der zwi-

schen ihr und der Stunde ewiger Entsagung gestanden hatte. Ihr bang empörtes Herz erzitterte in mehr als Todesqualen, wenn sie das entsetzliche Gelübde und ihre trostlose Zukunft sich vorstellte, denen auszuweichen sie keine Möglichkeit vor sich sah. Immer von neuem begann sie den fruchtlosen Versuch sich Ergebung zu erringen, bis sie endlich, ermattet und verzweiflend, keinen andern Ausweg, keinen Trost, keine Hülfe mehr sah, als mit ihrem Schmerz zur Aebtissin zu flüchten, und sie um Beistand gegen sich selbst anzurufen. Unter einem Strom heißer Thränen bekannte sie der hochwürdigen Mutter, was in jedem andern Kloster schon für ein Vergehen gegolten hätte, das nur durch die härtesten Bußübungen getilgt werden könne; doch die milde edle Aebtissin vermochte hier nicht, strenge zu richten; sie hob die Weinende vom Boden auf, schloß sie in ihre Arme und trocknete mit linder Hand ihre Thränen.

„Lange schon seh ich dieser Stunde mit banger Sorge entgegen, und kann dich nicht verdammen," sprach sie und eine helle Thräne glänzte in ihrem milden Auge. „Glaube mir, meine Tochter, ich theile deine Angst mit dir, denn ich fühle, wie

schwer die Fesseln meines Standes auf dem lasten müssen, welchem kein innrer Beruf, nicht die Macht des Glaubens, die allein Welt und Tod überwindet, sondern die eiserne Gewalt harter Nothwendigkeit sie auferlegt; von jeher habe ich geahnet, daß Gott dich nicht zum Klosterleben berufen habe, und obgleich ich dich mit inniger Liebe im Herzen trage, und sehnlich wünsche, dich durch unauflösliche Bande auf immer an meine Nähe zu fesseln, so bleibt doch der Gedanke fern von mir, dein junges blühendes Leben der Erfüllung dieses Wunsches opfern zu wollen. Nein, meine Claire, wir wollen deine Einkleidung einstweilen noch verschieben, wir wollen abwarten, ob nicht vielleicht ein anderer Geist in deinem Herzen erwacht; ich sehe sogar die Möglichkeit vor mir, dich die Welt kennen lernen zu lassen, ehe du auf immer ihr entsagst; vielleicht wird die nähere Bekanntschaft mit ihr den großen Schritt der vor dir liegt, dir erleichtern, denn die Ferne gibt Vielem einen scheinbaren Reiz, den die Nähe wieder zerstört. Trockne deine Thränen, arme Claire, beruhige dein gequältes Herz; so lange es in meiner Macht steht, dich zu retten, lasse ich dich nicht untergehen.

Folge mir zu meiner Schwester, wir wollen die welterfahrne Frau in unsern Rath ziehen, die um meinetwillen dich fast nicht minder liebt als ich selbst."

Frau von Belmont hatte schon längst mit tiefgefühltem Mitleid die holde Blume betrachtet, die mit so viel Ansprüchen an ein freieres glücklicheres Daseyn, verurtheilt schien, zwischen dunkeln Mauern zu verschmachten; oft schon war Clairens beklagenswerthes Geschick der Gegenstand vertrauter Gespräche zwischen ihr und der Aebtissin gewesen; diese hatte ihre Zweifel an Clairens innerm Berufe zum *Klosterleben*, der Schwester nicht verhehlt, und Frau von Belmont ihr hierin nicht nur beigestimmt, sondern ihr auch ihre eigne Ueberzeugung mitgetheilt, daß Clairens seltne Schönheit und Anmuth gewiß überall, wo sie sich zeige, den tiefsten Eindruck machen müßte und daß es nur darauf ankäme, sie der Dunkelheit zu entreißen, um ihr den Weg zum glänzendsten Glücke zu bahnen. Beide Schwestern hatten, in mancher stillen Stunde, sich mit einander über die Möglichkeit von Clairens Rettung berathen, im Fall ihr Widerwille gegen das Klosterleben sich noch mehr

bestätigen sollte; Frau von Belmont war also in diesem Augenblicke sehr bereitwillig, den Liebling ihrer innigst geliebten Schwester aus der tiefen Seelenangst zu erretten, in der sie ihn versinken sah. Sie suchte die zagende Claire durch freundliches Zureden zu trösten, und erbot sich zuletzt, sie auf einige Zeit mit sich in ihren Schutz zu nehmen, sobald sie nach vollendetem Trauerjahr das Kloster verlassen würde, um in die große Welt zurückzukehren, in der sie von Jugend auf gelebt hatte, die sie genau kannte, und in der sie sich von jeher wohl befand, weil sie an ihrem bunten Treiben sich ergötzte, ohne sich von ihrem Strudel fortreißen zu lassen.

Der Plan, den beide Schwestern noch an diesem Abende, in Clairens Beiseyn entwarfen, wurde früher ausgeführt als sie gedacht hatten, denn Frau von Belmont mußte noch vor völligem Ablauf ihres Trauerjahrs Pareclet verlassen, weil wichtige Geschäfte nach Paris sie beriefen, wo eben damals der ganze Adel des Landes sich versammelte, um die Vermählung des jungen Königs zu feiern. Mit hochklopfendem Herzen, ängstlich, beklommen, und doch freudig, folgte Claire ihrer

neuen Beschützerin in den Wagen, der in jenes Zauberland sie führen sollte, dessen in magischem Duft schwimmende Umrisse, wenn gleich schwankend und unbestimmt, schon längst vor ihrem innern *Sinne* schwebten, und sie zu Wünschen und *Erwartungen* verlockten, für die sie selbst nicht einmal Worte hatte. Schon am Abende des ersten Tages der Reise mußte die schüchterne Claire, zu ihrem großen Schrecken, einem jungen Manne sich gegenüber sehen, der zu Frau von Belmonts näheren Bekannten gehörte. Das Ziel der Reise des jungen Grafen Blanchefort war ebenfalls Paris, wohin bei den *zu erwarten*den Festlichkeiten seine Stellung am Hofe ihn rief; es war also sehr natürlich, daß er sich die Ehre nicht nehmen ließ, während des noch zurückzulegenden Theils der Reise die Damen unterwegs zu begleiten und zu beschützen, aber auch nicht die Freude, die Stunden der Ruhe und Erholung in ihrer Gesellschaft zuzubringen.

Claire athmete kaum in seiner Gegenwart; mit niedergeschlagenen Augen saß sie in klösterlicher Zurückgezogenheit da, und erschrack wenn sie sich gezwungen sah, die an sie gerichteten Fragen dann und wann, mit leiser, kaum hörbarer Stimme

zu beantworten. Doch in den Augen des geübten Weltmannes, dem solche Erscheinungen völlig neu waren, gab diese schüchterne Befangenheit ihr einen unnennbaren Reiz; sie war so schön, wenn sie das dunkle Strahlenauge gegen den Grafen aufschlug, um es gleich wieder, tief erröthend, mit den langen seidnen Augenwimpern zu verschleiern; der süße, bebende Ton ihrer Stimme drang mit so rührender Gewalt in die tiefsten Tiefen seines Herzens, selbst die wenigen Worte, die er ihr abzugewinnen vermochte, schienen ihm so treffend angebracht, so viel Geist und Gemüth zu verrathen, daß es ihm unmöglich wurde dem holden Zauber zu widerstehen.

Claire war zu unerfahren und auch zu demüthig, um den mächtigen Eindruck zu bemerken den ihre Erscheinung hier machte, aber den weltgeübteren Blicken ihrer Beschützerin entging er nicht. Frau von Belmont bemerkte gar wohl, wie der Graf während der ganzen Reise nur für die schöne Claire Augen hatte, wie er mit unermüdlicher Aufmerksamkeit nur für sie und um sie beschäftiget war, und jedem ihrer kleinen Wünsche mit gefälligem Eifer zuvorkam. Sein ganzes Benehmen, jedes seiner Worte wie seine Blicke, verriethen ihr

das Aufflammen einer mächtigen Leidenschaft, und sie freute sich innigst dieses ersten Sieges ihres Lieblings; aber sie begnügte sich damit, stille Pläne für Clairens glücklichere Zukunft auf diesen zu gründen, und hütete sich gar sehr Clairen ihre Beobachtungen mitzutheilen, um sie nicht zu verschüchtern.

Doch als der Graf bei ihrer Ankunft in Paris sich sehr ernstlich die Erlaubniß erbat, den Damen auch während den wenigen Wochen seine Aufwartung machen zu dürfen, in welchen Frau von Belmont wegen des noch nicht völlig abgelaufenen Trauerjahrs, sich nicht öffentlich zeigen durfte, als er nun täglich kam, und seine heiße Liebe zu Clairen immer deutlicher in seinem Betragen sich aussprach, da glaubte die welterfahrene Frau es doch nicht länger aufschieben zu dürfen, auch ihre junge Freundin über den Sieg aufzuklären, den ihre Schönheit errungen. Claire hörte tief erröthend und schweigend ihr zu, während diese alles deutlich auseinander setzte, was sie von des Grafen Leidenschaft überzeugt hatte.

„Die Welt kennt und ehrt den Grafen Blanchefort als einen der edelsten Männer am Hofe,“

sprach sie, „und seine Absichten in Hinsicht auf dich, meine Claire, können nicht anders als höchst ehrenvoll seyn. So werde ich denn, früher als ich es hoffen konnte, meine innigsten Wünsche für dich erfüllt sehen;“ setzte Frau von Belmont hinzu, indem sie Clairen liebevoll an ihr Herz drückte; „die glänzendste Verbindung wird dich, liebliches Wesen, den dunkeln verhaßten Klostermauern entreißen, sie wird dich an den Platz stellen, der deiner Schönheit, deinen geistigen Vorzügen gebührt, und ich preise mich zwiefach glücklich, daß ich es war, die zu dieser erfreulichen Wendung deines Geschicks, zuerst die Veranlassung gab.“

Claire weinte still am Busen der mütterlichen Frau. „Meine freundliche, gütige Beschützerin,“ sprach sie, und bedeckte die Hände derselben mit Küssen und Thränen, „meine theure zweite Mutter, wie kann ich jemals diese liebevolle Theilnahme an mir, der Verlassnen, verdienen! Ich möchte es versuchen indem ich ihrer Leitung mich ganz überließe, aber eine leise Stimme, tief in meinem Gemüth, erhebt sich gegen diese Verbindung, auf der sie mein Glück zu gründen gedenken. Ich

erkenne alle gute Eigenschaften des Grafen, es liegt nichts in seinem Wesen, in seiner Erscheinung, das mir mißfallen könnte, ich glaube, ich könnte sehr glücklich mit ihm leben, wäre nur der Abstand zwischen seiner Stellung im Leben und der meinigen minder bedeutend. Müßte ich nur nicht, indem ich seine Gattin werde, ihm alles verdanken, Namen und Rang, Reichthum und Glanz, während ich nichts weiter ihm zubringen kann als mein dunkles armes Selbst. Mehr als jemals empfinde ich das unüberwindlichste Grauen vor dem Klosterleben, ich möchte eben so gern *sterben als* mich ihm opfern, doch der Gedanke *an eine* unglückliche Ehe ist mir nicht minder fürchterlich, und es dünkt mir, Gleichheit des Standes und Vermögens seyen zum Glück derselben unentbehrlich. Heirathe ich den Grafen, so ist die Fortdauer seiner Liebe das Einzige, worauf ich meine Hoffnung für die Zukunft gründen kann; sie allein kann meinem Gemahl all' die schweren Opfer erleichtern, die er mir zu bringen hätte. Ewig müßte ich fürchten den Zauber aufgelöset zu sehen, der ihn mir verband, und wenn er denn vielleicht den Schritt einst bereuen sollte, den er

gethan, wenn er jemals — nein!" rief sie mit strömenden Augen, „nein, das ertrüge ich nicht! Lieber sterben, einsam vergehen zwischen jenen fürchterlich düstern Mauern!"

Frau von Belmont suchte halb durch gutmüthigen Spott, halb durch ernste gründliche Belehrung, das, ihrer Meinung nach, zu weit getriebne Zartgefühl der armen Claire zu beschwichtigen, und ihr eine freundlichere Ansicht des Lebens zu eröffnen. Claire versprach endlich den Grafen auf keine Weise zurückzuschrecken, sondern gegen ihn freundlich zu seyn, und dies zu halten wurde ihr nicht schwer, denn je länger sie mit ihm umging, je genauer sie ihn beobachtete, je weniger vermochte sie ihm die innigste Hochachtung zu versagen. Ihr Betragen gegen ihn ward mit jedem Tage freundlicher, um so mehr, da alle die feinen Abstuffungen desselben, ihr noch völlig unbekannt waren, welche allein Weltgebrauch lehren kann. Der Graf bemerkte mit Entzücken ihr zunehmendes Vertrauen, seine Hoffnung, ihr Herz sich zu gewinnen, stieg bald zur völligen Gewißheit, sie selbst vielleicht wähnte ihn zu lieben, da noch kein wärmeres Gefühl die junge Brust jemals

bewegt hatte, und nach wenigen Wochen, wurden beide, sowohl von Frau von Belmont, als der Gesellschaft in der sie lebten, für ein Paar gehalten, dessen näherer Verbindung man mit Gewißheit entgegen sehen durfte.

Indessen begannen die glänzenden Feste zur Vermählungsfeier des Königs, und Frau von Belmont, deren Trauerjahr jetzt vorüber war, machte sich eine Freude daraus, Clairen an Allen Theil nehmen zu lassen, und sich an dem freudigen Erstaunen des jungen Mädchens, über diese nie geahnete Pracht zu ergötzen.

Eines der ersten und glänzendsten dieser Feste, war ein Wettrennen zu Pferde, bei welchem die Blüthe des jungen französischen Adels an Pracht und Gewandtheit einander zu übertreffen strebte. Ein sehr großer Platz in Paris, war mit ungeheurem Aufwande zum Schauplatz dieses ritterlichen Spieles eingerichtet worden; rings um denselben zog sich eine reich verzierte Estrade, auf welcher die Damen, gleichsam als Kampfrichterinnen saßen, im reichsten Schmuck köstlicher Stoffe, strahlend von Gold und Juwelen. Nur Claire machte hierin eine Ausnahme; Jugend und Schönheit waren ihre

einzige Zierde, und sie schien auch keiner andern zu bedürfen, um Aller Augen auf sich zu ziehen; die ihr eigene unbeschreiblich rührende Anmuth wurde durch den Kontrast ihres einfachen Kleides, mit der sie umgebenden Pracht, nur um so auffallender, jeder fragte seinen Nachbar: wer das wunderschöne Mädchen sey, das zwischen der Frau von Belmont und der Gräfin Ligny in einer der vordersten Reihen saß? Und die Blicke der, auf ihren prächtigen muthigen Rennern einherstolzierenden Jünglinge, wandten unablässig sich der holden Unbekannten zu.

Jede der Damen auf der Estrade wählte, kurz vor dem Beginnen des Wettkampfes, sich einen Ritter, den sie vorzugsweise während desselben mit ihren Wünschen begleitete, und auch Claire, obgleich sie keinen unter ihnen kannte, durfte diesem, damals allgemein herrschenden Gebrauche, sich nicht entziehen. Ihre Wahl fiel auf den jungen Montauban, den einzigen Sohn eines sehr reichen und edlen Hauses; nicht weil er schon lange, den Blick fest auf sie geheftet, regungslos ihr gegenüber gehalten; ihre bescheidene Schüchternheit, welche auf ihrem in die Augen fallenden

Standpunkt ihr kaum aufzublicken erlaubte, hatte sie verhindert dieses zu bemerken; doch der edle Anstand, mit welchem dieser Ritter sein muthiges Roß gleichsam spielend regierte, und seine edle hohe Gestalt waren ihr dennoch aufgefallen, und hatten ihre Wahl bestimmt.

Das Wettrennen begann, ein Schauspiel seltner, lebensreicher Art, das alle Herzen in frohe Bewegung setzte; auch Claire, die nie etwas Aehnliches gesehen, fühlte sich zur lebhaftesten Theilnahme daran hingerissen; mit glänzenden Augen folgte sie jeder Bewegung des Ritters den sie sich erkoren, und konnte sich nicht enthalten, mit jugendlicher Lebhaftigkeit ihre Freude über jeden kleinen Vortheil der ihm wurde, laut werden zu lassen; doch, da auch die übrigen Damen die nämliche Theilnahme an dem Gelingen ihrer Ritter äußerten, so fiel dieses weiter nicht auf, und Niemand dachte daran Clairens Betragen tadeln zu wollen.

„Kommen Sie Vetter, bringen Sie hier dem schönen Fräulein von Milay Ihren Dank, dessen gute Wünsche Sie begünstigten, und dem Sie deshalb keinen geringen Antheil an dem Siege schuldig

sind, den Sie errungen," rief die, neben Clairen sitzende, Gräfin Ligny dem jungen Montauban zu, der nach beendetem Wettrennen mit einigen andern jungen Männern auf die Estrade kam, um die Damen zu begrüßen.

Claire glühte in erhöhtem Purpur und schlug betroffen das schöne Auge nieder; auch Montauban erröthete, und wußte nicht gleich Worte zu finden, doch seine größere Weltgewandtheit half ihm die süße Verwirrung, von der er befangen sich fühlte, schnell zu bemeistern. Es gelang ihm ein Gespräch mit Clairen anzuknüpfen, das, kurz wie es war, ihn dennoch immer tiefer in den holden Zauber hineinzog, der bei ihrem ersten Anblicke sich seiner bemächtiget hatte. Das Fest war jetzt vorüber, und Montauban begleitete seine Tante an ihren Wagen, während er mit tausend Fragen in Hinsicht auf die schöne Unbekannte in sie hineinstürmte. „Wer ist diese wunderholde Erscheinung? Wie heißt sie? Wo hält sie sich auf?"

„Sachte, sachte, mein junger Held," erwiderte die Tante, „die wunderholde Erscheinung ist nichts mehr und nichts weniger als ein unbedeutendes Fräulein von Milay, von ziemlich dunkler

Herkunft, welches Frau von Belmont aus Pare- clet mitgebracht hat, um ihm ein wenig die Welt zu zeigen, ehe es den Schleier nimmt, für den es bestimmt ist. Es scheint aber als ob der Him- mel bei dieser Gelegenheit um eine Braut kommen werde, denn Graf Blanchefort beweist große Lust sie zu der seinigen zu machen, Frau von Belmont begünstigt seine sehr ernsthafte Liebe, und die Kleine scheint ihm auch nicht abhold zu seyn, was in ihrer Lage wohl Niemand ihr verdenken wird. Hier gibt es also nichts für Sie zu thun, mein lieber Vetter, und mein unmaßgeblicher Rath wäre, daß Sie lieber gar nicht mehr in die gefährlichen Augen hineinsähen, die, wie ich fürchte, schon einiges Unheil in Ihrem Herzen angerichtet haben."

„Zu spät, viel zu spät kommt dieser gute Rath meine gnädige Tante!" erwiederte Montauban läch- elnd. Mit Blanchefort aber nehmen wir es allen- falls noch auf, dachte er bei sich selbst, indem er sich schweigend von der Gräfin beurlaubte. Noch am nämlichen Abende ließ er in der Gesellschaft der Frau von Belmont sich vorstellen, am folgen- den Morgen war es sein Erstes, bei ihr einen Besuch abzustatten, und da sowohl seine Persön-

lichkeit als der hohe Rang seines Vaters ihm überall Zutritt verschafften, so war er sehr bald in ihrem Hause nicht minder einheimisch als Blanchefort selbst, dessen Scharfblick, zum großen Schrecken desselben, einen höchst gefährlichen Nebenbuhler in ihm entdeckte.

Nie gab es wohl, bei gegenseitiger Liebenswürdigkeit, eine größere Verschiedenheit als zwischen dem Grafen Blanchefort und dem Marquis von Montauban. Jeder dieser jungen Männer war in jeder Hinsicht völlig das Widerspiel des andern. Der Graf berechnete in seinen Aeußerungen, in seinen Handlungen, in seinem Betragen, nur den Eindruck, den dieses alles auf die ihn umgebende Welt machen dürfte; und es war ihm gelungen, sich die Gunst derselben dadurch zu erwerben, und bei jeder Gelegenheit sich den allgemeinsten Beifall zu sichern. Montauban berücksichtigte in allem und vor allem den eignen Richter in seiner Brust, und achtete das Urtheil der Welt nur in so fern, als es mit dieser innern Stimme überein kam. Er that immer und überall das, was er für das Wahre und Rechte hielt, unbekümmert, ob Andere diese Ansicht mit ihm theilten. Des Grafen ein=

schmeichelndes gefälliges Betragen, verrieth ein unablässiges Bestreben jedermann für sich zu gewinnen; Montauban konnte höchst liebenswürdig erscheinen, sobald er es wollte, aber er wollte es nur *denen* gegenüber, die er achtete und liebte, und ließ *die* Uebrigen von ihm denken und sagen was sie wollten, ohne sich weiter darum viel zu bekümmern.

Die heiße Liebe, von der er bei Clairens erstem Anblicke sich tief ergriffen fühlte, stieg mit ungebändigter Gewalt bei jedem Wiedersehen; sein ganzes Daseyn war ihr hingegeben, er dachte nur sie, lebte nur in ihrer Gegenwart, und vermochte eben so wenig dieses, ihn allmächtig beherrschende Gefühl zu besiegen, als es zu verbergen. Auch Claire fühlte sich unwiderstehlich von ihm angezogen. Und wie hätte die glühende Liebe des schönen, liebenswerthen Mannes, die unverfälscht durch Ziererei und fader Galanterie, in seinen Blicken, in jeder seiner Bewegungen sich aussprach, sie ungerührt lassen können? Claire wurde nur zu deutlich gewahr, wie himmelweit das, was sie für ihn empfand, von dem verschieden sey, was sie für Blanchefort fühlte, aber sie glaubte, dies Gefühl

unterdrücken, vor Allem aber dem der es erregte, verbergen zu müssen, und setzte ihn daher oft in Verzweiflung, weil sie ihm bei jeder Gelegenheit mit auffallender Kälte, zuweilen sogar unfreundlich entgegen trat.

„O wäre ich Blanchefort!“ rief Montauban, von seinem Gefühl hingerissen, bei einer solchen Veranlassung einst aus; „dürfte ich mit ihm um den köstlichsten Preis ringen! Wohl ist er, der Beneidenswerthe, völlig unabhängig von Andern, er kann über sich selbst, über seine Hand, über sein Vermögen frei gebieten, ich darf es noch nicht, und darum verzehre ich mich in fruchtlosem Sehnen, in glühenden Wünschen; und doch sollte ich diese meine Abhängigkeit segnen, denn stände es anders um mich, wie könnte ich je es ertragen, mich, um des glücklichen Blancheforts willen, mit Kälte zurückgewiesen zu sehen!“

„Nein, sie glauben nicht im Ernste, daß ich den Grafen vorziehe?“ erwiederte Claire, in ihrer jugendlichen Unbesonnenheit zu einer Aeußerung hingerissen, zu der die Ueberraschung des Moments und ihre stille Neigung sie verleiteten, und die sie gleich darauf von Herzen bereute. Nur einen Au-

genblick sah sie in Montaubans Augen das freudigste Entzücken aufflammen, sie fühlte wie sehr jene wenigen Worte ihr heiligstes Geheimniß verrathen hatten, und schlug beschämt und erröthend die Augen nieder.

Montauban sah es, er bebte vor innerer Wonne, aber er fühlte zu zart, um die Geliebte in diesem Augenblick durch laut ausgesprochnes Entzücken zu verletzen; er gewann es sogar über sich, stumm und wortlos sich zurückzuziehen, und entfernte sich bald darauf, mit einem Herzen voll der seligsten Ueberzeugung, geliebt zu seyn. Die arme Claire aber ging, zum erstenmal gepeinigt von innern Vorwürfen, in ihr einsames Zimmer, um sich dort einem nie gekannten Schmerz, dem Schmerze des Bereuens, zu überlassen.

„Das also," sprach sie bitterlich weinend zu sich selbst, „das also ist die Welt, in die mich zu sehnen, ich thörich genug war! Das also sind ihre Gefahren, die ich verachtete, weil ich sie nicht früher erkannte als jetzt, wo es leider zu spät ist. Was fehlt mir denn noch, um den Verächtlichsten meines Geschlechtes zu gleichen? Wei-

bern, über die ich so hoch erhaben zu seyn wähnte, daß die Furcht, ihnen auf ihrem Wege zu begegnen, mir nie in den Sinn kam! Falsch und buhlerisch, gleich der geübtesten Kokette, habe ich zwei Männer zu gleichen Hoffnungen erhoben; Blanchefort und Montauban, beide glauben sich von mir geliebt, und mein Betragen berechtigt zu diesem Glauben. O meine heilige fromme Mutter in Pareclet! sähst du in diesem Augenblicke dein Kind, wie es seine Laufbahn auf dem nämlichen Wege beginnt, auf die nämliche Weise, die Tausende schon in Untergang und ins Verderben führte! Warum mußte ich von dir mich trennen, warum von meinem eitlen Sinn mich hinaus, in die Welt verlocken lassen! Ich kehre reuevoll zu dir zurück, ich entsage diesen nichtigen Freuden, diesem verblendenden Glanz, es ist das Einzige, was ich noch thun kann, um mich zu retten; beide Männer die ich täuschte, sollen mich nie wieder erblicken! Wie könnte ich jemals die Blicke des Einen, in der Gegenwart des Andern ertragen? Zurück, zurück mit dir, arme Claire, zurück in dein dunkles Kloster; besser, tausendmal besser, dort einsam verschmachten, als hier in Glanz und

Freude leben, ohne Frieden in dem von Gewissensbissen gepeinigten Herzen."

Der innere Kampf den Claire abermals zu kämpfen hatte, war indessen so leicht nicht abgethan; es kostete ihr einen Strom heißer bittrer Thränen, ehe es ihr gelang, bei dem Entschlusse, zurück ins Kloster zu gehen, zu beharren; doch endlich gewann ihr reines, jeder Falschheit abholdes Gemüth den schweren Sieg. Sie trocknete ihre Thränen, suchte jede Spur derselben zu vertilgen, und war bereit zur Frau von Belmont zu gehen, um sie zu bitten sie eilends nach Pareclet zurückbringen zu lassen, als ganz unerwartet Aurora in ihr Zimmer trat, die eben erst mit ihrer Mutter vom Lande nach Paris zurückgekehrt war.

Aurorens erste Begrüßungen und Liebkosungen waren etwas stürmischer Art; sie ging gleich darauf zu dem gewohnten vertraulichen Ton über, obgleich Claire, in diesem Augenblick völliger Entzweiung mit sich selbst, nicht fähig war darauf einzugehen. Was ihr Gemüth in seinen Tiefen bewegte, mochte sie sich selbst kaum eingestehen, und, gleich ihrer zudringlichen Freundin, mit Eroberungen zu prahlen, dazu war sie weder eitel



noch ruhig genug. Sie erzählte Auroren in aller Kürze die Veranlassung ihres jetzigen Aufenthalts in Paris, und daß sie eben im Begriff sey nach Pareclet wieder zurückzukehren.

„Nun, meine Hochzeit wirst du doch wenigstens abwarten? So große Eile wird es mit deiner Rückkehr ins Kloster doch nicht haben, sie wird vielleicht schon in nächster Woche gefeiert!“ rief Aurora.

„Du heirathest also deinen St. Alban?“ fragte Claire ziemlich gleichgültig. „Ihn und nicht ihn, wie man es nehmen will,“ erwiderte Aurora. „Eigentlich heirathe ich den Marquis von Montauban, der unter dem wenig bedeutenden Namen eines Chevalier St. Alban mein Herz durch seine Persönlichkeit gewinnen wollte, ohne Rücksicht auf seinen Rang und seine übrigen glänzenden Verhältnisse. Noch weiß mein Geliebter nicht, wie nahe er der Erfüllung seiner glühendsten Wünsche steht; sein Vater hat dem meinigen, erst kürzlich, den eigentlichen Namen dieses angeblichen St. Alban entdeckt, indem er im Namen seines Sohnes um meine Hand warb. Beide Papa's haben so lange auf dem Lande verweilt, um alles unter

sich in Richtigkeit zu bringen, und ich habe darüber so manches glänzende Fest hier versäumen müssen. Doch nun ist alles angeordnet, und unsre Vermählung wird mit ehestem gefeiert werden."

Betäubt, in Todeskälte erstarrt, hörte Claire ihre geschwätzige Freundin an, und glaubte zu träumen, und bat Gott, sie von diesem bangen Traume erwachen zu lassen, während Aurora viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt war, um ihren Zustand zu beachten. Der unaufhaltsame Fluß ihrer Rede ergoß sich noch eine Weile über Montaubans Liebenswürdigkeit, über ihre gegenseitige glühende Liebe, über das glänzende Glück, dem sie an seiner Hand entgegen ginge, dann verließ sie Clairen, unter wiederholten Einladungen, doch ja bis zu ihrem, gewiß sehr nahen Hochzeitstage in Paris zu bleiben, und nahm die Ueberzeugung mit sich, daß ihre Freundin ihr dieses zugesagt habe.

Ein Strom heißer Thränen drängte aus Clairens bang erschüttertem Herzen sich in ihre Augen herauf, ohne es zu erleichtern; sie wünschte in ihrer Verzweiflung ihr Leben ausweinen zu können. Betrogen, verachtet, verspottet von dem Manne, dem sie vor wenigen Stunden ihre Neigung zu ihm so

offen verrathen! Es war ihr unmöglich einen andern Gedanken zu denken als diesen, den trostlosesten von Allen. Vergebens versuchte sie den Elenden verachten zu wollen, der ihre Unschuld zum Ziel des bittersten Hohnes gemißbraucht; was auch ihr Verstand ihr Tröstendes eingeben wollte, ging verloren, denn nie war sie deutlicher sich ihrer Liebe zu ihm bewußt gewesen, und sie haßte sich selbst, weil sie die Unmöglichkeit fühlte, ihn zu hassen. Immer furchtbarer drangen namenlose Qual verzehrender Reue auf sie ein. „Morgen, mit Aufgang der Sonne muß ich fort," rief sie endlich in unsäglicher Angst, „fort, fort aus dieser Hölle, in das stille, stumme Grab meiner Jugend!" Eben strebte sie zum zweitenmale, nur so viel Kraft sich zu erringen, um zu Frau von Belmont gehen und ihr diesen ihren unerschütterlichen Vorsatz mittheilen zu können, als abermals die Thüre sich öffnete, und Frau von Belmont selbst mit freudestrahlendem Gesicht in ihr Zimmer trat.

„Ich wünsche dir und mir Glück," rief sie schon in der Thüre, und schloß die bleiche, verweinte Claire in ihre Arme, ohne sich Zeit zu lassen sie näher zu betrachten. „Vom Kloster ist

gar nicht mehr die Rede; was ich vorhersah, ist in Erfüllung gegangen; Liebe, Rang, Reichthum, das glänzendste Loos erwarten dich, meine Claire, die Hand des edelsten Mannes entreißt dich der Dunkelheit; tausende werden um dein glänzendes Loos dich beneiden, ich werde dich, meinen Liebling, stets in meiner Nähe behalten und an deinem Glücke mich erfreuen; denn Graf Blanchefort hat so eben förmlich um dich angehalten, und mich gebeten, seine Fürsprecherin bei dir zu seyn. Nie gab es eine glühendere Liebe! Er verehrt dich, er betet dich an, als wärst du eine Königin, er segnet das Geschick, das ihm die Möglichkeit vergönnt, dich vor den Augen der Welt auf den glänzenden Standpunkt zu erheben, der dir vor tausenden gebührt. Claire, Claire, wie glücklich wirst du seyn, wie glücklich ich, in meiner Freude über dich!"

Claire hing fast leblos in den Armen ihrer gütigen Freundin, und benetzte, ohne sich dessen bewußt zu seyn, den Busen der sie mütterlich liebenden Frau mit einem Strom heißer Thränen.

„Was ist das?" rief Frau von Belmont erschrocken, indem sie jetzt Clairens Zustand bemerkte:

„Du weinst? du schweigst? Claire, es ist nicht alles wie es seyn sollte! Würdest du weinen? Würdest du schweigen, wenn ich jetzt nicht für den Grafen, wenn ich für Montauban spräche?"

„O nur den einen, den verhaßten Namen nennen sie nicht!" flehte Claire, wand in neu erwachender Verzweiflung sich aus den sie umschließenden Armen, und sank auf die Knie, indem sie das vor Schaam und Schmerz erglühende Gesicht, in den Kleidern der Frau von Belmont verbarg. „Montauban hat nie mich geliebt, er spottete meiner mit entsetzlichem Hohn, Aurora liebt er, ihr vermählt er sich in wenigen Tagen, eben war sie hier um es mir zu verkünden," schluchzte Claire, kaum vernehmbar.

Mitleidig hob Frau von Belmont sie vom Boden auf, nahm sie von neuem in ihre Arme, und versuchte alles, was die innigste Theilnahme und ihr weltgeübter Verstand ihr nur Tröstendes eingeben konnten, um die Arme zu beschwichtigen. Als sie Clairen wenigstens in so weit gefaßt sah, daß sie ihr fähig schien sie zu verstehen, fing sie an Blancheforts reine uneigennützige Liebe, und

Montaubans falsches unedles Betragen, im hellsten Lichte einander gegenüber zu stellen.

„Wie treu, wie wahr ist des Grafen edle Liebe!“ sprach sie, „er, der unter den schönsten Töchtern der edelsten Häuser freie Wahl hätte, achtet deine Hand für den höchsten Preis, den ein günstiges Geschick ihm gewähren kann! Montauban heuchelte dir Liebe; weil du arm bist und nicht aus hohem Stamme geboren, war er unedel genug dich als ein schickliches Ziel seiner witzigen Einfälle zu betrachten; er suchte dein Herz zu gewinnen, um sich hernach gegen seine Bekannte, vielleicht sogar gegen Aurora selbst, mit der leichten Eroberung zu brüsten. Was ich dir hier sage, klingt hart, aber ich kenne die jetzige Männerwelt, und kann und darf, zu deinem eignen Heile, dich nicht schonen. Glaube mir, Montauban wollte nichts weiter als das unbedeutende Mädchen verlachen, das sich einbildete, der Sohn eines Duc und Pair von Frankreich könne zu einer solchen Verbindung sich herablassen.“

Claire schauderte und war einer Ohnmacht nahe.

„Mein Kind, mein liebes Kind, wie gern

schonte ich deiner!“ rief Frau von Belmont sehr bewegt, „glaube mir, ich würde es; ich würde dich in meine Arme, an mein Herz nehmen, und Tage und Nächte lang mit dir weinen, ohne nur mit einem Worte, einem Blicke dir wehe zu thun, hätte ich nicht die tröstliche Gewißheit, daß es in deiner Hand liegt, den Unedlen empfindlich zu strafen. Zeige ihm, daß er ein eitler Thor war, indem er wähnte von dir geliebt zu seyn, gieb dem edlen Grafen Herz und Hand, belohne seine treue uneigennützige Liebe, und sey überzeugt, daß du nicht eindringlicher an dem verächtlichen Montauban gerächt werden kannst, als auf diese Weise. Ich kenne das menschliche Herz, was es heute verschmäht, wird morgen der Gegenstand schmerzlicher Reue, sehnlichen Verlangens, sobald es nicht mehr erreichbar ist.“

Diese letzten Worte der welterfahrnen Frau verfehlten nicht, den tiefen Eindruck auf Clairen zu machen, den sie beabsichtigten. Es ist so schwer sich selbst zu bekennen, daß der süße Wahn, geliebt zu seyn, nur ein Traumbild war! Was auch Vernunft und äußere Ueberzeugung dagegen einwenden mögen, in den verborgensten Tiefen des Herzens

bleibt immer die Hoffnung rege, daß die Flamme, an die zu glauben uns beglückte, nicht völlig bis auf den letzten Funken erloschen sey!

Auch Claire konnte von dem Gedanken sich nicht losreißen, daß Montauban, wenn gleich der Verlobte einer Andern, sich dennoch durch ihre Vermählung mit dem Grafen tief gekränkt fühlen würde; zum erstenmal erwachte die Lust der Rache in ihrem tief verwundeten Gemüth, und betäubte jedes bessere Gefühl. Von ihr, der von ihrer Kindheit an zu einem dunkeln Daseyn Bestimmten, von ihr, der Verspotteten, Verachteten, hing es in diesem Augenblick allein ab, den Unterschied aufzuheben, der das Glück zwischen sie und jene Aurora gestellt, die sie jetzt gehaßt haben würde, wäre ihr weiches Gemüth einer solchen Empfindung fähig gewesen. Sie konnte, sobald sie es wollte, mit jener in Pracht und Rang wetteifern, und welch ein Triumph müßte es seyn, den stolzen eingebildeten Montauban zu demüthigen! Ihm zu zeigen, wie sehr seine eitle Einbildung ihn irre geführt!

Der Mangel an Rang und Vermögen hatte Clairens heitern Sinn bis jetzt nie getrübt, nie



war der Wunsch in ihr aufgestiegen, diese Vorzüge zu besitzen; doch jetzt, in dieser harten, dunkeln Stunde, in der sie, eben wegen ihres Mangels daran, sich verachtet und zurückgesetzt fühlte, erwachte die Eitelkeit zum erstenmal in ihrer jungen Brust, und riß zu einem Schritte sie hin, gegen den ihr besseres Gefühl, betäubt wie es war, sich dennoch leise empörte. Das wirklich gutgemeinte Zureden der Frau von Belmont blieb ebenfalls nicht ganz wirkungslos, und Claire versprach endlich den Grafen nicht ganz unbedingt von sich zu weisen, wie sie es erst Willens gewesen war, sondern ihm zuvor am folgenden Morgen eine Stunde Gehör zu gewähren.

Claire brachte die ganze Nacht in ernstem Nachdenken zu. Stille Einsamkeit beschwichtigten ihr aufgeregtes Gemüth, sie sah ein, daß sie vergeblich versuche Montaubans überlegten Verrath an ihrem Herzen, sich abläugnen zu wollen, und des Grafen wahre innige Liebe, zeigte sich ihr in einem um so helleren Lichte. Der ganze Umfang des Opfers, das er dieser Liebe bringen wollte, ward ihr jetzt erst recht deutlich, und sie empfand es um so tiefer, da Montaubans Betragen, sie

erst seit wenigen Stunden, von dem Werthe der Güter überzeugt hatte, welche der Graf mit seiner Hand ihr bot. Solch eine Liebe war des schönsten Lohnes werth, und Claire beschloß wirklich, ihn ihr zu gewähren. Sie nahm sich redlich vor, dem Grafen in Liebe und Treue lebenslänglich ganz und ungetheilt anzugehören, nur hielt sie es für Pflicht, ehe sie die Hand ihm reichte, erst alles das ihm recht vorzustellen, was er aus Liebe zu ihr auf das Spiel zu setzen bereit sey. Recht innig und eindringlich wollte sie ihn bitten sich nochmals ernstlich zu prüfen, ob er auch durch ihren Besitz sich fortwährend für alles das entschädigt fühlen könne, was er in diesem Augenblicke dafür hinzugeben bereit sey.

Zwar mit ängstlich klopfendem Herzen, aber doch übrigens in leidlicher Fassung, ging Claire am nächsten Morgen der entscheidenden Unterredung entgegen, und hatte Muth genug dem Grafen alles zu sagen, was sie in der Stille der vergangnen Nacht ersonnen, und mühsam in ihrem Geiste zusammengestellt und geordnet; denn es war ihr heiliger Ernst damit, den Grafen zum Rücktritt zu bewegen, im Fall' er fühlen sollte, daß er seiner

selbst nicht ganz sicher sey; doch je länger sie sprach, je klarer und deutlicher sie ihr innres, beßres Seyn vor seinem liebetrunknen Blick entfaltete, je fester ward er in dem Entschluß, dieses, in jeder Hinsicht so ausgezeichnete Wesen, um jeden Preis sich zu gewinnen.

„Blanchefort," bat Claire mit ihrer süß schmeichelnden Stimme, „bedenken Sie, daß schon bei Ihrer Geburt die Verbindlichkeit Ihnen auferlegt ward, auch vor der Welt sich aller Ehre und Achtung würdig zu zeigen; der hohe Standpunkt, auf den Verdienst und Rang Sie stellen, läßt keine Ihrer Handlungen unbemerkt. Schon der Name Ihres alten edlen Hauses, verpflichtet Sie seiner würdig zu bleiben, meinen Namen kennt die Welt nicht, meine dunkle Herkunft stellt mich von dieser Seite tief unter Sie; die Welt wird Ihre Liebe für leidenschaftliche Verblendung erklären, und je höher Sie bis jetzt in ihrer Achtung standen, je weniger wird sie eine solche Schwäche Ihnen vergeben. Jetzt kommt alles Ihnen mit freudigem Eifer entgegen, künftig wird man sich von Ihnen zurückziehen: man wird mit spöttischem Lächeln sich, achselzuckend, von Ihnen abwenden. Aus Furcht, daß mein Name

Ihnen wie ein Vorwurf klingen möchte, werden Ihre besten Freunde, Ihre nächsten Verwandten, es kaum wagen Ihrer Gemahlin gegen Sie zu erwähnen. Und setzen Sie auch den Fall, daß es mir endlich gelingen möchte, die allgemeine Stimme durch *mein* Betragen in so weit zu gewinnen, daß sie den Vorzug mir vergäbe den Ihr Herz mir gewährt; gewiß, ich werde mit Anstrengung aller meiner Kräfte danach streben! Aber unendliche Zeit muß dennoch vergehen, ehe ich das Ziel erreiche, während welcher Sie meinetwegen tausend Unannehmlichkeiten zu erdulden hätten. Sie würden sich daran gewöhnen müssen, am Hofe, in der Gesellschaft nicht mehr die frühere Freude zu finden, nicht mehr dort auftreten zu können wie wohl sonst zuvor, gesucht, geehrt, ausgezeichnet von den Vornehmsten und Edelsten, die Ihnen ebenbürtig sind."

„Claire!" rief endlich der Graf, „wer Sie hört, möchte ewig Sie hören, darum vermochte ich nicht Sie zu unterbrechen, obgleich jedes Ihrer Worte mich schmerzlich verletzte, denn Sie lästerten das Edelste und Schönste was die Erde trägt. Holdes, liebenswerthes, entzückendes We-

sen! Dir soll ich entsagen? Das hieße dem Tode mich weihen!“ rief er hingerissen von Liebe, zu ihren Füßen sinkend. „Claire! Sie mir zu Eigen errungen zu haben, wird ewig mein Stolz und mein Entzücken seyn; die Welt, weit entfernt mich deshalb zu tadeln, wird mein hohes Glück mir zum Verdienste anrechnen, sie wird mich beneiden, weil es mir vergönnt ward, dich unwürdiger Dunkelheit entrissen zu haben, dich, die Krone der Welt! ein Geschöpf, werth einen Thron zu schmücken! O meine angebetete Geliebte,“ sprach er aufstehend und drückte ihre Hand fest an sein hochklopfendes Herz, „lassen Sie durch Ihre seltene Bescheidenheit sich nicht zur Ungerechtigkeit gegen sich selbst verleiten, keiner wird jemals Sie sehen, ohne Sie zu bewundern und den glücklichen Blanchefort zu beneiden, dem es gelang, ein solches Kleinod zu erwerben; das glauben Sie fest.“

Was Claire auch ferner noch einwenden mochte, der Graf blieb bei seinem Entschluß, ihre Gründe glitten an ihm ab, die Beredsamkeit, mit denen sie diese vertheidigte, schienen ihn in seiner Beharrlichkeit nur noch zu bestärken. Sie mußte

endlich für überwunden sich anerkennen, doch nur unter einer einzigen Bedingung, von der sie nie abgehen zu wollen erklärte.

„Morgen,“ sprach sie, „geh' ich nach Pareclet zurück, um dort einige Monate zu verweilen. Bleibt Ihre Liebe zu mir auch in der Ferne sich gleich, verändert sich nichts in Ihren Wünschen und Ansichten, auch wenn Sie nicht, wie jetzt, mich täglich sehen, so kehre ich nach dieser Frist zurück, um Ihnen mein ganzes Leben zu weihen. Ich muß, theurer Graf, ich muß auf dieser Probe Ihrer Beständigkeit fest bestehen, Herz und Vernunft gebieten es mir. Ich bin mir selbst es schuldig sie von Ihnen zu fordern, eben jenes zwischen unsern äußern Verhältnissen obwaltenden Unterschiedes wegen. Dies darf Ihnen nicht wehe thun; glauben Sie mir, stünden wir in jeder Hinsicht einander völlig gleich, so würde jede Bedenklichkeit von meiner Seite von selbst verschwinden; doch da es ist wie es ist, so muß ich alles thun, um auch für die Zukunft mir den Frieden mit mir selbst zu erhalten.“

Die Unterhaltung hatte lange gewährt, sie hatte im Salon statt gehabt, in welchem Frau

von Belmont gewöhnlich alle Vormittage Besuche annahm; denn Claire hatte einiges Bedenken getragen, den Grafen in ihr eignes Zimmer einführen zu lassen; und so war denn die gewöhnliche Visitenstunde allmählig und unbemerkt herbeigeschlichen. Montauban war einer der ersten unter denen die sich einstellten, und Claire bebte zwar innerlich bei seinem unerwarteten Anblick, aber obgleich sein ungewöhnlich heitres Aussehen ihr gleich einem Dolchstich durchs Herz fuhr, sie suchte dennoch sich zu fassen und sich so unbefangen als möglich zu zeigen. Blanchefort war innerlich zu bewegt, um jetzt noch lange hier verweilen zu können; zu Clairens großer Freude, entfernte er sich sehr bald, und gewährte dieser dadurch die Freiheit sich ebenfalls dem peinlichen Zwange zu entziehen, den Montaubans Gegenwart ihr auferlegte.

„Ich muß noch dem Fräulein Aurora einen Besuch abstatten," sprach sie zu einer Dame, indem sie von ihrem Sitze sich erhob. Claire hatte absichtlich diese Worte laut genug gesprochen, um von Montauban, der in ihrer Nähe sich befand, gehört zu werden.

„Sie kennen Aurora?“ fragte er sichtbar erstaunt.

„Von Jugend auf,“ erwiederte Claire mit erzwungener Gleichgültigkeit, indem sie an ihm vorübereilte, „wir wuchsen im nämlichen Kloster nebeneinander auf; sie hat keine vertrautere Freundin als mich.“

„Und doch wette ich, das Fräulein vertraut Ihnen nicht alles,“ rief Montauban ihr in der Thüre noch nach, die sie inzwischen erreicht hatte, und bis zu welcher er ihr gefolgt war. Claire that als hätte sie es nicht gehört, und eilte davon.

Aurora war nicht zu sprechen, ein ihrem Vater plötzlich zugestoßnes Unwohlseyn, zwang sie bei demselben in dessen Zimmer zu bleiben, und Claire, hocherfreut dieses unangenehmen Besuches überhoben zu seyn, eilte gleich wieder nach Hause, um die zu ihrer Reise nach Pareclet nöthigen Anstalten zu treffen, die sie denn auch wirklich am andern Tage in aller Frühe antrat.

Schauriger, beklemmender als je zuvor, wehte der aus der lautfröhlichen, glanzerfüllten Welt Kommenden, die zwischen den düstern Mauern von Pareclet herrschende Todtenstille entgegen. Wei-

nend sank sie der Aebtissin in die Arme, die liebevoll und freundlich wie immer ihr entgegen trat, und ihr zu der erfreulichen Wendung ihres Geschicks Glück wünschte, mit der Frau von Belmont sie schon schriftlich bekannt gemacht hatte. Claire freute sich von Herzen der fortwährenden Theilnahme ihrer mütterlichen Beschützerin, doch die ehemalige Ruhe des Gemüths, den ehemaligen stillen Frieden ihrer glücklichen Kindheit, vermochte diese dennoch nicht ihr wieder zu geben.

Der Graf bot indessen alles auf, um auch aus der Ferne, seiner angebeteten Claire täglich neue überraschende Beweise seiner unabänderlichen Liebe zuzusenden. Seine treue Anhänglichkeit rührte sie tief, sie fühlte zur innigsten Dankbarkeit gegen ihn sich verpflichtet, sie ehrte, sie bewunderte ihn, doch ihr Herz blieb stumm dabei.

Montaubans Andenken verfolgte sie unablässig, so ernstlich sie auch strebte es zu entfernen; seine letzten Worte, die er beim Scheiden ihr zugeflüstert, kamen ihr nicht aus dem Sinn, immerfort mußte sie die Erklärung derselben aufzufinden suchen. Kann er diese Aurora denn wirklich lieben? dachte sie oft; war es nicht vielleicht ihre eigene Eitelkeit,

die sie verleitete dieses zu wähnen? Doch bei meinen Verpflichtungen gegen den edlen, treuen Blanchefort, muß es mir ja völlig gleichgültig seyn ob er sie liebt oder nicht? Er vermählt sich mit ihr, darüber wenigstens konnte Aurora sich nicht täuschen, und ich thue sehr Unrecht bei dem Andenken eines Unwürdigen nur noch einen Augenblick zu verweilen. Sie that redlich alles was sie vermochte, um Montaubans Betragen gegen sie in den schwärzesten Farben zu sehen, unablässig stellte sie Vergleichungen zwischen ihm und Blanchefort an, bei welchen dieser hoch über seinen Nebenbuhler zu stehen kam, dessen Unwerth sie sich eingestand, ohne ihn jedoch aus ihrem Herzen verbannen zu können. Täglich sagte sie sich selbst, daß es ihr heilige Pflicht sey, ihn ganz zu vergessen; und ward nicht gewahr, daß sie gerade mitten unter solchen Entschließungen seiner am lebhaftesten gedachte, und daß sie oft sich selbst schalt, eigentlich nur, um mit ihm sich beschäftigen zu können.

Ein Brief der Frau von Belmont, den sie nach einigen in Pareclet verlebten Wochen erhielt, brachte Clairen wenigstens einer äußern Entscheidung ihres Geschickes näher, wenn gleich das

innre Wogen und der Kampf wiederstreitender Gefühle in ihrem Herzen noch fortwährte.

Clairens Abwesenheit hatte die innige Liebe des Grafen nur zu noch verzehrenderer Gluth angefacht; er erklärte, ohne sie nicht ferner leben zu können, und bestürmte Frau von Belmont so unablässig mit Bitten, sie ihm wieder zuzuführen, daß diese endlich beschloß seinem dringenden Flehen nachzugeben, und zugleich das künftige Glück ihres Lieblings vor jedem Wechsel zu sichern. Sie meldete Clairen daher, daß sie innerhalb weniger Tage nach Pareclet kommen werde, um sie nach einem sehr einsam liegenden Landgute abzuholen, das ihr Eigenthum war, und verhehlte ihr dabei nicht, daß auch Graf Blanchefort sich dort einstellen werde, sehnlichst hoffend, daß sie sich nicht länger weigern wolle, ihre Vermählung mit ihm, die erst späterhin, bei der Rückkehr des jungen Paares nach Paris, am Hofe und in der Stadt bekannt gemacht werden sollte, dort in aller Stille zu feiern.

Claire ward bei Lesung dieses Briefes bis ins innerste Herz erschüttert, aber ihr Gefühl für Tugend und Recht sagte ihr, daß sie zu weit gegen

Blanchefort gegangen sey, um ihm, ohne thörichte verächtliche Ziererei, den Lohn seiner treuen Liebe länger weigern zu können. Frau von Belmont langte bald nach ihrem Briefe in Pareclet an, Claire ward bei ihrem Anblick todtenbleich; in Thränen zerfließend, riß sie am Tage der Abreise sich aus den sie liebend umschließenden Armen der Aebtissin. Als sie die Schwelle des sonst ihr so verhaßten Klosters überschritt, um der Frau von Belmont in den Wagen zu folgen, ward ihr zu Muthe als trete sie den Weg zum Tode an, und mit verhülltem Gesicht, immer unaufhaltsamer weinend, saß sie noch lange hernach, neben ihrer gütigen, wohlwollenden Freundin.

„Ich weiß in der That kaum, wie ich dieses dein trostloses Benehmen dir vergeben soll," sprach Frau von Belmont endlich ziemlich ernsthaft, nachdem sie die Weinende erst eine Weile still gewähren lassen, und dann umsonst alle Trostgründe erschöpft hatte, die sie nur aufbringen konnte. „Undankbares Kind, lerne doch endlich dein seltnes Glück einsehen, das einem so ausgezeichnet edlen Manne dich entgegenführt. Laß das traurige Loos deiner Freundin Aurora dir zur Lehr' und War-

nung dienen, die mit weit höheren Ansprüchen als du in die Welt trat. Montauban, der Schändliche! hat kurz vor dem schon fest bestimmten und bekannt gemachten Hochzeitstage, sie auf beleidigende Weise verlassen; die Unselige! Unerachtet seines wortbrüchigen Verrathes, hängt sie an ihm, mit unsäglicher Leidenschaft, und hat nicht Festigkeit genug ihren tiefen Schmerz im Verborgnen zu tragen; sie ist jetzt das Mährchen der Stadt, obgleich sie allgemein bedauert wird. Montauban hat in jeder Hinsicht so verächtlich, so hassenswerth sich gezeigt, daß sein eigner Vater sich weigert ihn zu sehen, obgleich er in diesem Augenblick hart verwundet darnieder liegt; er hat, um einer Dirne willen, mit seinem treusten Freunde sich geschlagen, einem Freunde, der einst bei der Belagerung von Amiens ihm das Leben rettete; man sagt, der Duc sey über diesen neuen Beweis eines undankbaren, fühllosen Gemüths so aufgebracht, daß er den mißrathnen Sohn zu verstoßen beschlossen habe, der des edlen Namens unwerth ist, den er trägt.“

Zum Marmorbilde erstarrt saß Claire da, mit weit offnen versteinerten Augen, all' ihre Thränen hatten in ihr Herz sich zurückgezogen, sie weinte

nicht mehr. Frau von Belmont glaubte den rechten Moment gefunden zu haben, um jede Spur einer früheren Neigung zu Montauban für immer aus ihrem Herzen zu tilgen.

„Alle frühere, halbvergessene Abentheuer jenes ruchlosen Verführers kommen jetzt von neuem zur Sprache, und keines ist darunter, das ihm Ehre brächte," fuhr sie in ihrer Rede fort. „Er scheint von jeher darauf ausgegangen zu seyn, die Töchter der edelsten Häuser sich erst zu gewinnen, und dann sie dem öffentlichen Spotte preis zu geben, indem er kurz vor dem zur Hochzeit angesetzten Tage sie schändlicher Weise verläßt. Aurora ist nicht die erste welche dieses erfährt; so wie jetzt mit ihr, so war er auch schon vor einigen Jahren mit der jetzigen Düschesse von Ventadour förmlich verlobt, und brach dann plötzlich diese Verbindung wieder ab, ohne einen Grund seines Verfahrens angeben zu können. Doch von nun an wird kein ähnlicher Betrug ihm mehr gelingen; damit ist es vorbei; man kennt ihn jetzt, und nie darf er hoffen, wieder mit Ehren in der Gesellschaft aufgenommen zu werden. Auch dich, meine Claire, die, wenn gleich nicht durch ihre Geburt, dennoch durch ihre

persönlichen Eigenschaften Aufsehen erregte, auch dich wollte er umgarnen, um die Zahl derer zu vermehren die er geopfert hat. Gewiß du kannst es dem edlen Grafen Blanchefort nie genugsam verdanken, daß er noch zur rechten Zeit eintrat, um dich den gefährlichen Schlingen zu entreißen, die deiner Unschuld gelegt waren."

Zorn, Liebe, Schaam, unaussprechliche Verachtung wogten in schmerzlichem Wechsel in Clairens Gemüth, während sie ihrer mütterlichen Freundin aufmerksam zuhörte. Dieses verächtliche Ungeheuer konnte sie nicht mehr lieben, sie haßte Montauban, so wähnte sie wenigstens, sie, die nur die Liebe und nie den Haß gekannt hatte. Wie war doch der Graf so ganz das Wiederspiel von ihm, wie edel, wie rein, wie treu und wahr! Auf das Ernstlichste faßte sie den Vorsatz, durch ihr künftiges Betragen gegen ihn all' das Unrecht wieder gut zu machen, das sie heimlich und wider Willen an ihn verschuldet. Frau von Belmont that was sie konnte, um Clairen in der Ausübung dieser, von ihr jetzt anerkannten Pflicht, zu befestigen und zu unterstützen, und so ward denn dem Grafen, als er noch vor dem Ziele der Reise zu den

Damen stieß, ein Empfang, der ihn auf das Ueberraschendste entzückte, und zu einem Himmel von Seligkeit erhob. Seine unverstellte Freude, seine rührende Dankbarkeit verfehlten nicht auf Clairen den *tiefsten* Eindruck zu machen, und sie in *ihren* guten Gesinnungen gegen ihn zu erhalten; es gelang ihr sogar, auch die kleinste Spur eines ihm nicht ganz günstigen Gefühles zu unterdrücken, und sich glücklich und heiter zu zeigen, bis neue Sorgen, neue Schmerzen sie bald darauf so in Anspruch nahmen, daß sie alles Andre, und sogar sich selbst völlig darüber vergaß.

Frau von Belmont befand bei der Ankunft auf *ihrem* Gute sich unwohl; das Uebel schien anfangs unbedeutend und größtentheils nur der Ermüdung der Reise zuzuschreiben, aber es nahm bald mit gefahrdrohender Gewalt zu, und ging noch in der nämlichen Nacht in ein heftiges Brustfieber über. Alle Aerzte der Nachbarschaft wurden eilends herbeigerufen, doch ihre vereinten Bemühungen blieben fruchtlos, und nach dem Verlauf weniger Tage, mußten sie das Leben der theuren Kranken, für fast rettungslos verloren erklären.

„Meine Rechnung mit dem Leben ist geschlossen:“

sprach Frau von Belmont, nachdem sie mit gefaßter Ergebung den Ausspruch der Aerzte vernommen hatte; „ich scheide willig daraus, denn ich fühle, daß ich das mir gesetzte Ziel erreicht habe. Nur die Sorge um dich, meine Claire, könnte den großen, ernsten Schritt, der so nahe vor mir liegt, mir erschweren. Mit mir verlörest du deine einzige Stütze in der Welt, jeden Beistand den du mit Sicherheit von meiner Liebe zu dir erwarten dürftest; aber ich kann auch in dieser Hinsicht ruhig aus dem Leben scheiden, ich lege deine Zukunft in die Hände des edelsten Freundes, und danke Gott, der in meiner letzten Stunde diesen Trost mir gewähret. Blanchefort, Ihrer erprobten Liebe vertraue ich den Liebling meines Herzens, Sie werden Clairen zehnfach ersetzen was sie in mir verliert. Ach, meine geliebten Kinder! Ich wäre so gerne noch eine Zeitlang Augenzeuge Eures Glücks geblieben, aber es darf nicht seyn, Gott will es anders."

Claire glaubte am Bette der geliebten Sterbenden in Thränen und Jammer zu vergehen.

„Nein, wir verlieren Sie nicht!" rief plötzlich der Graf, „Gott erhört unser heißes Flehen, er

schenkt Sie uns wieder, Ihr theilnehmendes Herz wird sich noch viele Jahre lang an meinem unaussprechlichen Glücke erfreuen! Claire," setzte er wie begeistert hinzu, und sank zu den Füßen der tief Betrübten auf die Kniee, „vereinigen Sie sich mit mir, um unsre mütterliche Freundin durch den schönsten Beweis Ihrer Liebe zu neuer Lebenskraft zu erheben. Geliebte, angebetete Claire, keine Stunde, kein Altar kann heiliger seyn, als dieser Augenblick, als diese Stätte es ist. Erheitern, trösten Sie die theure Leidende, und lassen Sie gleich hier, an Ihrem Schmerzenslager, den Segen der Kirche über uns aussprechen, der uns auf *ewig* verbinden soll. O zaudern Sie nicht, sehen Sie, wie bei diesem Vorschlage die Blicke unserer zweiten Mutter sich sichtbar erheitern; erfreuen, trösten Sie die geliebte Freundin, indem Sie mich durch diesen Beweis Ihres schönen Vertrauens unaussprechlich beglücken. Zwar muß unsre Vermählung noch einige Wochen hindurch geheim gehalten werden, doch das kann und wird Sie nicht hindern mein heißes Flehen zu erhören. Nein, dieses reine edle Herz kann kein niederer Argwohn beflecken; welch' Ungeheuer wäre ich,

guter Gott! wenn ich fähig wäre, Ihr Vertrauen — nein, meine angebetete Claire kann so tief mich nicht verachten, um nur dem kleinsten Verdacht gegen mich Raum zu gewähren."

Claire war durch die mannichfaltigsten Gefühle, bis in die innersten Tiefen ihres Herzens zu gewaltsam erschüttert, um den bittenden Blicken der Sterbenden, dem immer dringender und glühender ausgesprochnen Flehen des Grafen, lange widerstehen zu können. Je weniger leidenschaftlich sie für ihren Verlobten empfand, je mehr glaubte sie sich verpflichtet, ihm durch ein Opfer das in ihrer Macht stand, für die vielen zu belohnen, die er ihr zu bringen bereit war; und überdem, wo hätte sie die Kraft hernehmen sollen, ihrer sterbenden Wohlthäterin den letzten Wunsch zu versagen?

„Jetzt sterbe ich freudig!" rief Frau von Belmont, indem ein Strahl von Entzücken ihr schon brechendes Auge verklärte: „Blancheforts Liebe und Ehre sind mir die sichersten Bürgen, ihnen übergebe ich mit der Ruhe einer schon Seligen das künftige Geschick meiner Claire."

Während der Pfarrer des Dorfes herbeigerufen wurde, ließ Frau von Belmont sich durch ihre

Kammerfrau ihr Schmuck-Kästchen bringen, und übergab es Clairen: „Nimm diese glänzenden Steine, meine geliebte Tochter!“ sprach sie: „trage sie zu meinem Angedenken, sie sind das Einzige, was ich dir hinterlassen kann, über alles, was sonst noch in der Welt mein war, darf ich nach meinem Tode nicht mehr gebieten, sonst sollte es ebenfalls, als Beweis meiner Liebe zu dir, dein Eigenthum seyn, obgleich du an der Seite deines Gemahls dessen nie bedürfen wirst.“

Der Pfarrer war indessen gekommen; fast bewußtlos im Drange tausend auf sie einstürmender Gefühle, legte Claire ihre Hand in die des Grafen, während am Bette der Sterbenden, der auf immer bindende Segen der Kirche, über beide ausgesprochen ward.

Nach wenigen, zwischen Furcht und Hoffen bange hingebrachten Tagen, entschlief Frau von Belmont bei hellem völligem Bewußtseyn, im Arm ihrer Claire.

„Eile zurück nach Pareclet, sobald es mit mir vorüber ist, dort warte die Bekanntmachung deiner Vermählung ab. Der Wohlstand fordert es so. Vertraue meiner Schwester was hier geschehen ist,

sie liebt dich wie ich, und wird dir mütterlich rathen;" das waren die letzten Worte, die sie sprach.

Fast mit Gewalt mußte Blanchefort seine junge Gemahlin von der geliebten Hülle der Verklärten trennen, um sie nach Pareclet zu führen. Die Aebtissin war nicht daheim, sie hatte ein kleines, in ziemlicher Entfernung vom Kloster liegendes Landhaus bezogen, in welchem es ihr erlaubt worden war, einige Sommermonate zur Pflege ihrer Gesundheit zuzubringen, und der Graf folgte ihr dorthin, mit seiner noch immer tief betrübten Claire.

Die Aebtissin nahm die vielgeliebte Tochter ihres Herzens mit offnen Armen auf. Blanchefort miethete sich in der Nachbarschaft ein, doch kein Tag verging, an dem er nicht mit stets neuer erhöhter Zärtlichkeit zu Clairen zurückgekehrt wäre. Er klagte mit ihr und ihrer ehrwürdigen ebenfalls schmerzlich trauernden Beschützerin, um die Freundin, in der sie alle Drei so unendlich viel verloren, wofür kein möglicher Ersatz denkbar war; mit feinem Sinn und tiefem Gefühl rief er aus ihrem früheren schönen Walten auf Erden, tausend rührende Züge sich und den mit ihm weinenden Frauen zurück, und weilte lange und gern in lie-

bender Erinnerung an die Verblichene, bis endlich der erste heftige Schmerz in stillere sanftere Wehmuth sich löste. Jetzt erst wagte er es auf mannigfache Weise Claire zu erheitern zu suchen, sein ganzes Leben blieb nach wie vor nur ihr allein geweiht.

Mehrere Wochen vergingen auf diese Weise; Blanchefort blieb immer derselbe, aufmerksam, liebevoll, dankbar für jeden freundlichen Blick den Claire ihm schenkte, als wäre sie nicht schon die Seine, als hätte er ihre Gunst noch erst zu erwerben; aber es schien als ob er, in dem steten Streben ihr zu gefallen, die nöthigen Anstalten zur Bekanntmachung seiner Vermählung zu treffen vergäße. Claire war mit ihrem Herzen, mit ihrem Schmerz um die verlorne Freundin, mit dem Bestreben sich ihrer neuen Lage im Leben anzueignen, viel zu beschäftigt, um diese Verzögerung zu bemerken, oder auch nur an die Zukunft zu denken; doch die Aebtissin that beides für sie, denn Clairens Geschick lag mehr wie jemals ihr am Herzen. Der Gedanke beruhigte sie zwar, daß der Graf sich wahrscheinlich nicht entschließen könne, von seiner jungen, angebeteten Gemahlin, wenn gleich nur auf

kurze Zeit, sich zu trennen, und deshalb die Erfüllung dieser seiner heiligen Pflicht von einem Tage zum andern verschöbe; aber sie nahm sich doch vor, ihn bei der ersten schicklichen Gelegenheit daran zu erinnern.

Ein freudiges Ereigniß, das den Grafen auf den höchsten Gipfel der Wonne erhob, machte dieses indessen überflüssig. Claire fühlte sich Mutter.

„Nun erst bist du ganz mein!" rief Blanchefort wonnetrunken, und warf sich in einem Taumel von Entzücken vor seiner Gemahlin hin, ihre Kniee umfassend: „nun erst sind wir ganz eins, auf ewig unzertrennlich verbunden, du mein süßes, schönes, angebetetes Weib, wie soll, wie kann, wie werde ich jemals all' das Glück dir verdanken können, das du mir gewährst, du mein Leben, mein Stolz, meine Freude! Jetzt muß auch die Welt erfahren, was mich so unaussprechlich beseligt. Morgen, mit Sonnenaufgang fliege ich nach Paris, um bald wider bei dir zu seyn. Meinem hochverehrten Freunde und Beschützer, den Konnetabel von Lulnes entdecke ich mich zuerst, er wird mit leichter Mühe vom Könige und der Königin die Anerkennung unsrer Heirath erhalten. Mein Rang, die ganze Art meiner Existenz fesseln mich an den

Hof; dort muß alles geebnet, alles geziemend vorbereitet werden, damit meine Gemahlin in Paris gleich so auftreten, so empfangen werden kann, wie es ihr und mir gebührt; doch das alles wird schnell abgethan seyn. Nach wenigen Tagen kehre ich zurück dich abzuholen, um vor den Augen der bewundernden Menge, meines hohen seltnen Glücks mich zwiefach zu erfreuen."

Still, zufrieden sah Claire den Gemahl abreisen, und keine Ahnung nahenden Unheils, nicht der fernste Gedanke an Mißtrauen, kam während seiner Abwesenheit in ihr argloses Gemüth. Noch früher als sie es erwarten konnte, kehrte er wieder zurück, doch in seinem ganzen Wesen so durchaus verändert, daß beim ersten Blick auf ihn eine namenlose Angst sich ihrer bemächtigen mußte, ohne daß sie im Stande war, sich selbst deutlich zu machen, was sie denn eigentlich befürchtete. In seinem ganzen Benehmen lag etwas Unstetes und ängstlich Zerstörtes, jedes seiner Worte, jeder seiner Blicke zeugten von ungewohnter Kälte, drückten innern Zwang, bange Beklommenheit aus. Mit schwer zu verhehlender Bangigkeit, von innerm namenlosen Grauen durch und durch ergriffen, betrachtete

Claire ihn, suchte diese ihr an ihm so neuen Erscheinungen sich zu deuten, und vermochte kaum den Augenblick zu erwarten, in welchem die Aebtissin sich entfernen würde, um ihn um den Grund derselben zu befragen.

„Was ist es mit dir?" rief sie, „dein Auge sucht mich nicht wie sonst, deine Blicke wenden sich sogar von mir ab! Ist uns irgend ein Unglück wiederfahren? Sage mir alles, ich kann alles ertragen, nur nicht diese furchtbare Ungewißheit. O sprich, sprich zu deiner Claire, deiner Gattin, die du sonst so liebtest!" rief sie, ihn ängstlich umklammernd, als er, aus tiefster Brust schwer aufathmend, noch immer schwieg. „Brich dieses furchtbare Schweigen, es tödtet mich. Wenn du mich wirklich liebst, so befreie mich von dieser entsetzlichen Angst, ich fordere es als Beweis der Liebe die du mir tausendmal geschworen, sprich, o sprich, wenn du mich nicht zur Verzweiflung treiben willst."

„Du willst es? So sey es denn!" sprach Blanchefort endlich, und nahm schwer aufseufzend alle seine Kraft mit sichtbarer Anstrengung zusammen. „Claire, ich liebe dich unaussprechlich, ich liebe

dich wie sonst, du bist und bleibst der Abgott meines Herzens, das glaube fest. Aber du! Liebst du mich denn wirklich? Liebst du mich genug, um gelassen anhören zu können was Sorge für mein eignes künftiges Wohl mich dringt dir zu vertrauen? Höre mich, Geliebte, höre ruhig mich an, nimm alle deine Kraft zusammen, ich flehe dringend darum, damit du ertragen kannst was ich entdecken dir muß. Ich eilte zum Konnetabel, fest entschlossen, alles zu halten was ich dir versprochen, er empfing mich mit ungewöhnlicher Freundlichkeit, schon wollte ich den günstigen Moment benutzen um ihm alles zu *entdecken*, da — o fasse dich Geliebte, zittre nicht so! Ich *bitte* dich, werde nicht so todtenbleich. Da, als ich eben nach Worten suchte ihm meine Bitte vorzutragen, trug er, der Konnetabel selbst, in deutlichen, nicht zu mißverstehenden Worten, die Hand seiner eignen Schwester mir an. Du siehest es selbst ein, meine Claire, ihm jetzt, in diesem Augenblicke zu entdecken, daß ich schon längst, ohne seinen Rath, seine Zustimmung einzuholen, eine andre Verbindung eingegangen sey, wäre die Tollkühnheit eines Wahnsinnigen gewesen, die zu nichts anderem abzwecken konnte, als alle meine glänzenden

Aussichten für die Zukunft zu zerstören. Mir blieb hier nichts weiter übrig, als die mir vorgeschlagne Vermählung auf unbestimmte Zeit zu verschieben, und es gelang mir, schicklich, und ohne Argwohn zu erregen, dieses vollbringen zu können. Claire! Du bist so still? Ja ich sehe es, du weißt das Unvermeidliche mit Fassung zu ertragen. Bleibe so ruhig, Geliebte, baue auch ferner auf mich; nie werde ich, auch unter diesen Verhältnissen, es dir an etwas fehlen lassen. Sogar dein jetziger Zustand darf dich keinen Augenblick beunruhigen, ich werde die erforderlichen Maaßregeln zu treffen wissen, daß deine Niederkunft das tiefste Geheimniß verdecke, ich werde sogar, um durchaus keinen Argwohn zu erregen, dir selbst das Opfer bringen, dich, meine süße Liebe, von nun an seltner zu sehen."

„Heiliger Gott! Habe ich denn wirklich noch meine Sinne? Habe ich wirklich gehört, was ich gehört zu haben glaube?" rief Claire mit verwildertem Blick, als sie endlich von der Erstarrung sich erholte, in welcher das höchste Entsetzen sie eine Weile gefesselt gehalten! „Nein, nein, ich will erwachen, ich muß erwachen, aus diesem fürch-

terlichen Traum; Blanchefort, Blanchefort, wecke mich doch! Oder — wär' es möglich! Hast du dir einen so unbarmherzigen Scherz wirklich gegen mich erlauben können? Er ist dir mißlungen, nein, nein, so täuschest du mich nicht, was du sagst ist ja nicht, kann ja gar nicht seyn; aber es war doch grausam von dir. Nun ich mich wieder besinne, weiß ich ja alles; du kannst ja deine dir angetraute Gemahlin nicht der Schmach einer heimlichen Niederkunft Preis geben wollen, du kannst ja die ächte rechtmäßige Geburt deines Kindes nicht zweifelhaft machen wollen, wir, ich und mein Kind, gehören ja zu dir, du selbst hast uns ja durch den heiligsten Eid vor jeder Schmach gesichert, du mußt uns ja schützen, denn unsre Ehre ist ja die deine."

„Claire, fasse dich, besinne dich Geliebte, gib nur noch einen Augenblick länger mir ruhiges Gehör," bat Blanchefort: „ich läugne ja keine meiner Betheurungen dir ab, sie waren alle redlich gemeint. Aber daß ich sie brechen muß, weil ich sie nicht halten kann, davon, vergib mir das Bekenntniß, Geliebte, davon trägt Niemand die Schuld als du selbst. Weißt du noch jenen Tag, als ich im Hause der Frau von Belmont zuerst bei dir

um deine Hand mich beworben? Treu und wahr hast du mir damals vorher gesagt, wie die Welt meine Vermählung mit dir aufnehmen würde; jedes deiner Worte fiel in mein Herz, keines derselben habe ich jemals vergessen können, alle sind jetzt eingetroffen, doch damals bethörte mich die mächtige Leidenschaft. Ich will dir meine ganze Schwäche bekennen; ich verwarf deine Warnungen, weil ich zu sehr auf den allgemeinen Beifall mich verließ, der bis dahin jeden meiner Schritte begleitet hatte, doch jetzt hat die Erfahrung mir bewiesen, welchem Irrthum ich mich damals hingegeben. Und vollends in meiner jetzigen Lage! Wie würde die Welt meiner spotten! Welch furchtbares Hohngelächter würde überall mich verfolgen, wenn ich mir beikommen ließe, um deinetwillen die Hand der Schwester des Konnetabel auszuschlagen! Die erste Parthie im ganzen Königreich, die den Weg zu den höchsten Ehrenstufen mir öffnet! Nein, dem darf ich mich nicht aussetzen, das könnte ich nimmermehr ertragen!"

„Du scheust den Tadel der Welt, und nicht die Stimme deines Gewissens, die ewig den Bruch des heiligsten Eides dir vorwerfen muß!" rief

Claire voll Entsetzen. „Sieh' mich an!“ rief sie, indem sie in wilder Verzweiflung sich vor ihm hinwarf, und seine Kniee umklammerte, „sieh mich an, ich bin Claire, die Claire, die du vergöttertest! So wie ich jetzt vor dir, so lagst du vor wenigen Monaten zu meinen Füßen; Mitleid, Liebe, Vertrauen erflehtest du damals von mir; ich gewährte dir alles! Nicht leidenschaftliche Schwäche riß mich in deine Arme, ich gab mich dir hin, mit vollem klaren Bewußtseyn, weil ich dich meiner würdig hielt. Die Welt, meine theure verklärte Freundin, nannten dich den edelsten, tugendhaftesten Mann im Reiche; kannst du dieses hohen Namens dich unwerth machen wollen? Kann bei einem Bewußtseyn wie hinfort das deine seyn muß, der Beifall der Menge dich wirklich erfreuen?“

Der Graf versuchte, sie vom Boden aufzuheben, sie in seine Arme zu nehmen, doch sie wehrte mit wilder Geberde ihn ab. „Laß mich hier liegen,“ rief sie, „in deine Arme will ich nie wieder, denn ich weiß, ich bin dir nichts mehr. Für mich fordre ich nichts mehr von dir, doch für das Ungeborne, das dein Kind ist wie das meine! Soll es belastet mit Schande das Licht der Sonne erblicken? Sind

seine Rechte an dich nicht die heiligsten? Mich verbanne in den entferntesten Winkel der Welt, ich will gestorben seyn, keine lebende Seele soll um mein Daseyn wissen, dennoch will ich dich dankbar verehren, erfülle nur die letzte meiner Bitten, stelle das Daseyn, die heiligen Rechte meines Kindes in Sicherheit, erkenne es öffentlich als das deine an, aus der unglücklichen Mutter werde dann was da wolle, nie soll ein Vorwurf von meiner Seite dich treffen."

Blanchefort konnte das einst heißgeliebte Weib nicht ohne Rührung sehen, wie es am Boden lag, in Thränen schwimmend, mit wildaufgelöstem Haar, in banger Verzweiflung, und doch noch immer entzückend schön. Er hob Clairen sanft in die Höhe, er klagte mit ihr, er überschüttete sie mit Tröstungen und Liebkosungen, und versuchte das Möglichste, um sie nur einigermaaßen zu beruhigen. Aber von seinem fürchterlichen Vorsatz ging er deshalb doch nicht ab. Während er auf das Zärtlichste sich um sie bemühte, suchte er dennoch zwischendurch ihr zu beweisen, daß sie durchaus nicht hoffen dürfe, ihre Rechte an ihn, jemals vor Gericht geltend machen zu können; und daß nichts ihr

übrig bleibe, als sich gefaßt und geduldig in ihr Schicksal zu ergeben. Endlich wagte er es sogar, durch Hoffnungen, die er ihr in der Ferne andeutete, durch glänzende Anerbietungen für die nächste Zeit, auch in Zukunft sie sich als seine Geliebte erhalten zu wollen; doch nun riß Claire, mit unsäglicher Verachtung im tief empörten Herzen, sich von ihm los, und stand hoch aufgerichtet mit blitzenden Augen, einem Engel der Rache ähnlich, vor ihm.

„Was wagst du mir zu bieten?" rief sie im edelsten Zorn erglühend, „was kannst du Unseliger mir bieten, daß meiner werth wäre, nachdem du selbst, den ich einst meiner würdig hielt, in so verächtlicher Gestalt vor mir stehst? Und kannst du denn wirklich aufgehört haben zu seyn, was du damals mir schienst?" setzte sie plötzlich zur höchsten Weichheit übergehend, mit unbeschreiblich rührender Stimme hinzu: „Blanchefort, ich flehe um deiner selbst willen dich an, bedenke was du thun willst, bedenke es recht. Weißt du was es sagen will, sich selbst nicht mehr achten zu können? Bist du gewiß, daß du gegen die Stimme deines innern Richters dich genugsam verhärtet hast, um

es ertragen zu können, wenn sie in Zukunft von mir und meinem Kinde zu dir spricht? Wird es dir denn möglich seyn, mich künftig so ganz aus deinem Gedächtniß zu verbannen, daß es dir nie einfallen sollte, wie ich einst dich so hoch stellte, und wie das nun so ganz anders werden muß? Und wirst du den Gedanken daran wirklich ertragen können?"

„Ich weiß es, Claire, ich weiß es wohl," erwiederte der Graf, „du wirst fortan nur mit Abscheu und Grauen an mich denken; ich fühle mich unbeschreiblich elend darüber, denn ich liebe dich noch immer unaussprechlich, ich liebe dich mit glühender, verzehrender Leidenschaft; aber das übermenschlich große Opfer, welches du forderst, kann ich dir dennoch nicht bringen; es zu wollen wäre Wahnsinn, es übersteigt meine Kräfte."

„So sey es denn entschieden!" sprach Claire feierlich ernst, indem sie langsam mit edlem Anstande sich aufrichtete: „freuen Sie sich auch ferner, Herr Graf, und von mir ungestört, des Tugendschimmers, der auch in Zukunft, eben so unverdient wie bisher, Sie umstrahlen wird; wenn Sie sich dessen noch wirklich freuen können, wäh-

rend ich, die nichts verschuldete, alle Schmach Ihrer Verbrechen dulden muß. Mich aber wird Ihr Auge nie wieder sehen, nie werde ich mich genugsam erniedrigen können, den Anblick des Bösewichts ferner zu ertragen, der meine wehrlose Unschuld mit unerhörter Frechheit mißhandeln konnte."

Claire eilte in ihr Kabinet das sie hinter sich verschloß, und Blanchefort stürmte die Treppe hinab, warf sich auf sein noch bereit stehendes Pferd, und jagte in vollem Galopp zurück nach Paris.

Die Aebtissin sah ihn davon fliegen, und eilte, über seine plötzliche Abreise erstaunt, zu Clairen; sie fand die Unglückliche in einem Zustande, der ohne Worte ihr alles sagte was hier geschehen sey. Mitleidig wollte sie es versuchen ihren Schmerz zu beschwichtigen, doch Claire wieß in ihrer Verzweiflung jeden Trost von sich ab. „Ich bin rettungslos verloren:" rief sie, „er sah meine Thränen, er sah mich fast sterbend zu seinen Füßen, und blieb kalt wie Eis! Es ist vorbei, nur der Tod kann mich Entehrte von unauslöschlicher Schande noch erretten! Ich habe keinen Schutz gegen den mächtigen Verbrecher, sogar keinen Beweis, um

ihn seines Meineides zu überführen. Frau von Belmont ist tod, der Pfarrer, der uns traute, die beiden Zeugen, die dabei zugegen waren, sind spurlos verschwunden, sind wie weggehaucht von der Erde! Mit satanischer Klugheit hat er bei Zeiten alles seinen Absichten gemäß zu ordnen gewußt. Kein Gericht der Welt wird als seine Gattin mich anerkennen, mit unmenschlicher Kälte hat er selbst mir dieses deutlich gemacht, um jede Hoffnung in mir zu vernichten. Der Unbekannten, Freundlosen, Entehrten, bleibt keine andre Zuflucht als das Grab!"

„Ich bleibe dir wenn alles dich verläßt, meine geliebte, unglückliche Tochter," rief die Aebtissin, und drückte die trostlos Weinende an ihr Herz, „ich bleibe dir, meine Claire, ich, und das Bewußtseyn der reinsten Schuldlosigkeit, das über alle Leiden der Welt uns tröstend erhebt, und uns Kraft verleiht, selbst das unerträglich Scheinende gefaßt zu ertragen. Ermuthige dich, schone deine Gesundheit, um meinetwillen schone deiner selbst, laß' mich den Schmerz nicht erleben, daß ich auch dich noch verliere, du geliebtes Kind meines Herzens. Ich will mütterlich für dich sorgen, vertraue auf mich und den gnädigen Gott, der allmächtig

über uns waltet, der unsre Thränen zählt, unser Schicksal leitet, und uns beisteht zur Zeit der Noth."

Die milde Stimme der Freundschaft, die erhabnen Trostgründe der Religion, die stets am mächtigsten sich beweisen, wenn wir ihrer am bedürftigsten sind, besänftigten allmählig Clairens wilde Verzweiflung, und machten sie fähig, in ihrem, der reinsten Unschuld sich bewußten Gemüth, der Hoffnung beßrer Tage Raum zu geben. Die Aebtissin wußte es so zu veranstalten, daß Claire, so lange ihr Zustand die strengste Verborgenheit nothwendig machte, in diesem abgelegnen Landhause bleiben konnte, in dessen tiefe Abgeschiedenheit kein Späherblick der Aussenwelt so leicht zu dringen vermochte. Sie erhielt sogar von Clairen die Erlaubniß selbst an den Grafen schreiben zu dürfen; mit großer Lebendigkeit und auf das Eindringendste, schilderte sie ihm in diesem Briefe alle die traurigen und entsetzlichen Folgen, welche seine Verletzung des heiligsten Eides nach sich ziehen müsse, und erschöpfte alles, was Menschlichkeit, Ehrgefühl und Vernunft ihr nur eingeben konnten, um ihn reuevoll zu seiner Pflicht zurückzuführen. Der Brief ward einem Diener von bewährter Treue übergeben,

um ihn in Paris in des Grafen eigne Hände zu bringen, und die Aebtissin wandte die Zeit, die bis zur Rückkehr des Boten vergehen mußte, redlich dazu an, um Claire aufzurichten, und die Hoffnung in ihr zu erwecken, daß ihr Gemahl bei seinem verbrecherischen Vorsatz nicht beharren, sondern gewiß bald und reuevoll zu ihr zurückkehren werde.

„Ach bin ich nicht die unseligste aller Frauen, liegt nicht, wohin ich mich auch wende, ein Abgrund unermeßlichen Elendes vor mir?„ rief Claire in bitterm Schmerz. „Mit meinem Leben möchte ich gern und freudig die Rückkehr des Grafen erkaufen, sie ist mein einzigster sehnlichster Wunsch, und doch ergreift bei dem Gedanken an dessen Erfüllung mich ein unnennbares, überwältigendes Grauen! So beispiellos ist mein Jammer! Was will ich denn eigentlich? Was erflehe ich, unter heißen Thränenströmen mir von Gott? Was wollen Sie, theure Mutter, das ich als das Ziel aller meiner Hoffnungen ansehen soll? Einem Manne wieder anzugehören, den ich gränzenlos verachten muß, gegen den ich den gerechtesten nie zu überwindenden Abscheu empfinde! Ach hätte ich Pareclet nie verlassen!

Ich war verloren, sobald ich die Welt betrat, die mich verlockte, ich war dazu bestimmt nur Treulosigkeit und Verrath in ihr zu finden. Montaubans Benehmen hätte mir zur Warnung dienen, mich bestimmen sollen, keinem Manne auf Erden jemals wieder zu trauen!"

Claire verhüllte nach diesen, vom bittersten Schmerze ihr entrungenen Worten, trostlos weinend ihr Gesicht. Die Aebtissin hörte und sah sie mit Erstaunen, denn noch nie hatte Claire Montaubans Namen vor ihr genannt. So lange sie mit Blanchefort in Verbindung stand, hatten Pflicht und Ehre sie davon abgehalten, seit sie dessen Gemahlin geworden, hatte sie sogar alles aufgeboten, um ihn nie zu denken, doch jetzt, überwältigt von schmerzlicher Erinnerung, hingerissen von den theilnehmenden Fragen der mütterlichen Freundin, öffnete sich ihr Herz zu Ergießungen unbeschränkten Vertrauens. Sie bekannte der Aebtissin auch dieses letzte, so lange zurückgedrängte Geheimniß ihrer schmerzerfüllten Brust, und zog sich dann in die Einsamkeit ihres Zimmers zurück, um sich von dieser neuen, gewaltsamen Erschütterung zu erholen.

Dort saß sie lange, im trüben Nachklingen

ihrer Gefühle versunken, bis ein Bote ihr gemeldet wurde, der einen Brief in ihre eignen Hände abzugeben begehrte; in der Meinung, daß dieser von Niemanden als Blanchefort seyn könne, ging sie in das Vorzimmer hinaus, und nahm, von banger Ahnung durchbebt, den Brief dem Boten ab. Doch kaum war sie wieder in ihrem Zimmer, und hatte zagend das Schreiben erbrochen, als sie gleich bei Lesung der ersten Zeilen entdeckte, daß es von Montauban sey. „Habe ich noch nicht genug gelitten? Will auch er zum zweitenmal mich täuschen?“ rief sie erbleichend, den thränenschweren Blick zum Himmel gewendet, und sank in ihren Sessel zurück.

„Nein, bei allen Heiligen, das will und wollte er nie!“ rief der Bote, der ihr, ohne daß sie es bemerkt hatte, in ihr Zimmer gefolgt war. Claire fuhr bei dem ihr nur zu wohlbekannten Ton erschrocken auf, der Bote war Montauban selbst, demüthig flehend lag er ihr zu Füßen.

„Claire, angebetete Claire! so sehe ich denn endlich Sie wieder!“ rief er, „O weisen Sie mich nicht zürnend zurück, nicht dieses Herz das Ihnen allein gehört, jetzt nicht, da ich endlich, frei von verhaßten Banden, seinen heiligsten, glühendsten

Gefühlen folgen darf. Ich komme mit Bewilligung meines Vaters, jede Hoffnung auf künftiges Glück in ihre Hände zu legen, verstoßen Sie mich nicht, geben Sie dem Flehen der reinsten, treusten Liebe ein günstiges Gehör!"

Claire traute ihren Sinnen kaum. Stumm und starr saß sie da, und wagte nicht die Augen aufzuschlagen, um nur den Mann nicht zu sehen, für den ihr ungestüm klopfendes Herz nur zu laut sprach; den Mann, dessen treuer Liebe sie sich jetzt unwürdig fühlte, weil es ihr einst möglich gewesen war, sich von ihm abwendig machen zu lassen.

„Fräulein," bat Montauban, „würdigen Sie mich denn keines Blickes mehr? Verurtheilen auch Sie mich ungehört, wie die mir fremde Welt es thut? O Claire! Es gab doch einst einen einzigen himmlisch schönen Augenblick, wo ein einziges, von Ihnen vielleicht in Unbewußtheit ausgesprochnes Wort, mich zu den seligsten Hoffnungen erhob. Nie ist es mir seitdem verklungen, dieses Wort; Alles habe ich daran gesetzt, Kraft und Leben, um die Hoffnung zu erreichen, die Sie damals von Ferne mir zeigten, um die Krone des Lebens, um Sie selbst mir ganz zu erringen. Jedes Hinderniß, das damals

zwischen Sie und mich sich stellte, ist nun überwunden; Monate lang habe ich mit dem Tode gerungen, ein kaum Genesener fliege ich zu Ihnen hieher! Und soll denn nun alles vorüber seyn? Erhebt sich in diesem schönen weichen Herzen keine Stimme mehr für den verstoßnen Montauban?“

Während Montauban sprach, hatte Claire sich einigermaßen zu sammeln gestrebt, und wenigstens so viel Fassung gewonnen, um den noch immer vor ihr Knieenden zum Aufstehen bewegen zu können. Schmerz, Liebe, Freude, Verzweiflung wogten in ihrem Gemüth, jetzt erst war sie es sich deutlich bewußt, wie sie von jeher nur diesen Einzigen geliebt, nur ihn lieben könne und werde; die dunkle, unübersteigliche Kluft, die das Schicksal zwischen ihn und sie geworfen, lag in ihrem ganzen schauerlichen Umfange vor ihr da, sie sah zugleich dem Hafen des Glückes sich ganz nah, der ihr ewig unerreichbar bleiben mußte, und fühlte um so schmerzlicher ihr unabwendbares Elend.

„O Montauban!“ seufzte sie, „hören Sie auf mit Bitten mich zu bestürmen. Jener Zeit, auf die Sie hindeuten, darf nie mehr gedacht, nie ihrer

wieder erwähnt werden. Wir sind auf immer getrennt,“ setzte sie mit brechender Stimme hinzu.

„Fräulein, ich ahne was hier geschehen ist, es ist so wie ich längst es gefürchtet habe, ich weiß was Sie bewegt mich aus Ihrem Herzen zu verbannen!“ erwiederte Montauban. — „Das Urtheil der Menge,“ setzte er mit festem, männlichen Ernste hinzu, „das Urtheil der Menge durfte ich schweigend über mich ergehen lassen; gerechtfertigt von dem innern Richter, dessen Stimme nie mich betrogen, durfte ich mich der Mühe einer Vertheidigung überhoben glauben. Doch Sie, Sie, der Stern meines Daseyns, für die ich allein athme und lebe, Sie müssen über mich im Klaren seyn. Und sollte Ihre Liebe auch nie mich wieder beglükken, müßte ich auch, ein für immer Abgewiesener, Verstoßener, Sie jetzt traurig und elend verlassen, ich muß und will mich dennoch vor Ihnen rechtfertigen, denn Ihre Achtung ist mir zu meinem fernern Leben noch unentbehrlicher, als Ihre Liebe. Darum, bei allem was Ihnen heilig und werth ist, beschwöre ich Sie, hören Sie mich an, versagen Sie mir nicht, was auch dem niedrigsten Verbrecher vergönnt wird.“

Claire konnte beinahe nur mit Blicken ihm gewähren, warum er bat. Es gereichte ihrem wunden Herzen zum großen Troste, daß es ihm möglich war sich rechtfertigen zü wollen, daß der Schmerz von ihr genommen werden sollte, auch den Mann, den sie liebte, verachten zu müssen, obgleich die Ueberzeugung sie nicht verließ, daß dadurch im Wesentlichen ihrer Lage nichts abgeändert werden könne, daß Alles dennoch genau so bleiben müsse, wie es eben war. Sie gestand ihm dieses sogar, bat ihn aber dennoch zu sprechen.

„Ich weiß was der allgemeine Ruf von mir verkündet, was er von mir verkünden muß;“ nahm Montauban jetzt das Wort. „Zwei Bräute von unbescholtenem Ruf, Töchter der edelsten Familien in Frankreich, habe ich im Zwischenraum von wenigen Jahren hart vor dem Traualtare verlassen, ohne einen Grund dazu angeben zu können. Die Welt muß mich deßhalb verdammen, denn sie bedenkt nie, daß es auch Fälle geben kann, in welchen ächtes Ehrgefühl jede Rechtfertigung unserer Handlungen uns verwehrt. Keinem Andern, wenn gleich Ihnen, Claire, von deren Ausspruch mehr als mein Leben abhängt, darf ich es indessen wohl

gestehen: es ist der höchste, wenn gleich verschwiegene Triumph meines Herzens, daß ich fähig war hier zu schweigen, und ohne Widerrede, jedes Urtheil über mich ergehen zu lassen."

„Die jetzige Düschesse von Ventadour war meine erste Braut. Unsre Väter hatten unter sich diese Verbindung beschlossen; ich war damals noch sehr jung, mein Herz vollkommen frei, und willenlos hatte ich dem Ausspruch meines Vaters mich gefügt. Doch anders stand es um meine Braut; schon damals war sie in gegenseitiger, wenn gleich heimlicher Liebe, ihrem jetzigen Gemahl verbunden, dessen *persönliche* Lage ihm noch nicht erlaubte sich um ihre Hand zu bewerben. Furchtsam, unbekannt mit dem Leben, der engsten Eingezogenheit eines Klosters kaum entnommen, fehlte es ihr an Muth, sich dem gemessnen Befehl eines gebieterisch strengen Vaters zu widersetzen. Doch bis der zu unserer Vermählung bestimmte Tag herannahte, hatte sie mich genugsam kennen gelernt, um unbedingt meiner Ehre zu vertrauen. Mir, dem ihr verlobten Bräutigam, entdeckte sie sich, mich bat, mich beschwor sie, zu thun was sie sich fürchtete zu wagen. In den rührendsten Ausdrücken forderte sie mich

auf, sie vom harten Zwange, uns beide von dem Unglück einer Ehe ohne Liebe zu erretten. Konnte, durfte ich dieses schöne Vertrauen zurückweisen? Es verrathen? Ich that was sie verlangte, ich nahm mein Wort zurück, ließ den Zorn meines Vaters, das harte Urtheil der Welt, schweigend über mich ergehen. Auf Ihr schönes edles Herz, Claire, berufe ich mich. Konnte, durfte ich hier anders handeln, als ich gethan habe?"

Schweigend reichte Claire ihm die Hand, und eine große Thräne perlte in ihrem wehmüthig lächelnden Auge.

„Bald darauf folgte ich dem Könige zu der Belagerung von Amiens:" fuhr Montauban fort. „Jugendmuth, Unbesonnenheit vielleicht, trieben zu weit mich vor, ich ward verwundet, fiel in den Laufgraben, und wäre rettungslos verloren gewesen, wenn nicht der Chevalier d'Aubert mich mit eigner Lebensgefahr in Sicherheit gebracht hätte. Mit innigster Dankbarkeit hing ich von dieser Stunde an dem Retter meines Lebens; er ward mein Freund, mein Bruder, was ich besaß, war auch sein. Er wurde mein unzertrennlicher Begleiter,

meine Lage, meine Verbindungen, gewährten mir, viel für ihn thun zu können, und je mehr ich für ihn that, je lieber ward er meinem Herzen, je eifriger mein Bestreben seine Wohlfahrt auf alle Weise zu begründen. Ein geheimer Auftrag des Königs sandte nach einiger Zeit mich nach Flandern; um keinen Verdacht zu erregen, mußte ich meinem zu bekannten Namen unter dem unbedeutenderen eines Chevalier de St. Alban verbergen, und d'Aubert war auch auf dieser Reise mir zum Begleiter mitgegeben."

„Auf dieser geheimen Expedition wurde ich in Lille dem Fräulein Aurora und ihrer Mutter bekannt, und fand in dem Hause der letzteren eine Aufnahme, wie ich von Damen so hohen Standes in meinem jetzigen Inkognito sie nimmermehr erwartet hätte. Auch zeichnete das Fräulein mich bald vor allen andern jungen Männern, die um sie flatterten, auf eine Weise aus, die mich leicht auf den Gedanken kommen ließ, daß ich wenigstens ihr Mißfallen nicht errege. Auch sie machte einen angenehmen Eindruck auf mich, ihre immer sichtbarer werdende Neigung zu mir, die ich in meiner gegenwärtigen Verkleidung nur meinen persön-

lichen Eigenschaften zuschreiben konnte, machte sie mir interessant, weil sie meiner Eitelkeit schmeichelte; ein wärmeres Gefühl kannte ich damals noch nicht, und wähnte endlich Aurora wirklich zu lieben."

„Ein förmlicher Liebeshandel, ganz im gewöhnlichen Sinne der jetzigen Jugendwelt, kam nun zwischen uns beiden zu Stande, bei welchem d'Aubert die Rolle des Vertrauten übernahm. Er war es, der uns immer wieder mit einander versöhnte, wenn wir, ohne eigentlichen Grund dazu, uns entzweit hatten, was ziemlich oft geschah; und so vergingen mir die drei Monate heiter und lebensfroh, während welcher ich von meinem Geschäfte in Lille festgehalten ward. Doch blieb ich dabei meiner Pflicht gegen den König eingedenk, und verschwieg Auroren meinen Namen und Stand. Erst später in Paris erfuhr sie, wer ich eigentlich sey, und gerieth darüber in das freudigste Erstaunen. Unsre Väter wurden durch Aurorens Mutter von dem zwischen ihren Kindern bestehenden Verhältnissen unterrichtet, sie freuten sich, den Einfluß ihrer ohnehin schon mächtigen Familien durch verwandtschaftliche Bande noch erweitern zu können, und ich erhielt von nun an die Erlaubniß, meine mir

verlobte Braut zu jeder Stunde des Tages, frei und ungehindert besuchen zu dürfen."

„Aurora erschöpfte sich bei jeder Gelegenheit in Versicherungen der innigsten Liebe zu mir; der sprechendste Beweis den sie mir davon gab, bestand aber in Eifersüchteleien, mit denen sie bei jedem Schritte mich verfolgte, oft bis zum unleidlichen tyrannisch mich quälte, die ich aber alle gelassen ertrug, weil ich sie für das nahm wofür sie dieselbe gab, für unwidersprechliche Zeugen ihrer glühenden nie rastenden Liebe. Oft, wenn eben kein Gegenstand sich bot, der ihren Argwohn hätte erregen können, machte sie mir Vorwürfe darüber, daß ich nie die kleinste Spur von Eifersucht mir abmerken ließ, und es gelassen zusehen konnte, wenn sie von Bewunderern umgeben war. Vergebens stellte ich ihr vor, daß ich ihr zu sehr vertraue, um sie durch die leiseste Mißdeutung ihres Betragens zu beleidigen, oder durch Argwohn zu kränken; sie behauptete, daß nur Mangel an Liebe zu diesem Gleichmuth mich bringen könne, brach oft darüber in bittre Klagen, zuweilen sogar in heiße Thränen aus, und ließ von diesem wunder-

lichen Benehmen nie ab, so viel Mühe ich mir auch gab sie davon zurück zu bringen."

„Eines Morgens, als ich Aurora besuchen wollte, fand ich ihr Zimmer leer, hörte sie aber im Gespräch mit einem Manne die Treppe hinauf kommen, und gerieth auf den Einfall, einmal zum Scherz den Eifersüchtigen spielen zu wollen. Ich verbarg mich zu diesem Zweck in einer Fenstervertiefung hinter den schweren seidnen, bis zum Fußboden hinabreichenden Vorhängen. „Sie sind höchst ungerecht," sprach Aurora beim Eintreten zu ihrem Begleiter. „Ich läugne es nicht, ich liebe Glanz und Pracht, auch bin ich nicht frei von Ehrgeiz, und Montaubans Rang, die Aussicht die er mit der Zeit auf ein Taburett im Zimmer der Königin mir öffnen wird, sind für mich nicht ohne Reiz. Doch glaube nur fest, daß die Ueberzeugung, dich, deine liebende Nähe, mir durch eine Vermählung mit ihm für immer zu gewinnen, der Hauptzweck ist der mich bestimmt ihn und keinen andern zu heirathen."

Claire schauderte bei diesen Worten ängstlich zusammen, ein Laut des Erschreckens drängte sich von ihren Lippen, und sie faßte Montaubans Hand

fester, als wolle sie einer drohenden Gefahr ihn entziehen.

„Claire," sprach Montauban, „Sie blicken erstaunt, beinahe ungläubig mich an? Schönes, edles, argwohnloses Gemüth, dem das Laster unbekannt blieb, weil es dessen reine Nähe scheute! Ach, Fräulein, Ihr Erstaunen wird sehr bald in das innigste Mitleid mit mir übergehen, alles, alles, woran ich bis jetzt mein Leben gekettet hatte, brach in jenem Moment mit mir zusammen! „Warum aber heuchelst du ihm die glühendste Liebe? Warum forderst du unablässig und eifrig zum Argwohn, zur Eifersucht ihn auf? Die, früh oder spät, uns entdecken, uns verderben kann?" fragte Aurora's Begleiter.

„Claire, es war d'Auberts Stimme, die diese Worte sprach."

„Es ist nicht, es kann nicht seyn, dieses ist ja nicht möglich!" rief Claire erbleichend.

„Es ist so wie ich sage, so wahr mir Gott helfe," erwiederte Montauban sehr feierlich; „unter Todesschauern entdeckte ich, daß ich auch von dieser Seite, von dem Freunde, dem Bruder

meiner Seele, auf das schändlichste verrathen sey!"

„Mag er doch glauben, daß ich ihn anbete," fuhr Montauban nach einer kleinen Pause in seiner Erzählung fort: „mag er doch glauben, daß ich ihn anbete, antwortete ihm Aurora, um so gewisser kann ich seyn, daß es ihm nie einfallen wird mich bewachen zu wollen; glaube nur, ich thue alles mit großem Vorbedacht, um ihn recht sicher zu machen." Das Gespräch ging noch eine gute Weile in diesem Tone fort, regungslos und unentdeckt hörte ich in meinem Verstecke ihm zu, ich erfuhr im Verlaufe desselben, daß das Verständniß dieser beiden schon in Lille entstanden sey, gerade zur Zeit, da Aurora, die von d'Aubert erfahren hatte wer ich eigentlich sey, mich sehr künstlich zu der Ueberzeugung zu bringen wußte, daß sie mich liebe. Aurora wurde endlich zu ihrer Mutter gerufen, d'Aubert begleitete sie, und ich gewann dadurch Zeit und Raum, ungesehen aus dem Hause zu entkommen."

„So wie ich nur einigermaaßen zu mir selbst gekommen war, fühlte ich den ersten heftigen Zorn gegen meine unwürdige Braut vor der tief-

sten Verachtung schwinden, die ich jetzt gegen sie empfand. Ich bedachte, daß es nun in meiner Hand lag sie gänzlich zu vernichten, sie unauslöschlicher Schande preis zu geben, und sie zu zwingen, sich und ihre Schuld auf ewig in einem Kloster zu begraben. Aber durfte ich diese Rache an ihr üben? Jetzt da ich fühlte, daß ich nichts mit ihr verloren? Jetzt da mit der Achtung gegen sie, auch jede Spur früherer Neigung so gänzlich aus meinem Gemüthe entschwunden war, daß ich sie nicht einmal eines Vorwurfs von meiner Seite mehr würdigen mochte. War es männlich Waffen gegen sie zu gebrauchen, die ihr nicht zu Gebote standen, im Fall ich der Schuldige gewesen wäre?"

„D'Auberts unwürdiger Betrug hatte mich weit tiefer verletzt, doch jeder Athemzug erinnerte mich daran, daß ich es ihm zu verdanken habe, daß ich noch lebe. Claire, Ihr weiches schönes Gemüth wird mich nicht verdammen, wird mich nicht unmännlich schelten, weil ich, schwer beleidigt wie ich war, es nicht über mich gewinnen konnte den Retter meines Lebens zu verderben, seine ganze künftige Existenz zu vernichten, indem

ich sein unwürdiges Benehmen öffentlich bekannt machte, und ihm auf diese Weise den ferneren Schutz meines Vaters entzöge, der seine einzige Stütze war. Ich beschloß alles zu verschweigen, und der Zukunft die Lösung dieser Verwirrung zu überlassen. Der Tag meiner Vermählung lag noch in unbestimmter Ferne, und Aurora selbst ging ohnehin am folgenden Morgen mit ihren Eltern aufs Land; es ward mir nicht schwer ein Wiedersehen mit ihr zu vermeiden.“

„Da, o meine angebetete Claire, da endlich erschienen Sie mir, und mit Ihnen die eigentliche Bestimmung meines Daseyns. An jenem unvergeßlichen Tage, wo ich zuerst Sie erblickte, standen Sie vor mir, an Seele und Leib ein vom Himmel herabschwebender Engel, und alles was früher mich erfreut oder betrübt hatte, war vergessen. Mit diesem Augenblick fing mein eigentliches Leben erst an, mir war als trete ich mit neuen Sinnen, neuen, nie gekannten Gefühlen, in eine bisher mir fremd gebliebene Welt, in deren Mittelpunkt Sie standen, ein Götterbild! In einer Welt, die mit aller Pracht und Herrlichkeit, nur geschaffen schien um Sie gleich einem Tempel zu umgeben.

Doch mit dieser alles überwältigenden Liebe, zogen auch die bisher von mir verspotteten Qualen der Eifersucht in mein glühendes Herz. Alles was Ihnen nahen durfte regte sie auf, besonders Blanchefort; ich litt unendlich, bis Sie jenes Wort in süßer Unbewußtheit aussprachen. Verzeihung, daß ich es wage, Sie abermals daran zu erinnern, so lange ich von Ihnen getrennt war, habe ich nur von diesem einzigen Worte gelebt."

„Jetzt durfte ich hoffen, doch blieb ich noch immer zum Schweigen verdammt. Jene verhaßte Verbindung mit Aurora war noch nicht gelöset, mein *inneres* Gefühl sagte mir, daß ich es, auch um Ihretwillen, noch nicht wagen dürfe eine neue anknüpfen zu wollen; selbst Ihre hohe Reinheit, Ihre himmlische Unschuld, würde die stets zum Richten aufgelegte Welt nicht abgehalten haben, Sie als die eigentliche Ursache meiner Weigerung, Aurora zu heirathen, anzugeben, und all' die Schmach, die jene Unwürdige verdiente, wäre auf Sie gefallen. Auch würde, so schnell nach einem neuen Beweise meines scheinbaren Wankelmuthes, mein Vater mir nimmermehr erlaubt haben Ihnen Herz und Hand zu bieten, so gütig er übrigens gegen mich ist; und

von dem Entschluß ihm Aurorens Schande zu verhehlen, konnte ich dennoch weder wanken noch weichen.“

„Aurora kehrte indessen, weit früher als ich es erwartet hatte, mit ihrer Familie nach Paris zurück; sie hatte ihren Vater bewogen unsre Vermählung zu beschleunigen, und ein sehr naher Tag ward mir als der dazu angesetzte genannt. Jetzt galt es zu handeln. Fest, bestimmt und gelassen, erklärte ich, im Beiseyn unsrer beiden Väter, daß Gründe, die ich nie entdecken würde, mich zu dem Entschlusse bewögen, Auroren nie am Altare die Hand zu reichen, und daß ich das bisher unter uns bestandene Verhältniß für völlig aufgelöset betrachte. Die Scene, die nun erfolgte, war beinahe empörend zu nennen; der Zorn meines Vaters lastete schwer auf mir, er that mir sehr weh', ohne mich zu erschüttern. Mein reines Bewußtseyn half mir alles ertragen.“

„Mit dem Gefühl eines Gefangenen, dem es gelang sich von der halb zerbrochnen Kette völlig zu befreien, die er bis jetzt mühsam nachgeschleppt hatte, trat ich am folgenden Tage zu Ihnen ins Zimmer. Kalt, ernst und strenge empfingen Sie

mich; es betrübte mich sehr, bis Sie den Namen Aurora auf eine Weise nannten, die mich hoffen ließ, daß diese wahrscheinlich die Ursache des frostigen Empfanges sey, der mir von Ihnen ward. Sie verließen die Gesellschaft, ohne wieder zu ihr zurückzukehren; am folgenden Tage vernahm ich, Sie wären nach Pareclet abgereißt, und eine beklemmende Ahnung herannahenden Unglücks, dem ich keinen Namen zu geben wußte, fiel mir schwer auf das Herz."

„Ich eilte nach Hause, in der Absicht Ihnen auf der Stelle nachzureisen, doch ein Billet von D'Aubert das ich dort vorfand, veranlaßte mich dieses zu verschieben. Er bat mich, am folgenden Tage an einem sehr abgelegnen Orte in einer entfernten Vorstadt ihn aufzusuchen, weil er mich nothwendig und ungestört sprechen müsse; vielleicht, dachte ich, will er mir alles gestehen, vielleicht mich bitten, ihn durch meinen Vater zum Besitz der Braut, der ich entsagte, zu verhelfen. Ich wünschte so sehnlich den Freund weniger schuldig zu finden! Ich bin von Natur wenig zum Argwohn geneigt, und begab mich also, völlig unbegleitet, zur bestimmten Stunde an den mir bezeichneten Ort."

„D'Aubert erwartete mich schon dort. Im alten vertrauten Ton herzlicher Freundschaft, fing er sogleich an mir mein Unrecht gegen Aurora vorzustellen; er versicherte mich, daß mein Wankelmuth, bei ihrer unerhörten Liebe zu mir, sie sicher ins Grab stürzen werde, er schilderte mir ihre Thränen, ihre Verzweiflung, er gestand mir von ihr abgesandt zu seyn, um mich zur Rückkehr zu bewegen. Ich hörte ihn gelassen an, obgleich seine Heuchelei mich tief empörte. Doch nun ging er zu dem über, was mir das Heiligste auf Erden ist; er nannte Sie, Claire, als die Auroren wohlbekannte Ursache meiner Treulosigkeit, er sprach von Ihnen auf eine Weise — Claire! Sein arglistiges Bestreben, mich auch ferner noch täuschen zu wollen, würde ich vielleicht ungestraft ihm haben hingehen lassen, doch dieses zu ertragen ging über meine Kräfte. Zornentbrannt sagte ich ihm alles, was ich gegen ihn auf dem Herzen trug, sagte ihm, daß ich ihn und Auroren, als ein einander völlig würdiges Paar lange schon kenne, das ich nur bis jetzt noch zu tief verachtet habe, um es der wohlverdienten Strafe zu übergeben."

„Schäumend, wüthend, gleich einem Rasen-

den, drang d'Aubert, den Degen in der Hand, auf mich ein, ehe ich mich zur Gegenwehr stellen konnte. „Das Leben, das ich gab, darf ich auch nehmen,“ schrie er wild: mein Bewußtseyn verließ mich im nämlichen Moment, blutend aus mehreren tiefen Wunden lag ich am Boden, Landleute, die zum Markte gingen, retteten mich von dem Meuchelmörder, so wie er ihrer gewahr ward, stürzte er sich in ein nahes Gebüsch, wo er unerkannt verschwand; ich wurde aufgehoben, und für todt in das nächste Haus getragen.“

„Lange schwebte ich dort zwischen Leben und Sterben. Noch mehr aufgebracht durch d'Auberts Verläumdungen, der mich des meuchelmörderischen Angriffs gegen ihn beschuldigte, dessen er selbst sich gegen mich schuldig gemacht, weigerte mein ohnehin sehr erzürnter Vater sich lange mich zu sehen; um so mehr da mein ehemaliger Freund eine höchst verächtliche, mich wahrhaft beschimpfende Ursache, unsres sogenannten Zweikampfes angab. Erst als jede Hoffnung mein Leben zu erhalten, verschwunden schien, ließ mein Vater durch mir wohlwollende Freunde und Verwandte sich erbitten, seinen einzigen Sohn nicht ohne seine

Vergebung und seinen Segen, aus der Welt gehen zu lassen."

„Mein Anblick erschütterte ihn tief, ich selbst glaubte dem Tode mich nahe, und bekannte ihm, mit der Wahrheit eines Sterbenden, was ich außer Ihnen noch keiner lebenden Seele entdeckt habe. Er gewährte mir die Bitte, aus Rücksicht gegen seinen alten Freund, Aurorens Vater, das erniedrigende Betragen von dessen Tochter nicht bekannt zu machen, behielt sich aber vor ihr selbst zu sagen, von welcher Scene ich Augenzeuge gewesen war. D'Aubert entfloh nach England, sobald er vernahm, daß mein Vater sich hatte bewegen lassen mich zu sehen, und ward dadurch zu meinem großen Troste, der ihm von demselben zugeschwornen Rache unerreichbar."

„Unter der Pflege und den milden Tröstungen meines mir nun ganz wieder gewonnenen Vaters, kehrte ich endlich zur Lebenshoffnung zurück; doch viele Monate vergingen, ehe ich nur daran denken durfte mein Schmerzenslager verlassen zu können. Tödtliche Sorge um Sie, meine heißer als jemals geliebte Claire, verzögerte meine Genesung. Sobald ich nur wieder zu einiger Be-

sinnung gekommen war, hatte ich meinen treuen Diener mit einer mündlichen Bestellung an Sie nach Pareclet abgeschickt, denn schreiben konnte ich nicht. Er kam wieder ohne Sie gesehen zu haben; Sie wären mit Frau Belmont abgereiset, hatte man ihm gesagt, Niemand wisse wohin, auch Blanchefort, nach welchem ich mich ebenfalls erkundigte, war um diese Zeit viele Wochen lang von Paris abwesend, ohne daß man den Ort seines Aufenthalts kannte. Sorge, Angst, alle Qualen der Eifersucht zehrten an meinem kaum wieder erwachenden Leben; mein peinvoller Zustand entging nicht den Augen meines jetzt höchst gütig und mild gegen mich gesinnten Vaters; er ruhte nicht bis ich auch das letzte, heiligste Geheimniß meines gequälten Gemüths ihm entdeckt hatte, und die Art wie er es aufnahm, war der wirksamste Balsam für meine Wunden; er bat mich, vor allem nur erst wieder zu genesen, und versichert zu seyn, daß er ferner keinem meiner Wünsche seine Zustimmung versagen würde."

„Ich bringe dir gute Nachrichten, mein Sohn, die dich gewiß schnell wieder herstellen werden," rief er, in mein Zimmer tretend, mir eines Tages

zu. „Ich komme vom Könige. Blanchefort, dein gefürchteter Nebenbuhler, hat so eben um die Erlaubniß zu seiner Vermählung mit der Schwester des Konnetabels bei ihm angehalten, der König . . . . . .“

Mit einem herzdurchdringenden Klagelaut sank Claire bei diesen Worten Montaubans in tiefer Ohnmacht zusammen. Bis jetzt hatte sie ihm aufmerksam zugehört, getheilt zwischen Freude und Schmerz; doch dieser letzte Schlag überraschte sie zu schnell, zu gewaltsam für ihre Kräfte. Montauban, ergriffen von allen Qualen verzehrender Eifersucht, starrte, fast eben so regungslos als sie selbst, die gleich einer Todten vor ihm liegende Geliebte lange an, ehe er so viel Besinnung gewann, laut um Hülfe zu rufen.

Die Aebtissin eilte auf seinen Ruf herbei, mit Erstaunen sah sie die ohnmächtige Claire in den Armen eines vor ihr knieenden Unbekannten, der ihre erstarrten Hände mit heißen Thränen benetzte. Es währte lange, ehe es ihr gelang, sie wieder ins Leben zu bringen. Clairens erster Blick fiel auf Montauban: „O verlassen sie mich, Mon-

tauban!" stammelte sie kaum hörbar, „Ihr Schmerz und Ihre Liebe tödten mich."

„Dich verlassen! Nein! nimmer, nimmermehr, so lange ich noch athme!" rief Montauban im Wahnsinn der Verzweiflung. „Hier, zu deinen Füßen, hier laß mich sterben, weil meine Treue, meine unendliche Liebe dich nicht gewinnen konnte. Er konnte es! Er! O Claire, wie war das möglich? Wie konnte das ihm gelingen? Er konnte nicht lieben wie ich, und ich bin verstoßen und verachtet!"

„Nein, das waren Sie nie! Montauban, ich schwöre es beim ewigen Gott! Doch ich bin die Unseligste auf Erden!" rief Claire völlig außer sich vor Schmerz. „Blanchefort ist mein Gemahl, ich bin seine ihm heimlich angetraute Gattin. Zureden meiner edlen Freundin, die nun vor Gott steht, Vernunftgründe und, daß ich alles bekenne, Erbitterung gegen Sie, Montauban, haben dahin mich gebracht. Meine Ehre erfordert in diesem Augenblick auf das Dringendste die öffentliche Anerkennung unsrer Ehe, und, Er, wird der Gemahl einer Andern. Jetzt wissen Sie alles," setzte sie mit brechender Stimme hinzu, und sank völlig erschöpft in die Arme der Aebtissin zurück, der jetzt

erst der ganze Umfang des Elends ihrer geliebten Tochter, in furchtbarer Klarheit aufging.

Montauban lag wie vernichtet und regungslos zu Clairens Füßen, das Haupt tief zum Boden gebeugt, und verhüllte mit beiden krampfhaft gefalteten Händen sein Gesicht. Seine Brust athmete schwer wie die eines Sterbenden, doch kein Klagelaut entschlüpfte ihm. Im Zimmer herrschte Grabesstille, es war als ob ein unerwartetes Entsetzliches plötzlich unter sie getreten sey, das jedem die Möglichkeit raubte sich zu regen, bis Montauban sich endlich ernst und feierlich aufrichtete. Sein schönes edles Gesicht war bleich wie das eines Todten, doch sein Auge glänzte gleich dem eines an der Schwelle des Grabes schon Verklärten.

„Von mir, von meiner Liebe, Frau Gräfin, darf von nun an nimmer wieder die Rede seyn, das fühle ich tief und unwidersprechlich," sprach er mit hoher Fassung, wenn gleich mit sehr bewegter Stimme. „Mein Leben ist dahin, in diesem Augenblick geht es mit allem was es zum eigentlichen Leben machte, mit allen seinen Hoffnungen, wie ein Traumbild an mir vorüber, und was diesem furchtbaren Erwachen folgen wird,

wage ich noch nicht zu denken; farblos, gestaltlos wie die Ewigkeit, liegt es vor mir. Eine Pflicht, eine einzige, unerläßliche, theure Pflicht, die mir noch obliegt, leuchtet aus diesem Chaos mir noch entgegen, ich eile nach Paris sie zu erfüllen, und was dann noch ferner mit mir wird? ist gleichgültig. Gewiß, Frau Gräfin, Sie achten mich genug, um mich der Ehre werth zu halten, das Rächeramt an einem Ungeheuer zu üben, das mit satanischer Bosheit es wagte einen Engel zu verletzen."

„Ich bin sein, ich gehöre ihm, den sie ein Ungeheuer nennen, er ist mein Gemahl und Sie wollen ihn tödten, Sie, Montauban!" rief Claire, Todesangst in allen Zügen.

„Sie lieben ihn! Nur alles verzeihende Liebe kann hier die gerechteste Rache verschmähen!" erwiderte Montauban mit herzzerreißendem Schmerz.

Die Aebtissin hielt es jetzt an der Zeit, hier ins Mittel zu treten. Es gelang ihr Montauban bemerklich zu machen, wie sehr Claire einiger Minuten Erholung bedürfe, wenn sie nicht in ihren vorigen bewußtlosen Zustand zurückfallen solle,

und ihn dadurch zu bewegen, ihr, auf kurze Zeit, in ein Nebenzimmer zu folgen. Klar und deutlich, wenn gleich in wenigen Worten, stellte sie ihm dort die Reihe unausweichbarer Zufälligkeiten dar, die, unterstützt von der zu besorgten Liebe ihrer verstorbnen Schwester, die schuldlose Claire in diesen Abgrund von unabsehbarem Jammer gestürzt hatten. Sie machte ihm deutlich, wie Blanchefort alles im Voraus so listig angeordnet habe, daß keine Möglichkeit abzusehen sey ihm seine Unthat zu beweisen; und daß Clairens Freunde selbst alles anwenden müßten, um sein Verbrechen mit dem tiefsten Schleier des Geheimnisses zu decken. „Denn," sprach sie, „er ist mächtig durch seine Verbindungen, und achtet weder göttliches noch menschliches Gesetz. Ihm wäre es ein leichtes, einen jener furchtbaren Lettres de Cachets zu erhalten, dieser in den Händen eines Bösewichts entsetzlichen Werkzeuge heimlicher Rache, um Clairen, im Fall sie seinen Plänen gefährlich würde, in der dunkeln Tiefe eines Staatsgefängnisses unrettbar verschmachten zu lassen." Dann ging die edle Frau zu der Gefahr über, die Clairens Ehre unausbleiblich drohe, wenn er, Mon-

tauban, als ihr Vertheidiger, ihr Rächer, öffentlich auftreten wolle.

Unter ihrem milden verständigen Zureden kam Montauban genugsam zu sich selbst, um die Wahrheit alles dessen, was sie ihm vorstellte, einzusehen. Er gelobte endlich mit einem theuren Eide, um Clairens willen, nichts gegen ihren Verderber zu unternehmen und ging dann an der Hand der Aebtissin zu der heiß Geliebten zurück, um den letzten Abschied für dieses Leben von ihr zu nehmen. Trostlos, in einem an Vernichtung gränzenden Zustande, schlug er bald darauf den nämlichen Weg nach Paris wieder ein, den er vor wenigen Stunden so hoffnungsreich und freudig zurückgelegt hatte.

Nach diesem schmerzlichen, aber doch trostreichen Wiedersehen blieb Claire, still ergeben, in der tiefen Einsamkeit des abgelegenen Landhauses, und unter dem Schutze ihrer ehrwürdigen Pflegemutter, die immer wieder zu ihr zurückkehrte, wenn gleich ihre Pflicht sie zuweilen nach Pareclet rief. Den Brief der Aebtissin hatte Blanchefort unbeantwortet gelassen, und Claire fühlte es unter ihrer Würde noch einen Schritt zu thun, um ihn zu seiner

Pflicht zurückzuführen. Doch als endlich die schwere Stunde vorüber war, in der sie einem Sohne jenes Verhaßten das Leben gab, da siegte dennoch Mutterliebe über ihren gerechten Stolz und über jede Bedenklichkeit; sie konnte nicht ohne schmerzliche Rührung das arme Kind betrachten, zu dem das mächtigste aller Gefühle sie zog, das unschuldig wie sie selbst, ihr unwürdiges Geschick mit ihr zu theilen bestimmt war. Mit großer Ueberwindung drängte sie jedes widerstrebende Gefühl, all' ihren gerechten Unwillen gegen den Urheber ihrer Leiden, in ihr Herz zurück, und ergriff selbst die Feder, sobald ihre Kräfte ihr dieses erlaubten, um dem Grafen die Geburt seines Sohnes zu melden. Bitten, Gründe, alles was ihr Gefühl ihr nur eingeben konnte, erschöpfte sie mit rührender Gewalt, um den Grafen zu bewegen, dem Kinde wenigstens sein gutes Recht zu gewähren, und es als seinen rechtmäßig gebornen Sohn anzuerkennen, doch der Graf ließ auch diesen Brief unbeantwortet, und zeigte nicht einmal so viel menschliches Gefühl, um sich nach seiner Gemahlin und ihrem jetzigen Aufenthalt zu erkundigen.

Clairens armes Kind war durch alles was seine

Mutter hatte erdulden müssen, wahrscheinlich schon ehe es geboren, ein dem Tode geweihetes Opfer geworden. Das kurze Leben desselben währte nur wenige Wochen, dann starb es, und Claire, so herzlich sie es beweinte, so willig sie alles, Leben, Ehre und Glück für dessen Rechte aufgeopfert haben würde, fühlte dennoch, daß dieser Tod von jeder Verpflichtung gegen den Grafen sie befreie. Sobald sie sich einigermaßen von diesem neuen Schmerz erholt hatte, schrieb sie zum zweitenmal an ihren Gemahl, doch in einem ganz andern Tone als vorher. Kurz und gemessen meldete sie ihm, daß der Tod ihres Sohnes auch das letzte Band, das an ihn sie noch gefesselt, zerrissen habe. Sie erklärte, daß sie ihm jetzt völlige Freiheit ließe nach seinem eignen Gutdünken zu handeln, daß sie aber auch sich selbst für berechtiget halte, ihr künftiges Leben, ohne fernere Rücksicht auf ihn, von dem sie nichts mehr verlange, nach eigner Wahl zu ordnen und zu bestimmen. Sie schloß mit dem Wunsche, daß er bald zur wahren Erkenntniß seiner Verbrechen gelangen möge, ehe es für diese Welt zu spät sey.

Stille ruhige Wehmuth zog jetzt in Clairens

Gemüth ein, sie wußte, daß sie vom Leben nichts mehr zu hoffen, aber auch nichts mehr zu fürchten habe. Einsam und schutzlos stand sie da, in der weiten Wüste der ihr verödeten Welt, in der sie alles verloren, Glück, Ehre und Ruhe; nur Paraclet war ihr geblieben, als der einzige Hafen, der nach dem gewaltigen, allgemeinen Schiffbruch aller ihrer Hoffnungen, eine sichre Zuflucht ihr bot. Auch trat sie, gleich nach ihrer Ankunft daselbst, in die Reihe der Novizen, mit dem festen Entschluß, nach überstandenem Probejahr sich und ihr schweres Leid auf immer in den, ihr sonst so verhaßt gewesenen Schleier zu verhüllen, und in gelassner Ergebung das, vielleicht ihr noch sehr ferne Ende ihrer Tage, dort zu erwarten, wo sie die glücklichen Tage ihrer Kindheit verlebt hatte. Der sehnlichste Wunsch, endlich zu einer festen Bestimmung ihres Geschicks zu gelangen, bewog sie sogar so lange mit inständigen Bitten in die Aebtissin zu dringen, bis diese sich entschließen mußte, ihr vom Bischofe die Erlaubniß auszuwirken ihr Probejahr abzukürzen, indem sie mit dem Klosterleben genugsam bekannt und befreundet sey, um eines solchen Versuchs nicht zu bedürfen.

Der Tag ihrer feierlichen Einkleidung als Nonne ward daher schon gegen das Ende des dritten Monats ihres Noviziates festgesetzt; und der Bischof erklärte selbst dabei seyn zu wollen, um die ernste kirchliche Feier durch seine persönliche Gegenwart zu verherrlichen.

Während aller dieser Ereignisse, waren indessen mit dem Grafen Blanchefort große alles umgestaltende Veränderungen vorgegangen. Nur selten wird es Einem, der auf jede Weise die öffentliche Stimme sich gewinnen will, gelingen, das schwere künstliche Spiel mit immer gleichbleibendem Glücke durchzuführen, bis ans Ende. Leicht und lange läßt die Welt durch falschen Schimmer sich blenden, doch zuletzt und unversehens gibt dieser eine Lücke, die ihr vergönnt einen Blick in das dunkle Innere des Gegenstandes ihrer Bewunderung zu werfen, und sie ist dann sehr bereitwillig, das was sie vorhin bis in die Wolken erhob, eben so schnell, und oft nicht minder ungerecht zu verdammen.

Blanchefonts unstätes falsches Gemüth, das ihn immer der Seite zutrieb die eben die Oberhand hatte, verleitete ihn oft zu Handlungen und Aeußerungen, welche einander geradezu widerspra-

chen. Feinde, deren er mehr hatte als er selbst es wohl glauben mochte, trugen, von seinem jetzigen Glanze noch mehr erbittert, diese dem Konnetabel und sogar dem Könige zu, der eben im Begriffe stand den Grafen zu einer Art von Günstling zu erheben, und Blanchefort sah sich von dem nur halb erreichten Gipfel der Größe hinabstürzen, den er ganz zu erglimmen gehofft hatte, ehe es ihm nur in den Sinn kam ein solches Unglück als möglich sich zu denken. Ihm wiederfuhr, öffentlich am Hofe, die tiefste Kränkung, die einem Ehrgeizigen seiner Art nur wiederfahren kann; statt ihn huldreich anzureden, wie er sonst wohl pflegte, und Blanchefort es sichtlich erwartete, wandte der König bei der Cour ihm verächtlich den Rücken, und schien seine Existenz gänzlich zu übersehen; die Hofleute folgten getreulich dem Beispiel ihres Gebieters, und der sonst von Allen Gesuchte und Gefeierte stand einsam, mitten im Saale, dem Schauplatz seines ehemaligen Glanzes, gemieden und geflohen von jedem, der sonst froh war sich ihm nähern zu dürfen. Auch der Konnetabel säumte nicht eine Gelegenheit zu suchen und zu finden, um sein Wort in Hin-

sicht der von ihm selbst vorgeschlagenen Vermählung zurückzunehmen, und jede frühere Verbindung mit dem, der höchsten Ungnade Verfallenen, kurz und für immer abzubrechen.

Lange Zeit kam dem Grafen sein Unglück nur wie ein ängstlicher Traum vor, und es war ihm unmöglich an dessen Wirklichkeit zu glauben; doch als alle seine Anstrengungen sich wieder zu erheben, fruchtlos blieben, als auch die letzte Hoffnung, des mächtigen Konnetabels Gunst wieder zu gewinnen, ihm fehlschlug, da sah er sich denn doch genöthigt es sich selbst einzugestehn, daß alles verloren sey, worauf er bis jetzt sein Glück gebaut hatte, und seine Verzweiflung darüber war eben so gränzenlos, als früher sein Uebermuth es gewesen.

Gerade in dieser Zeit geschah es, daß der Zufall Clairens letztes Schreiben ihm wieder in die Hände spielte, welches er gerade zu Anfange der Krisis erhalten hatte, die seinen Hoffnungen den Untergang drohte. Im Drange der Umstände hatte er es zwar erbrochen, aber, kaum gelesen und keinesweges beachtet, sogleich zurückgelegt. Jetzt las er es mit Aufmerksamkeit durch, er las es wieder und wieder, und von Neuem entbrannte

die Glut der Leidenschaft in seinem jetzt ganz verödeten, von keiner glänzenden Hoffnung mehr erfüllten Herzen, und loderte endlich in immer helleren Flammen auf.

Damals, als er noch glaubte, daß es nur von ihm abhinge wieder zu Clairens Besitz zu gelangen, da hatte es ihm ein Leichtes geschienen sie von sich zu stoßen; doch jetzt riß sie selbst sich von ihm los, von ihm, der sich jetzt verlassen, dem Spotte preisgegeben fühlte. Sie scheute sich nicht mehr, ihm zu zeigen wie grenzenlos ihre Verachtung gegen ihn sey; er sah sie im Begriffe das sonst ihr Verhaßteste zu erwählen, um nur ihm zu entgehen und unübersteigliche Schranken zwischen ihm und sich zu stellen; das war mehr als er zu tragen vermochte. All' seine ehemalige gränzenlose Liebe zu Clairen kehrte in sein wildentflammtes, von tausend Wunden zerrissenes Gemüth zurück, steigerte sich zu rasender Wuth, und, einem Wahnsinnigen ähnlich, flog er, den in Paris nichts mehr hielt, nach Pareclet, um Clairen um jeden Preis sich wieder zu gewinnen und müßte es auch durch eine Gewaltthat seyn.

Er ward der Aebtissin gemeldet, die mit der

ihr eigenthümlichen Würde, ernst und stolz hinter dem Gitter ihres Sprachzimmers ihm entgegentrat. Sie kündigte ihm Clairens unabänderlich festen Entschluß an, sich durch ein unauflösliches Gelübde dem Klosterleben zu weihen, und ermahnte ihn, den Verlust einer Gemahlin, deren seltnen Werth er zu spät einsehe, als zeitliche wohlverdiente Strafe hinzunehmen, und dieses Unglück in Demuth und Ergebung sich zum Heil seiner Seele dienen zu lassen.

Blanchefort war wenig geneigt, und eigentlich auch nicht im Stande, diesen frommen wohlgemeinten Rath zu befolgen. Sein Zustand gränzte in diesem Augenblick wirklich an Wahnsinn; er brach in laute Verwünschungen seiner selbst und seiner Frevelthat aus, wälzte sich vor dem Sprachgitter im Staube, zerraufte sein Haar, beschwor die Aebtissin, bei allem was ihr heilig sey, Mitleid mit seiner Verzweiflung zu haben, ihn von zeitlichem und ewigem Untergehen zu retten und Clairen ihm wieder zu geben, indem er mit einem Grausen erregenden Eide versicherte, nicht länger ohne deren Besitz leben zu wollen. Dann suchte er wieder sich zu fassen, stand vom Boden auf

und flehte nur um eine einzige Zusammenkunft mit seiner Gemahlin, um von ihr selbst sein Todesurtheil zu empfangen. Drohungen mischten sich in sein demüthiges Bitten; er warnte die Aebtissin, wohl zu bedenken was sie thue, wenn sie Clairen nicht davon abhielte, ihn völlig einer Verzweiflung zuzutreiben, vor deren fürchterlichen Folgen er nicht stehen könne, die Clairen mit ihm zugleich ins Verderben stürzen würden, ohne daß die Aebtissin im Stande seyn könne ihren Liebling zu schützen.

Sein verworrener und verwirrender Zustand steigerte sich von Minute zu Minute, und wurde zuletzt so furchtbar, daß die Aebtissin ihm ihr Mitleid nicht länger versagen konnte. Sie verhieß ihm, bei Clairen für ihn zu sprechen, und bewog ihn dadurch endlich sich beruhigter zu entfernen. Auch versuchte sie wirklich dieses Versprechen zu erfüllen, fand aber zum erstenmal bei der ihr sonst immer Folgsamen kein Gehör.

„Sagen Sie dem Grafen Blanchefort," antwortete ihr Claire, „daß er selbst durch sein unwürdiges Benehmen von jeder Pflicht, die ich ihm schuldig war, mich befreit habe; sagen Sie ihm,

daß ich unerschütterlich fest entschlossen bin, ihn nie wieder zu sehen. Seine Klagen rühren mich eben so wenig als seine Drohungen mich erschrecken, wage er es immerhin mein Unglück bekannt zu machen, die Schmach davon fällt auf sein schuldiges Haupt zurück, mich trifft sie nicht in diesen heiligen Mauern, in denen ich mich und mein Leid auf ewig begrabe. Ja wahrlich, lieber möchte ich wie ich da bin, in voller Jugendkraft lebendig zu den Todten hinabsteigen, als in Glanz und Pracht mit einem Manne fortleben, den mein Herz unsäglich verachtet. Verschweigen Sie auch diese meine Worte ihm nicht, es sind die letzten deren ich jemals ihn würdigen werde, und, theure hochwürdige Mutter, wenn Sie mich wirklich noch lieben, so erwähnen Sie seiner nie wieder gegen mich."

Die Aebtissin ermangelte nicht, dem Grafen von dem Mißlingen ihrer Fürbitte treulichst Bericht abzustatten, sie hoffte ihn dadurch von ferneren Versuchen abzuschrecken, aber er wollte dennoch von der Hoffnung nicht ablassen, Clairen sich günstiger zu stimmen, wenn er nur die Erlaubniß erhalten könne sie einmal wieder zu sehen. Er kam täg-

lich ans Sprachgitter, um die Aebtissin mit Bitten um diese Gunst zu bestürmen, und seine dunkel ausgesprochenen Drohungen zu wiederholen. Auch suchte er auf heimlichere Weise zu der Erfüllung dieses Wunsches zu gelangen; den ganzen Tag umschlich er in mannichfaltigen Verkleidungen das Kloster, um listig und unerkannt in das Innere desselben einzudringen; er knüpfte Bekanntschaften unter der zahlreichen Dienerschaft desselben an, um einen darunter zu finden, der sich durch Gold bewegen ließe ihm beizustehen, doch die Wachsamkeit der Aebtissin vereitelte alle seine Pläne. Sie rieth ihm endlich sehr ernstlich, sich nicht ferner dergleichen zu erlauben, wenn er sie nicht zwingen wolle, ihm wahrscheinlich nicht angenehme Maaßregeln gegen ihn zu ergreifen. Jetzt erst fand er für gut, mit anscheinender Ergebung in das Unabänderliche, sich zurückzuziehen, und ihrem frommen Gebete sich demüthig zu empfehlen.

Er verschwand aus der Gegend, und die Aebtissin glaubte wirklich er sey nach Paris zurückgekehrt, wie er thun zu wollen vorgegeben; eigentlich aber hielt er, Unheil brütend, unter fremdem Namen und zum Unkenntlichen verkleidet, im näch-

sten Städtchen sich auf, um den Tag der feierlichen Einkleidung Clairens abzuwarten, an welchem der Zutritt in die Kirche, und sogar zu einigen der innern Räume des Klosters, Niemanden verwehrt werden konnte.

Feierliches Glockengeläute verkündete weit in das Land hinein den Anbruch des festlichen Tages. Zwischen den dämmernden Säulengängen der geschmückten Kirche bis zum hohen Gewölbe des düstern Domes hinauf, wogten Wolken von Weihrauch; alle Altäre waren aufgedeckt, und prankten mit frischen Blumen und dem köstlichsten Kirchengeräth, das nur bei den höchsten heiligsten Festen gebraucht wurde. Vom hohen Chore herab erschallten einfache, herzerhebende Melodien uralter Meister, und die weiten Räume der Kirche vermochten kaum die von nah' und ferne herbeigezogene Menge zu fassen, die gekommen war sich an der Einkleidung einer Novize zu erbauen, deren Eifer sie trieb das Ende ihres Probejahres nicht abzuwarten, und von deren Schönheit der Ruf Unglaubliches verkündete.

Blanchefort war der erste gewesen, der so wie die Kirche nur geöffnet wurde, sich hinein schlich; er hatte, nahe am Hochaltare vor welchem Claire

ihr Gelübde ablegen sollte, sich einen verborgenen Platz gewählt, von welchem er alles übersehen konnte.

Vor dem Altare lag schon der geweihte Schleier, der bestimmt war die blühendste Jugend und Schönheit auf ewig zu verhüllen. Blanchefort sah ihn, er sah das Leichentuch bereit liegen, das nach dem ernsten, deutungsreichen Ritus der Kirche, über die auf einem Lager von Asche hingestreckte Claire ausgebreitet werden sollte, um dadurch anzuzeigen, daß sie von diesem Augenblick an, jeder Verbindung mit der Aussenwelt völlig abgestorben sey. Die Sinne vergingen ihm beinahe über dem Anblick, und ihm war als fühle er, wie die kalte eiserne Hand des Todes sein stockendes Herz umklammre.

Feierlicher ertönte jetzt die Orgel, Claire selbst, langsam einherschreitend, kam mit wankendem Schritt, von der Aebtissin unterstützt, den Hauptgang hinauf; ihr folgte, einen Bußpsalm in herzdurchdringenden Tönen singend, die lange dunkle Reihe der tief verschleierten Nonnen, zu denen sie in kurzem gehören sollte. Mit blitzenden Augen, wie ein Tyger der sich bereitet auf seinen Raub loszuspringen, stand Blanchefort in seinem Versteck, und beobachtete ihr Herannahen.

Zum letztenmal erschien Claire nach alt herge brachtem Gebrauch, in vollem weltlichen Schmuck; ein weit nachschleppendes Gewand von blüthen weißer Seide, mit goldenen Sternen durchwürkt, umwallte faltenreich die jugendliche Gestalt der schönen Himmelsbraut. Die Juwelen, welche Frau von Belmont in jener feierlichen Todesstunde ihr gab, diese Denksteine ihres Scheidens von jeder glücklichen Hoffnung, wanden sich durch ihr schön geordnetes blondes Haar, das der Scheere verfallen, hinfort sie ebenfalls nicht mehr schmücken durfte, strahlten von ihrer unschuldigen in ängstlichen Schlägen klopfenden Brust, von ihren blendend weißen Armen und Händen; ihr Strahl traf mit stechendem Schmerz das Auge ihres Verderbers, der schaudernd den Schmuck wieder erkannte.

Clairens Gesicht war todtenbleich, sie glich einer sterbenden Heiligen, die dem Erdenschmerz noch nicht völlig entrückt ward, und doch war sie in ihrer Schönheit nie blendender und rührender erschienen. Höllenqualen ergriffen den Grafen beim näheren Anblick des jungen lieblichen Wesens, das sein unmenschliches Verfahren diesem düstern Grabe jeder Lebensfreude zugetrieben hatte, und

das nun am Rande desselben noch einmal in verklärter entzückender Schönheit aufleuchtete, wie ein am Horizonte des Weltmeers dem Niedergange sich zuneigender schöner Stern.

Jetzt knieete Claire an den Stufen des Hochaltares, der Bischoff stand bereit, die ernste Feier sollte beginnen. „Halt! Halt!“ rief Blanchefort aus seinem Versteck mit kreischender, Orgelton und Kirchengesang übertönender Stimme, „ich thue Einspruch, ich, Graf Blanchefort. Die Novize ist meine Gemahlin, meine mir rechtmäßig angetraute Gattin, ich verbiete das Gelübde der Gräfin Blanchefort.“

Gleich einem Wahnsinnigen rang er mit rasender Kraft gegen die zunächst ihn Umgebenden, die ihn festhielten, weil sie ihn für einen wirklich Verrückten ansahen, dessen zerstörter Geist ihn treibe die kirchliche Feier zu unterbrechen. Vergebens suchte er durch die Reihen zu dringen, um zum Altare, zu Clairen, den Weg sich zu bahnen, trotz seiner übermenschlichen Anstrengung ward er übermannt. Schrecken, Geschrei, füllten die Kirche, Unordnung herrschte überall, die heilige Zeremonie war unterbrochen, Claire, beim ersten Laut

von Blancheforts Stimme, in todten ähnlicher Ohnmacht auf die Marmor-Stufen des Altares hingesunken; zitternd drängte die Schaar der Nonnen sich um sie her, während Blanchefort noch immerfort sich wie ein Rasender gegen die wehrte, welche ihn aus der Kirche bringen wollten.

In sichtbarer Eile trat indessen ein hoher stattlicher Fremder von mittlerem Alter und vornehmem Aeußeren, durch den Haupteingang der Kirche, dem Hochaltar gegenüber, herein. Seine Kleidung mit dem großen weißen Kreuz, verkündete einen Komthur des Maltheserordens. „Komme ich zu spät? Ist die Zeremonie vorüber?" fragte er ängstlich einige an der Thüre stehenden Landleute, die ehrfurchtsvoll zurückwichen, um ihm Platz zu machen. „Noch nicht," erwiderte eine alte Frau, „es ist Einer toll geworden, und die schöne, heilige Braut ist vor Schrecken darüber in Ohnmacht gefallen, ehe sie das Gelübde aussprechen konnte; sie wird sich wohl bald erholen, wenn sie nur erst den Verrückten hinaus transportirt hätten, denn . . ."

Der Fremde hörte nicht weiter, er strebte vorwärts, dem Altare zu. „Wenn das nur nicht ein

zweiter Narr ist," sagte die alte Frau, indem sie verwundert ihm nachsah, wie er mit eilendem Schritt durch die Menge sich wand.

Der Fremde konnte indessen doch nicht bis ganz in die Nähe des Bischoffs gelangen, der von allem kirchlichen Pomp umgeben am Altare stand, und es ruhig abwarten zu wollen schien, bis der Störer der kirchlichen Feier überwältigt, und Claire aus ihrer tiefen Ohnmacht wieder zu sich gebracht seyn würde.

„Ich bitte Eure Eminenz um Aufschub der heiligen Verhandlung, die ohnehin unterbrochen ist wie ich sehe; dringende Umstände gebieten es:" rief der Maltheser aus einiger Entfernung mit lauter, wohltönender Stimme. „Ich bin der Vormund, der Bruder des Vaters dieser Unmündigen, die ohne meine Beistimmung das heilige Gelübde nicht aussprechen darf. Eine Unterredung, die Eure Eminenz und die hochwürdige Frau Aebtissin mir gütig gewähren wollen, soll alles aufklären, und die durch mich verursachte Störung entschuldigen."

Während der Fremde sprach, dessen edles Ansehen Jedermann für ihn einnahm, war Alles still

in der Kirche geworden. Sogar Blanchefort hatte seine Worte vernommen, und ließ jetzt ohne Widerstand von seinem Wirthe im Städtchen sich fortführen, der ihn erkannt und sich zu ihm gedrängt hatte.

Claire lag noch immer ohne eine Spur des Lebens auf den Stufen des Altars; auf einen Wink des Bischoffs ward sie endlich von den Nonnen zurück in ihre Zelle getragen; feierlich und würdevoll wandte er sich darauf an die versammelte Gemeine, empfahl die vom heftigen Schreck erkrankte Himmelsbraut ihrer Fürbitte, und ermahnte sie, sich mit der, dem heiligen Orte ziemenden Stille, zurück in ihre Wohnungen zu begeben, und dort in Ruhe andächtig zu harren, bis die heilige Handlung vollzogen werden könne, was ein unerwarteter Unfall für heute unmöglich mache. Dann zog er mit dem Komthur in die Sakristei sich zurück.

Die Kirche ward nun allmählig leer, die Menge der zum Feste herbeigezognen Fremden vertheilten sich in der Nachbarschaft, in der Hoffnung, daß die schöne Novize sich bald erholen, und am folgenden Morgen von neuem eine Feierlichkeit be-

ginnen werde, deren Unterbrechung allgemein von den Schaulustigen beklagt werde. Denn die Lust etwas Neues zu sehen ist einer der mächtigsten Triebe, gleichviel ob die Veranlassung dazu eine Erfreuende oder Betrübende ist.

Die Aebtissin konnte sich nicht entschließen, den Bischoff zu der geheimen Unterredung zu begleiten, unerachtet der Malthefer sich ihre Gegenwart dabei auf das Dringendste erbat. Ihr Herz zog sie zu Clairen, deren Zustand sie unaussprechlich beunruhigte, sie fand sie in ihrer Zelle. Kaum halb von ihrem Schmuck entkleidet, lag sie auf ihrem Bette, das lieblichste Bild des scheidenden Lebens; ihr sich wieder kaum merklich regender Puls verkündete, daß sie noch nicht zu den Todten zu zählen sey, aber ihr Auge blieb geschlossen; völlig regungslos lag sie da, umgeben von den klagenden Nonnen, die mit großer Angst die Ankunft des Kloster-Arztes erwarteten, der den für wahnsinnig gehaltenen Blanchefort in seine Wohnung begleitet hatte.

Mit großem Erstaunen sah die Aebtissin eine, in tiefe Trauer verhüllte Dame an Clairens Bette knieen, die eine der marmorkalten Hände der ge-

liebten Kranken mit Küssen und Thränen bedeckte. Keine der Nonnen wußte zu sagen, woher die Fremde gekommen sey; in ihrer nonnenartigen Trauerkleidung, und bei der allgemein herrschenden Verwirrung, hatte sie unbemerkt sich unter sie gemischt, und war mit ihnen in Clairens Zelle eingedrungen. Ihr tiefer Schmerz, ihre herzzerreißenden Klagen hatten, als sie ihre Gegenwart entdeckten, es ihnen unmöglich gemacht sie zurückzuweisen.

„Rette, rette sie, rette mein Kind, meine Tochter, und nimm mein Leben!" rief die Fremde, so wie sie die Aebtissin erblickte, und warf mit der Gebehrde einer Verzweiflenden sich ihr in die Arme. „O rette sie, rette das unschuldige Opfer der Grausamkeit unnatürlicher Eltern! Heilige! Heilige! Vergieb deiner reuigen Mutter," schluchzte sie, und warf wieder sich neben dem Bette hin, „öffne nur einmal noch dein Auge um meinen tiefen Jammer zu sehen, ehe du dich hinaufschwingst, um vor dem Throne des ewigen Richters uns zu verklagen!"

Eine unmerklich leise Bewegung in Clairens Zügen, welche vielleicht die Aebtissin allein gewahr

wurde, zeigte an, daß die Kranke, unerachtet sie regungslos da lag, dennoch vielleicht nicht ganz unempfindlich gegen das sey, was um sie her vorging. Der eben ankommende Arzt bestätigte diese Bemerkung, nach genauer Untersuchung ihres Zustandes erklärte er diesen zwar für gefahrdrohend, aber doch nicht für ganz hoffnungslos, wenn keine zweite Erschütterung von Außen sie aufs neue beunruhige, deren Folgen freilich die traurigsten werden könnten. Die nöthigen Anstalten, Claleren die ungestörteste Ruhe zu verschaffen, wurden sogleich von ihrer sorgenden Freundin getroffen, nur die wenigen, zu ihrer Pflege nothwendigen Personen wurden bei ihr gelassen, und auch die Fremde ließ durch die vereinten, dringenden Vorstellungen des Arztes und der Aebtissin sich endlich bewegen, letzterer in ihr Zimmer zu folgen, um dort wieder zu einiger Fassung zu gelangen; als der einzigen Bedingung, unter der es ihr erlaubt werden könne die Kranke wieder zu sehen.

Lange ergoß die Fremde sich dort in herzzerreißenden Klagen, mit all' der bittern Hoffnungslosigkeit eines von tief gefühlter Reue ergriffenen Gemüthes, bis es endlich der Aebtissin gelang sie

genugsam zu beruhigen, um von ihr vernehmen zu können, in welcher Verbindung sie eigentlich zu Clairen stehe, und was gerade in diesem entscheidenden Moment sie herbeigeführt habe? Indem sie die Fremde genauer betrachtete, glaubte sie zu ihrer großen Verwunderung, unerachtet der ganz veränderten Kleidung und der seitdem verstrichenen Zeit, die Züge der nämlichen Bürgersfrau in ihr zu entdecken, die vor etwa zwölf Jahren Clairen als sechsjähriges Kind ihr zugeführt hatte.

„Ja ich war es," rief die Fremde, als sie ihr diese Bemerkung mittheilte, „ich war es selbst, hochwürdige Mutter, die damals meine eigne Tochter Ihren frommen Händen übergab. Nie hatte meine Tochter mich anders als in jener Verkleidung gesehen, nie geahnt, daß ich ihr mehr sey als eine wohlwollende Freundin ihrer Pflegeeltern, denen mein wahrer Name und Stand ebenfalls unbekannt war. Ungegründete Furcht, von Ihnen, hochwürdige Frau, erkannt zu werden, legte mir damals den peinlichsten Zwang auf; in meiner Angst bedachte ich nicht, daß Sie, nach einer Trennung von so vielen Jahren,

die Züge der, als Sie uns verließen, kaum achtjährigen Lucie, unmöglich in der unbekannten Bürgersfrau, die vor Ihnen stand, wieder erkennen könnten. Agnes, hast du mich denn wirklich ganz vergessen? Erinnerst du dich nicht mehr deiner Kusine, die wenige Jahre, nachdem du von der Welt dich geschieden, noch an der Gränze der Kindheit dem Duc de Jouy vermählt ward?"

Tief gerührt schloß die Aebtissin die wiedergefundene Verwandtin in die Arme, die ihr die, in diesem Augenblick schmerzlich süße Entdeckung gewährte, daß das Kind ihres Herzens auch durch die Bande des Blutes recht eigentlich zu ihr gehöre. Damals, als sie von einem innern, unwiderstehlichen Beruf hingerissen, sich dem geistlichen Stande weihte, war Lucie noch ein Kind, das sie, unerachtet es weit jünger war als sie selbst, herzlich lieb hatte, aber bald nachher völlig aus dem Gesichte verlor. Nach der, wenige Jahre später erfolgten, glänzenden Heirath der sehr jungen Lucie, hatte sie nur selten von der Existenz ihrer, mitten im Glanze des Hofes lebenden Verwandtin etwas vernommen, die sich ihrer gar nicht mehr zu erinnern schien. Sie wußte, daß die Düschesse

von Jouy meistentheils in Paris, in Pracht und Ansehen lebe, und daß sie Mutter eines einzigen Kindes, eines Sohnes sey, der einst der Erbe unermeßlicher Reichthümer werden sollte, die von mehreren Seitenlinien der Familie ihm zufallen mußten, und den seine Eltern so unaussprechlich liebten, daß diese übertriebene Liebe ihnen von Vernünftigen wirklich zum Vorwurf gemacht wurde; doch weiter gingen ihre Nachrichten nicht.

Zehn Jahre lang war dieser Sohn das einzige Kind seiner, wirklich Abgötterei mit ihm treibenden Eltern geblieben, der einzige Gegenstand ihrer Liebe und ihrer Pläne für eine, durch ihre Höhe Schwindel erregenden Zukunft. Der auf Geburt, Rang und Reichthum stolze Vater, dachte nur darauf immer mehr der Glücksgüter für diesen einzigen Sohn anzuhäufen, um ihn dereinst auf dem Gipfel menschlicher Größe, vielleicht dem Throne nahe zu sehen; schon wähnte er im Geiste, im Laufe der Zeiten sein uraltes, edles Geschlecht an Glanz und Macht über alle die Familien hoch empor ragen zu sehen, die jetzt neben der seinen berühmt waren; als ganz unerwartet, nach so vielen außer diesem einzigen Sohne kinderlos verleb-

ten Jahren, seine Gemahlin ihn mit der Nachricht überraschte, daß sie zum zweitenmale Mutter werden solle. Der dunkle, arbeitsame Bürger, der Landmann in seiner armen Hütte, der unter Mühe und Sorge die Kinder ernährt, die Gott ihm schon schenkte, freuet sich dennoch der Hoffnung, die Zahl derselben vermehrt zu sehen. Aber im Gedränge des größeren Lebens muß auch dieses rein menschliche Gefühl nur zu oft nebst so vielen andern, ersterben. Der mit so vielen Gaben des Glückes überschwenglich reich gesegnete Duc, sah mit innerm Zagen dieser nahenden Hoffnung entgegen, als drohe sie den Wohlstand seines Hauses auf immer zu zerstören; er theilte dieses Gefühl seiner Gemahlin mit, die, nicht minder als er selbst, mit übertriebener blinder Zärtlichkeit an ihrem Erstgebornen hing. Es ward ihm leicht, ihr begreiflich zu machen, wie sehr das Daseyn eines zweiten nachgebornen Kindes, die großen Erwartungen des schon lebenden beeinträchtigen müsse; beide kamen bald dahin, die Geburt desselben als ein Unrecht an dem über alles geliebten Sohne zu betrachten, und endlich gelobten sie einander in einer schweren, dunkeln Stunde: das

künftige Daseyn des noch Ungebornen mit dem tiefsten Schleier des Geheimnisses zu decken; keine lebende Seele sollte darum wissen, selbst nicht der einzige Bruder des Herzogs, der selbst früher, aus Rücksicht für seinen ältern Bruder, das Malthe-ser-Kreuz hatte annehmen müssen, und dessen edle Seele nimmermehr einer solchen ungerechten That würde beigestimmt haben.

Alles wurde glücklich vollbracht, wie sie es unter einander verabredet hatten. In der fernen Provençe, unter fremdem Namen, in Umgebungen, die keine Spur des Ranges und Reichthums ihrer Mutter durchblicken ließen, wurde Claire geboren, und der Pflege rechtlicher wohlhabender Landleute übergeben, welche sie für das Kind einer unerlaubten Liebe hielten. Sobald ihre sehr kräftige Gesundheit es erlaubte, eilte die Düschesse zu ihrem Gemahle zurück, um jedem möglichen Verdacht zuvorzukommen, und dieser war hoch erfreut, daß das Kind nur eine Tochter sey, deren Existenz im Dunkel irgend eines Klosters sehr leicht auf immer verborgen bleiben konnte. Bald hatte er die arme kleine Claire gänzlich vergessen, und widmete eifriger als je, alle seine Sorge

und Liebe dem Sohne; doch anders war es mit der Mutter. Ihr weicheres Herz mahnte sie oft an ihr entferntes verstoßnes Kind, und ihr Gemahl mußte ihr sogar erlauben, es einigemal in sie unkenntlich machender Verkleidung zu besuchen, wenn er sie nicht in trübe Schwermuth versinken lassen wollte, die sie leicht hätte dahin bringen können, das wichtige Geheimniß wenigstens ihrem Beichtvater zu bekennen.

Die kleine Claire wuchs indessen in ländlicher Einfachheit frisch und fröhlich heran. Als sie eben ihr sechstes Jahr vollenden sollte, erinnerte ihr herzloser Vater sich wieder ihrer, aber nur um darauf zu bestehen, daß sie jetzt einem Kloster übergeben würde, um sich bei Zeiten an den ihr aufgedrungnen Beruf zu gewöhnen. Die Mutter konnte ihm ihre Beistimmung dazu nicht versagen; selbst wenn sie in trüben Stunden der begangnen That reuevoll gedachte, schauderte sie dennoch vor dem Gedanken zurück, den Spott der Welt, die entehrenden Muthmaaßungen ertragen zu müssen, welche die Entdeckung von Clairens Geburt unausbleiblich nach sich ziehen würde; auch tröstete sie sich mit der Hoffnung, den Himmel dadurch,

daß sie ihr Kind ihm weihe, mit ihrer dunkeln That versöhnen zu können; aber sie bestand nun auch ihrerseits fest darauf, es selbst, abermals in der schon öfter gebrauchten Verkleidung, an den Ort seiner Bestimmung zu bringen, um gewiß zu seyn, daß es treuen liebevollen Händen übergeben werde. Aus ihren frühesten Erinnerungen trat das Bild der Aebtissin von Pareclet vor ihren innern Sinn. An ihr hatte sie selbst als Kind mit großer Liebe gehangen, sie zog mit vieler Vorsicht Erkundigungen ein, die ihr alle das Trefflichste und Edelste von der hochwürdigen Mutter verkündeten, und beschloß nun alles daran zu setzen, um ihr Kind diesen und keinen andern Händen zu übergeben.

Die Ausführung dieses Planes gelang, und die Düschesse kehrte mit beruhigtem Gemüthe zu ihrem Gemahl zurück; denn Clairens Zukunft schien ihr jetzt sicher gestellt, und war, wie sie es ansah, nicht härter als die unzähliger Töchter nicht minder edler Häuser, die damals oft aus ähnlichen Rücksichten, um den Glanz der Familie auf einen einzigen Punkt zusammenzuziehen, sich dem Klosterleben widmen mußten. Auch hatte sie

durch die, in den Händen ihrer edlen Verwandtin niedergelegte Summe, für eine Aussteuer der künftigen Nonne gesorgt, welche Clairens Aufnahme jedem Kloster wünschenswerth machen mußte, im Fall, daß es ihr späterhin nicht gefiele, in Parcelet zu bleiben.

Die Liebe zu dem Sohn, der jetzt in frischer, blühender Jugend mit jedem Tage seiner völligen Entwickelung sich näherte, gewann in ihrem Gemüthe wieder die Oberhand über Reue und Schmerz. An die Aebtissin zu schreiben, oder auf andre Weise nach ihrer Tochter sich zu erkundigen, wagte sie nicht; das Bewußtseyn, ein Unrecht verbergen zu müssen, macht das menschliche Gemüth feige und verzagt, ein Schatten ist genug, um es in Furcht und Angst zu versetzen, und die Düschesse scheute sich vor jedem Schritte, der auch nur auf die entfernteste Weise sie hätte in die Gefahr bringen können, den leisesten Argwohn gegen sie zu erregen. So lebte sie denn hin in Pracht und Herrlichkeit, und immer steigender Liebe zu ihrem Sohne. An Claire wurde nicht mehr gedacht, oder geschah es einmal, so war es mit der festen Ueberzeugung, sich über ihr Schicksal völlig beruhigen zu können.

Die Jahre vergingen, Clairens Bruder ward im Laufe derselben alles was seine Eltern nur wünschen durften; die lachendsten, glänzendsten Aussichten für seine Zukunft eröffneten sich ihm von allen Seiten, manche seiner schönsten Hoffnungen waren schon in die Wirklichkeit getreten, seine vor Freude berauschten Eltern gedachten der verstoßenen Claire kaum mehr, doch mit leisem, unhörbarem Schritt schlich die furchtbare Nemesis auf der Bahn ihres Triumphes ihnen nach, bis zum Augenblick, wo sie mit einem einzigen Schlage alle ihre ehrgeizigen Pläne in Trümmern zusammenbrechen ließ. Der Sohn hatte schon zum Lieblinge des Königes sich aufgeschwungen, der seine Gegenwart keinen Augenblick missen wollte; er begleitete seinen Gebieter auch nach Fontainebleau, zog dort, bei einer Jagdparthie eine leichte Erkältung sich zu, die bald in eine jener Brustentzündungen überging, welche in Frankreich so leicht tödtlich werden, und alle Hoffnungen, denen seine Eltern ihr ganzes Leben geopfert hatten, sanken mit ihm in sein frühes Grab.

Verzweiflung, Reue, bange Sorge um das Geschick der verstoßnen Tochter, ergriffen jetzt die

im Glück verhärteten Gemüther. Der Vater überlebte den Liebling nur wenige Tage, er starb am gebrochnen Herzen, nachdem er noch auf dem Todesbette seinem Bruder, dem Maltheser-Ritter, das Daseyn der Tochter entdeckt, und ihn beschworen hatte, letztre eilends aus Pareclet abzuholen, um sie in alle ihre, in seinem Testament zugesicherte, so lange vorenthaltne Rechte einzusetzen. In diesem letzten Willen erklärte er sie für seine einzige Erbin, und brachte alle Zeugnisse herbei, die nöthig waren, um die Rechtmäßigkeit ihrer Ansprüche und ihrer edlen Geburt auf das Bündigste zu beweisen.

Der Herzog starb, und seine Gemahlin ließ sich nicht abhalten den Komthur nach Pareclet zu begleiten, wo sie in jedem Fall ihr Wittwenjahr zuzubringen beschloß. Bange Ahnungen in Hinsicht auf ihre Tochter, trieben sie an, ohne Schonung ihrer Kräfte, unaufhaltsam vorwärts zu eilen. Schon in ziemlicher Entfernung von Pareclet begegnete sie ganzen Schaaren von Landleuten, die ebenfalls dorthin zogen, um dem Profeß einer Novize beizuwohnen, die am folgenden Tage das unauflösliche Gelübde ablegen sollte. Eine furchtbare Angst ergriff die Reisenden bei dieser Nachricht,

sie steigerte sich fast zur Verzweiflung, als mannichfaltige Hindernisse ihnen in den Weg traten, welche die schnelle Fortsetzung ihrer Reise verhinderten. Schon hatte die feierliche Handlung begonnen, alles war in der Kirche versammelt, als sie vor dem Kloster anlangten. Von dem Wächter am Eingange desselben, vernahmen sie den Namen der Novize; die Düschesse erkannte in solchem den, welchen sie ihrer Tochter gegeben hatte, ihre Kniee brachen unter ihr zusammen, sie war nicht im Stande dem Komthur zu folgen, der in diesem Augenblick nichts anders bedachte, als wie es ihm gelingen könne in die Kirche zu gelangen. Unaufhaltsam drang er vorwärts, von der Hoffnung eines noch möglichen glücklichen Ausganges getrieben, und wäre dennoch zu spät gekommen, hätte nicht Blanchefort frevlendes Beginnen die heilige Zeremonie gestört.

Mit in Thränen schwimmenden Augen, mit einem von Freude und Schmerz gleich bewegten Herzen, hörte die Aebtissin das lange Bekenntniß ihrer eben so reuigen als schuldbelasteten Verwandtin an. Der Bischoff und der Komthur waren inzwischen zu den Frauen ins Zimmer getreten, und letzterer half der Düschesse ein Bekenntniß

abzulegen, das ganz deutlich auszusprechen ihr oft sehr schwer ward. Alle vereinten sich in den innigsten Wünschen für Clairens Genesung; von Viertelstunde zu Viertelstunde erhielt man Nachricht von der geliebten Kranken; ihr Zustand war noch der nämliche, ohne sich zum Bessern oder Schlimmern zu neigen, und die Düschesse ließ sich endlich bewegen einige Stunden Ruhe sich zu gewähren, um mit erneuten Kräften der Pflege ihrer Tochter sich dann weihen zu können.

„Ach!" seufzte die Aebtissin, sobald die Düschesse das Zimmer verlassen, und sie mit den beiden Männern allein war: „Ach, wenn Gott auch unser brünstiges Flehen um die Rettung des geliebten Kindes erhören sollte! Wenn er sogar in diesem Augenblick eines Wunders uns würdigte, und Clairen in blühender Gesundheit vor uns hinstellte, sie ist dennoch der Welt verloren, sie muß dennoch mit jetzt zwiefach widerstrebendem Gemüth, ohne allen innern Beruf dazu, den Schleier wählen; oder an der Seite eines Ungeheuers elend seyn. Jener Rasende, der die heilige Handlung unterbrach und Clairen bis zum Tode erschreckte, ist kein Wahnsinniger, wie alle

glaubten; er ist ihr Gemahl, ihr wirklich förmlich, wenn gleich heimlich, nach dem heiligen Gebrauche unsrer Kirche angetrauter Gemahl, der früher sie zwar verleugnete, jetzt aber, da sie vom Glücke so begünstigt da steht, seine Rechte an sie geltend machen, und nimmermehr aufgeben wird. Nur die Macht der heiligen Kirche, die sie ihm verband, vermag es die Unglückliche von ihm wieder zu befreien, und sein Betragen gegen sie hat ihr das Recht verliehen, dieses zu fordern; aber selbst durch eine auf diese Weise ausgesprochne Scheidung, kann die Kette nur verlängert werden, die sie an ihn bindet; nach den Grundsätzen unserer Religion bleibt das Sakrament der heiligen Ehe in voller Kraft, bis an das Grab; und die einzige Zuflucht der armen Claire die Dunkelheit eines Klosters, für die sie so wenig sich eignet!"

Aufmerksam, mit innigster Theilnahme, vernahmen jetzt der Komthur und der Bischoff von den Lippen der Aebtissin, eine klare und umständliche Darstellung von Clairens bisherigem trüben Geschick. „Hochwürdige Mutter," sprach der Komthur, nachdem sie ihren Bericht geendet hatte, „legen Sie getrost und festen Glaubens das fer-



nere Geschick unsres geliebten Kindes in Gottes Hände, der stets die Unschuld beschützt; mich aber sehen Sie hier, in Hinsicht auf meine Nichte, als dessen Stellvertreter an; denn mir, ihrem Vormunde, ihrem nächsten Verwandten, liegt es jetzt ob, alle Pflichten eines Vaters gegen sie zu erfüllen, die mein unglücklicher Bruder leider zu lange verabsäumte; Gott und Ihnen, ehrwürdige Frau, und diesem frommen Prälaten, gelobe ich, sie treulich und sorgsam zu erfüllen. Schon meine Ritterpflicht verbindet mich, durch einen theuern Eid, unschuldig Bedrängten beizustehen, und sie vor Unbill und Mißhandlung zu beschützen. Sorgen Sie nur dafür, daß Claire bald wieder genese, und gedenken Sie meiner vor Gott, in Ihrem frommen Gebete."

Mit diesen Worten entfernte er sich, denn die Stunde war gekommen, in welcher die Klosterpforte täglich verschlossen wurde; und auch der Bischoff begleitete ihn, nachdem er der Aebtissin seinen Segen und die Zusicherung gegeben, daß auch er die Kranke in sein andächtiges Gebet einschließen werde; die Aebtissin aber bereitete sich die Nacht an der Seite ihres Pflegekindes zu verwachen.

Claire schwankte mehrere Tage lang, in dumpfer Unbewußtheit zwischen Leben und Sterben.

Zuweilen schienen lichte Träume an ihrem, von Außen gefesselten Geist vorüber zu schweben, und das Bild der wiedergefundenen Mutter ihr vorzuführen, deren laute Klagen wahrscheinlich durch die Betäubung hindurch geklungen waren, die für alles andre sie gefühllos machte.

Die Düschesse saß von ihr unzertrennlich an ihrem Bette, zählte und belauschte in ängstlicher Spannung jeden ihrer Athemzüge, bis endlich die Kranke zu hellerem Bewußtseyn erwachte, und der Arzt der Mutter gebot, sich in größter Entfernung von ihr verborgen zu halten, weil jede, auch die freudigste Gemüthserschütterung, ihr noch immer Gefahr drohe.

Claire erholte sich sehr langsam, Wochen vergingen, sie hatte schon längst ihre Mutter kennen und lieben gelernt, ohne zu ahnen, in welchem Verhältniß sie zu ihr stehe, ehe der Arzt der Aebtissin erlaubte, die lange herbei gesehnte Entdeckung zu wagen. Und als dieses endlich mit der größten Vorsicht vollbracht ward, so wäre Claire dennoch beinahe an den Rand des Grabes wieder

dadurch zurückgeschleudert worden, so gewaltsam bewegte sie die unter tausend Thränen ausgesprochne Reue der Mutter. Claire fühlte und dachte nur das überschwengliche Glück, eine Mutter zu haben, nicht mehr einsam und fast namenlos in der Reihe der Wesen dazustehen, und war weit entfernt sich darüber zu beklagen, daß man es so lange ihr entzogen.

In der unendlichen Freude dieses großen überwältigenden Moments vergaß sie die ganze Welt, alles was sie gelitten, alles was ihr noch drohte; erst als die heftige Bewegung ihres Gemüths zu verklingen begann, und die Mutter es wagte, leise und vorsichtig die Aussicht auf eine freudige Zukunft ihr eröffnen zu wollen, erst dann stieg die Erinnerung an Blanchefort, gleich einem drohenden Gespenst, vor ihr auf.

„Vergebens, alles vergebens!“ rief Claire erbleichend, „vergebens zeigt sich mir das Glück in lächelnder, alle meine Jugendträume überstrahlender Gestalt! Eiserne nie zu lösende Bande fesseln mich auf immer, nur diese heiligen Mauern oder das Grab, können dem höchsten Elende mich entziehen!“

„Claire, geliebte Tochter,“ erwiederte die Aebtissin, und schloß sie mütterlich an ihr Herz, „wie gern möchte ich deiner schonen! Dein müde geweintes Auge nur nach und nach an die ganz umgewandelte Gestaltung deines Lebens gewöhnen, damit die ungewohnte Helle, in der es dir entgegen leuchtet, dich nicht blende und erschrecke, und doch fühle ich, daß die zarteste Schonung hier Grausamkeit wäre. Nimm alle deine Kraft zusammen, meine Tochter, so mannichfache, einander widerstreitende Gefühle auch, bei dem was ich noch ferner dir zu verkünden habe, in dir aufstehen mögen, vernimm es mit der Fassung, die du so oft in tiefem Leiden geübt, daß, vielleicht schon in diesem Augenblick, deine schweren Leiden gelöset sind, Graf Blanchefort ist . . .“

„Er ist todt!“ rief Claire erbebend.

„So ist es,“ sprach leise die Aebtissin. „Er fiel im gerechten Zweikampf, der hier wohl ein Gottesgericht genannt werden darf, zu welchem dein edler Oheim ihn forderte;“ setzte sie nach einigem Schweigen hinzu.

„Um meinetwillen, von meinem nächsten Verwandten, ward er aus dem Leben gestoßen, um

meinetwillen, belastet mit allen seinen Sünden, vor den Thron des ewigen Richters gestellt," jammerte Claire von bangen Schaudern ergriffen.

„Mein Kind, nicht um deinetwillen allein," erwiederte die Aebtissin mit hohem Ernst in Stimme und Blick. „Wage es nicht die verborgnen Wege des Allmächtigen tadeln zu wollen, der zu rechter Zeit den Rächer sandte; einen, der schon, ehe er von deinem Daseyn wußte, durch Ritterpflicht und einen theuern Eid verbunden war, überall, wo es auch sey, Tugend, Unschuld und Ehre zu schützen, und ihre Beleidiger zur Rechenschaft zu ziehen. Blanchefort fiel, schwer, aber nicht tödtlich verwundet, von der Hand des Komthurs; er wäre gerettet worden, hätte er den Warnungen seines Arztes folgen wollen, nur seine ungebändigte Leidenschaftlichkeit, die Wildheit des eignen Gemüths hat ihn getödtet. Doch lebte er noch lange genug, um in seinen letzten Stunden, unter dem Zuspruch eines frommen Geistlichen, zur innigen Reue über seine Vergehungen zu gelangen, und nicht ganz hoffnungslos hinüber zu gehen. Was er thun konnte, um diese wieder gut zu machen, hat er gethan. In Gegenwart des Geist-

lichen und deines Oheims, hat er förmlich deine Rechte anerkannt und dich als seine Gemahlin zur Erbin seiner Güter eingesetzt. Reuevoll starb er in den Armen deines Oheims, dein Name war sein letztes Wort, deines Oheims Versicherung, daß deine Vergebung ihm in der Ewigkeit nachfolgen werde, sein letzter Trost. Er ruhe in Frieden, während wir an seinem Grabe für das Heil seiner unsterblichen Seele beten."

Blanchefort selbst hatte, aus eignem Antrieb, in seinen letzten Stunden dafür gesorgt, alle unangenehme Folgen abzuwenden, die sein Tod für den Komthur hätte nach sich ziehen können, und dieser war demnach sogleich nach Paris gegangen, um vom Könige Clairens Anerkennung als Tochter des Herzogs von Jouy und Wittwe des Grafen Blanchefort zu erlangen. Er erreichte sehr bald diesen Zweck, da er alle dazu nothwendigen Beglaubigungen zur Hand hatte, aber er kehrte nicht nach Pareclet zurück, weil er fühlte, daß bei aller Dankbarkeit, die Claire ihm schuldig war, sein Anblick sie dennoch schmerzlich berühren müsse. Das Grab unsrer Feinde und Verfolger nimmt

jede von ihnen erlittne Unbill mit ihnen zugleich in seinem dunkeln Schooße auf, und der plötzliche Tod eines uns früher nah' verbundnen Wesens, habe es auch lebend noch so hassenswerth sich gezeigt, wird dennoch jedes reine, weichgeschaffne Gemüth zu schmerzlicher Trauer stimmen, besonders wenn es, wie dieses Clairens Fall war, sich selbst als die veranlassende Ursache desselben betrachten muß.

In frischer neu erblühter Jugend, verließ Claire an der Hand ihrer Mutter die stille Wohnung ihrer früheren Zeit. Sie sah Paris wieder, mit ganz andern Aussichten, in einer ganz verschiedenen Stellung, als da sie vor zwei Jahren es zum erstenmal betrat, aber auch mit ganz andern Wünschen und Gefühlen. Die Freuden, der Glanz, die Pracht, die von allen Seiten sie umgaben, berauschten sie nicht mehr; sie vergaß nie, daß ihr Glück auf den Gräbern derer erbaut sey, die ihr am nächsten standen; obgleich sie früher verschmäht hatten sie anzuerkennen. An der Seite ihrer Mutter weihte sie ihrem Andenken und den überstandnen Leiden manche stille wehmüthige Stunde, in denen sie lernte das Leben von sei-

ner ernsteren Seite zu betrachten, und schimmernde vergängliche Freuden nicht höher zu stellen als sie es werth sind. Der erste Anblick des Komthurs, der sich jetzt ihr näherte, erschütterte sie von neuem; aber bald lernte sie als ihren zweiten Vater ihn ehren, und den treuen sichern Freund in ihm erkennen, der bei jeder Wendung ihres Lebens, eine leitende Hand und eine feste Stütze ihr bot.

Er war es, der nach kurzer Zeit ihr von neuem den noch immer heißgeliebten Montauban wieder zuführte. Nach den letzten stürmischen Erlebnissen, die ihrem ganzen Daseyn eine andre Wendung gaben, hatte das ihm eigne Zahrtgefühl ihn abgehalten sich ihr zu nähern, so lange ihr und ihrer Mutter Trauerjahr sie in Pareclet fest hielt. Doch jetzt wagte er von neuem, um sie zu werben, seine beispiellose Liebe und Treue erhielten bald darauf den längst ersehnten und verdienten Lohn, und nie beschien die Sonne ein glücklicheres Paar, als Claire und Montauban, als sie am Altare, begleitet von Freunden und Verwandten, den Bund ewiger Liebe und Treue mit einander schlossen.

Die Erbschaft des Grafen Blanchefort hatte

Claire sogleich an dessen nächste Verwandte wieder abgetreten; ihr Gefühl würde ihr nicht erlaubt haben anders zu handeln, selbst wenn sie vom Glück weniger begünstigt gewesen wäre, und Montauban fühlte auch in dieser Hinsicht eben so wie sie selbst. Bald nach ihrer Vermählung bezogen Beide, begleitet von Clairens Mutter und Oheim, eines ihrer Güter, in einer der schönsten Gegenden Frankreichs. Dort, unter einem milden schönen Himmel, führten sie bis ins späteste Alter ein glückliches und beglückendes Leben. Der Glanz und die Freuden des Hofes zogen sie nur selten nach Paris, aber alljährlich wallfahrteten sie nach Pareclet zu der geliebten mütterlichen Freundin, bis diese lebensmüde zur ewigen Ruhe einging.

Der Schnee.

Nie hat es wohl ein im Aeußern sich ungleicheres Paar gegeben, als der Graf von Strahlenfels und seine Gemahlin Cölestine. Strenger Ernst, an Mißmuth gränzende Melancholie, sprachen aus den zwar regelmäßigen aber umdüsterten Zügen des Ersteren. Man sah es ihm an, daß einst ein großer Schmerz vernichtend durch sein Leben gegangen seyn mußte; seine ganze Erscheinung trug unverkennbare Spuren früherer Leiden; und wer zum ersten Male ihm nahte, empfand jene an Ehrfurcht gränzende Scheu, welche uns stets ein vom Unglück schwer Getroffener einflößt, der verstummend durch die Welt geht, ohne weder ihr Mitleid noch ihre Hülfe in Anspruch nehmen zu wollen. Der Graf hatte das vierzigste Jahr kaum überschritten, aber seine langen vor der Zeit gebleichten Locken gaben ihm das Ansehen eines dem Greisenalter Nahenden; nur wenn im belebteren Gespräche sein dunkles Auge feurig auf-

blitzte, die schlanke gebeugte Gestalt sich höher emporrichtete, ein mildes Lächeln die scharf bezeichneten Lippen momentan umspielte, nur dann erst erkannte man in ihm den, noch in voller Kraft des reiferen Mannesalters Stehenden, und fühlte, ungeachtet seiner anscheinenden Schroffheit, sich unwiderstehlich zu ihm hingezogen.

Gräfin Cölestine, die Huld und Lieblichkeit selbst, war von Allem diesem gerade das Widerspiel. Obgleich sie bereits dem Sommer des Frauenlebens zu nahen begann, so blühte sie dennoch in jugendlicher Frische unerkünstelter Anmuth, als wäre der Frühling desselben ihr eben erst aufgegangen. Sie war wenigstens zehn bis zwölf Jahre jünger, als ihr früh gealteter Gemahl; doch wer, ohne sie zu kennen, an der Seite desselben sie erblickte, der mußte glauben, in dem ungleichen Paare Vater und Tochter zu sehen; so schroff erschien der Abstand zwischen den Beiden. Der glänzende Standpunkt, auf den das Glück die schöne Frau gestellt, gab ihr nicht allein den Herrscherstab der Mode in die Hände; die seltnen Gaben des Körpers wie des Geistes, mit denen die Natur sie überschwenglich reich ausgestattet hatte, machten

auch aller Herzen ihr zu eigen. Auf jedem Schritte folgte ihr ungeheuchelte Bewunderung. Cölestine sah, daß sie gefiel, und sie freute sich dessen mit gutmüthiger Freude; aber die ungesuchte Natürlichkeit ihres Wesens, ihre anspruchlose Freundlichkeit, beschwichtigten nebenbei die Gemüther derer die sie wohl hätten beneiden können, und wirkten ihr bei ihnen Verzeihung ihrer Liebenswürdigkeit aus. Sie hing mit inniger Treue und unerheuchelter Liebe an ihrem Gemahl, ohne weder mit diesem ihr ganz natürlich scheinenden Gefühle prunken, noch es verbergen zu wollen. Dieses Betragen erwarb ihr die Hochachtung der Bessern, am Hofe wie in der Stadt, und so konnte es der schönen Frau gelingen, in einer anscheinend gefährlichen Lage vollkommen sorglos und sicher ihren heitern Gang durch das Leben zu gehen, ohne daß vor der Welt je der kleinste Makel an ihrem Rufe hätte haften mögen.

Daß die Gräfin Cölestine zuweilen recht gern in den leuchtenden Zirkeln der großen Welt herumflatterte, deren schönste Zierde sie war, bedarf wohl keiner besondern Erwähnung; auch war ihr Gemahl weit von dem Gedanken entfernt, sie und

sich selbst dem geselligen Leben ganz entziehen zu wollen. Seine Stellung in der Residenz, in der er vor einigen Monaten als Gesandter einer großen auswärtigen Macht aufgetreten war, erlaubte dieses ohnehin nicht; aber er war dennoch des lauten zwecklosen Alltagtreibens von Herzen müde, das er lange Jahre hindurch bis zum Ueberdrusse hatte mitmachen müssen. Der bedeutende Posten, welchen er jetzt bekleidete, schien überdieß eine überlegte Auswahl seines näheren Umganges zu bedingen; und so hatte er bei seiner Ankunft in der Residenz seine junge Gemahlin mit leichter Mühe dahin vermocht, sich nur dann außer ihrem Hause in Gesellschaften zu zeigen, wenn ihr Rang dieses durchaus erforderlich machte. Die übrigen Abende brachte die Gräfin in ihrem Zimmer zu, in welchem gewöhnlich, ein von dem Grafen ein für allemal eingeladener Kreis geistreicher und liebenswürdiger Männer und Frauen, sich um sie versammelte. Graf Strahlenfels selbst erschien bald früher, bald später in der Gesellschaft, je nachdem seine Geschäfte ihm dieses erlaubten, doch pflegte er nie ganz aus ihr wegzubleiben. Oft nahm er heitern Antheil an der allgemeinen Un-

terhaltung, zuweilen aber saß er auch schweigend da, trüb' und in sich versenkt. Cölestine aber war immer die Seele des freundlichen Vereins, in welchem ohne Rücksicht auf Rang, Stand oder Geburt, jeder nur für das galt was er eigentlich war. Die Anzahl ihrer Gäste war indessen nur selten bedeutend; Manche, die Anfangs zu diesen gehört hatten, waren nach und nach von selbst weggeblieben, weil sie fühlen mochten, daß sie in diesen Zirkel nicht paßten; Mehrere stellten nur von Zeit zu Zeit, gleichsam aus Höflichkeit sich ein, doch ein kleiner Ausschuß der Gesellschaft pflegte an keinem der ihr geweihten Abende zu fehlen. Dieser versammelte sich auch eines Abends, wenn gleich später als gewöhnlich, nach dem ziemlich früh beendeten Schauspiel, denn ein neues Trauerspiel, von welchem schon Monate vorher viel gesprochen worden war, hatte alle Welt in das Theater gezogen. Nur Cölestine war daheim geblieben, um mit ihrem, sonst gewöhnlich mit Geschäften überhäuften Gemahl, ein Paar seltne Freistunden in ungestörtem Beisammenseyn zu verleben. Ein solches allein bei einander Bleiben war Beiden etwas Seltnes, und sie pflegten sich dessen zu freuen,

als wäre es ein Wiederfinden nach langer Trennung.

Die Hauptunterhaltung der Gesellschaft, drehte an diesem Abend sich anfangs nur um das neue Trauerspiel, die, welche es nicht gesehen, wünschten zu erfahren wie es damit abgelaufen sey, und die, welche im Theater gewesen waren, freuten sich davon Bericht abstatten zu können. Das Stück war gefallen, tief, tief gefallen, ohne Hoffnung sich jemals wieder erheben zu können, und jeder beeiferte sich auf seine Weise zu erklären, warum die Tragödie ein so klägliches Ende hatte nehmen müssen. Einige behaupteten, daß Niemand an dem wirklich rührenden Geschick des liebenden Paares in derselben hätte Antheil nehmen können, weil des Jammerns und Wehklagens darüber zu viel gewesen sey. Andere klagten die in der Exposition des Stückes herrschende Verworrenheit, als die Ursache von dem Falle desselben an, weil diese es dem größern Theil des Publikums schwer gemacht habe, zu begreifen, worüber denn eigentlich so gewaltig lamentirt werde. Alle aber kamen darin mit einander überein: die durch fünf Akte hindurch ausgesponnene Anlage von Ahnun-

gen zu tadeln, die doch am Ende zu wenig oder gar nichts geführt habe. Das alte, viel besprochene und nie erschöpfte Thema von Ahnungen, und Allem was mit diesen im Zusammenhange steht, kam darüber abermals zur Sprache; wie gewöhnlich ward über die Möglichkeit und Unmöglichkeit solcher Erscheinungen, viel herüber und hinüber disputirt, das Geschick des unseligen Dichters und seiner noch unseligern Tragödie, wurde endlich ganz außer Acht gelassen, die Wogen des Gesprächs schlugen hoch über beide zusammen, beide wurden unter diesen begraben, und zuletzt dachte Niemand weiter daran, daß sie es gewesen wären, deren tiefer Fall diese lebendige Bewegung eigentlich veranlaßt habe.

Eine der aufmerksamsten Zuhörerinnen bei dieser neuen Wendung des Gesprächs, war die kleine, dem Anscheine nach kaum zwölfjährige Lili; ein zartes seelenvolles Geschöpf, weiß wie eine Lilie, schlank wie eine junge Birke, mit langen glänzend schwarzen Flechten und großen braunen Augen, eine durchaus fremdartige Erscheinung, die gar nicht in die sie umgebende Welt zu gehören schien. Eine eigne Art blöder Scheu hemmte

nicht nur die körperliche Gewandtheit dieser, dem Ansehen nach federleichten Gestalt, sie schien auch eine lähmende Gewalt über das Sprachvermögen der armen Lili zu üben. Selten gelang es ihr, den rechten Ausdruck für das was sie sagen wollte zu finden, es war, als verstehe sie nicht mit der Sprache umzugehen, und sie verletzte mit ihren Worten oft die, welche ihr lieb waren und sogar sich selbst, wie mit fremdartigen Waffen, deren Gebrauch sie nicht kannte. Doch in dem Reiche der Töne war sie zu Hause, dieses war ihre Welt, in die sie bei jedem innern Schmerze, bei jedem Drange des äußern Lebens sich instinktartig flüchtete, wie ein Kind zu dem Herzen der Mutter. Gespielinnen hatte Lili nicht, obgleich alle Kinder ihres Alters die sie kannten, ihr Liebe entgegen trugen; das einzige Wesen, dem sie mit vollem Vertrauen sich nahen mochte, war ihr Pflegevater, ein alter Maler, eine in ihrer Art beinahe eben so seltsame Erscheinung, als sie selbst.

Meister Hubert, so hörte er am liebsten nach italienischer Sitte bei seinem Taufnamen sich nennen, Meister Hubert, von Geburt ein Deutscher, war eine lange Reihe von Jahren hindurch in

Italien einheimisch gewesen, bis die immer mehr überhand nehmenden Unruhen ihn aus jenem Lande vertrieben, das Keiner jemals vergessen kann, der es einmal sah. Er hatte dort viel Bedeutendes geschaffen; doch jetzt war er alt, sein Auge dunkel geworden, die zitternde Hand versagte ihm den gewohnten Dienst; sein Geist aber wirkte fort in ungestörter Klarheit und reger Lebendigkeit. Seine früheren, von Kennern hoch gehaltenen Arbeiten, hatten dem Genügsamen zu einer unabhängigen sorgenfreien Existenz verholfen, und seine einzige Freude wie seine einzige Beschäftigung, war jetzt der völlig zwangfreie Unterricht einiger junger Schülerinnen, mit denen er täglich verkehrte, und die dafür mit ächt kindlicher Liebe an ihm hingen. Sie begleiteten ihn auf seinen Spaziergängen, und auch in die Abendzirkel des Grafen Strahlenfels, bei denen er, ein gern gesehener Gast, selten fehlte. Graf Strahlenfels nannte die lieben Mädchen des Künstlers Genien, sie wichen selten von des Alten Seite, und ihre Fragen rissen den Vielerfahrenen oft zu Erzählungen aus seinem frühern, mannichfaltig bewegten Leben hin, an welchen die ganze Gesellschaft sich erfreute. Seine zuwei-

len sehr seltsam gefügten Worte übten oft eine erschütternde Kraft an seinen Zuhörern aus, und Alle betrachteten mit Liebe und Ehrfurcht den schönen Kopf des Greises, wenn er, neu belebt von der Erinnerung besserer Tage, im Kreise der blühenden Mädchengesichter saß, die still horchend zu ihm emporschauten.

Auch dieses Mal hatte Meister Hubert nicht verfehlt, sich wie gewöhnlich mit seinen Genien einzustellen, an dem allgemeinen Gespräche aber wenig Antheil genommen, so lange nur von dem verunglückten Trauerspiel die Rede gewesen war; doch er ward aufmerksamer, als man begann über das Ahnungsvermögen des menschlichen Geistes lebhaft zu streiten, und mischte sich endlich in das Gespräch.

„Ahnungen, wie alle Erscheinungen, die uns auf der Erde noch Wandelnde mit der Geisterwelt verbinden, sind nur für den wirklich da, der an sie glaubt," sprach er sehr ernst. „Wer dieses nicht thut, dem ist der Sinn dafür versagt; deshalb kann er nie davon etwas gewahr werden; und darum sollen wir auch nie anders als mit großer Umsicht im Gespräche solche Punkte berüh-

ren. Es gibt Menschen, und ich selbst habe solche gekannt, deren seltsam geformtes Auge nicht im Stande ist eine Farbe von der andern zu unterscheiden, obgleich sie die Form der Gegenstände eben so deutlich und richtig sehen, als wir Andern. Es wäre doch ein sehr zweckloses Unternehmen, diesen Leuten den Unterschied zwischen roth und grün begreiflich machen zu wollen."

„Aber das Auge jener Leute ist krank, wenigstens fehlerhaft in seinem innern Baue. Wen meinen Sie, Freund Hubert! der hier im Bezug auf das Geisterwesen der Kranke sey, der, welcher dessen Einfluß gewahr zu werden glaubt? oder der, welcher von der Existenz desselben sich nicht zu überzeugen vermag?" fragte der Graf Strahlenfels.

„Mein Gleichniß hinkt wie alle," erwiderte lächelnd der Maler. „Eigentlich, lieber Herr Graf, wollte ich aber nichts weiter damit sagen, als daß zwar in diesem, wie in noch ernsteren wichtigeren Fällen, Jeder seiner eignen Ueberzeugung leben, aber auch die Derer, welche von seinem Glauben abweichen, unangefochten lassen soll."

„Meister, glaubst du an Ahnungen und Ge-

spenster?" fragte plötzlich Lili. Die Umstehenden erwarteten, sichtbar gespannt, des Malers Antwort auf diese Frage.

„Wer kann hier sagen: ich glaube! wer, ich glaube nicht!" erwiderte ausweichend der Maler. „Läuft doch zuweilen in dunkeln unbewachten Stunden, dem ungläubigsten Bekämpfer der Geisterwelt ein eiskalter Schauer über den Rücken hin, und bannt im Finstern ihn fest, mit starrem Blick und ängstlich lauschendem Ohr."

Lili verstand nicht was er meinte. „Du glaubst also nicht an Gespenster?" fragte sie noch einmal.

„Kind, lassen wir die Gespenster aus dem Spiel," erwiederte Meister Hubert, „das ist ein fratzenhaftes, unheimliches Wort, das ich weder aussprechen, noch hören mag. Hier war jetzt von Ahnungen die Rede, und da hat eine sehr traurige Begebenheit, in die ich selbst nur zu sehr mit verflochten war, mich leider zu der Ueberzeugung gebracht, daß wenigstens einige Menschen mit einem ganz eignen Vorgefühle geboren werden, welches wie ein dunkler Faden durch das helle Gewebe ihres Lebens sich zieht, bis an das Ende. Eine innere Gewalt treibt einem bestimmten Ge-

genstande sie zu, und obgleich ihnen oft heimlich davor graut, müssen sie diesen mit leidenschaftlicher Hast dennoch aufsuchen; bis endlich Zufall oder Schickung, der Lösung des Räthsels ihres Lebens, und oft auch zugleich dem eignen Untergange, sie entgegen führt."

„Das ist ganz natürlich, lieber Herr Hubert," sprach ein alter kernfester General, „mit solchen Grillen im Kopfe läuft man dem Schicksale so lange nach, bis es am Ende uns richtig trifft."

„Ein solches, auf keine andre Art zu motivirendes Nachlaufen, wäre aber vielleicht gerade der sicherste Beweis für jenen unwiderstehlichen Drang, dessen der Meister erwähnte; und verdiente vielleicht am ersten, Ahnung genannt zu werden," wandte Graf Strahlenfels ein.

Die Genien des Malers und Lili hatten indessen, eifrig mit einander flüsternd, unter sich Rath gehalten, und bestürmten jetzt einstimmig den Maler mit Bitten um die Mittheilung der eben erwähnten Begebenheit; denn ihre größte Freude bei diesen Abendgesellschaften war, ihn erzählen zu hören. Lili sprach kein Wort; aber sie ergriff seine Hände und sah, die großen glän-

zenden Augen fest auf ihn gerichtet, bittend zu ihm auf. Der größte Theil der Anwesenden pflichtete laut dem Wunsche der Kinder bei, den Viele schon im Stillen gehegt hatten, ohne ihn aussprechen zu mögen; denn der mitunter etwas wunderliche Alte, welchen Alle liebten, war zuweilen sehr leicht zu verletzen.

Meister Hubert schwieg eine Weile und schüttelte nur mit einem ganz eignen Lächeln das eisgraue Haupt. Erst als Cölestine ihre Bitten mit denen der Kinder vereinigte, gab er nach, und ließ ohne weiteres Widerstreben an seinem gewohnten Platze sich nieder. Die ganze Gesellschaft schloß um ihn einen Kreis, die Kinder setzten sich auf die Seitenlehnen seines Sessels, oder sahen sonst zu, wie sie in seiner nächsten Nähe ein Plätzchen finden mochten; Lili knieete auf einem Fußkissen, beide Arme auf die Kniee des geliebten Meisters gelehnt, und sah erwartend zu ihm auf.

„Ich werde erzählen," hob der Maler beinahe feierlich an und schwieg dann wieder. „Es ist seltsam," sprach er nach einer kleinen Pause, „es ist seltsam, daß ich in diesem Augenblicke in meinem Gemüthe mich unwiderstehlich angeregt

fühle, das Ereigniß, von dem ich sprechen will, hier mitzutheilen, und sich doch auch in meinem Innern eine andre Stimme, eine geheime Furcht dagegen erhebt, als dürfe ich jener Begebenheit nirgend, und hier gerade am wenigsten erwähnen. Noch auffallender scheint es mir, daß sie vom ersten Tage, an welchem ich diese gastfreie Schwelle überschritt, mir unablässig in furchtbarer Klarheit vor Augen schwebt. Ich kann ohnehin sie nimmer vergessen, aber gerade hier, in diesen Räumen, muß ich unwillkührlich immer und lebhafter als sonst, überall ihrer gedenken, obschon ich nichts sehe was mit ihr im kleinsten Zusammenhange stehen könnte. Ein unerklärliches Gefühl, das ich vielleicht wirklich Ahnung nennen sollte, preßt in diesem Augenblicke die Brust mir zusammen, es will die Sprache mir hemmen, mir ist als stände ich im Begriffe, Unheil zu stiften, mir werthe Personen zu verletzen, ich verstehe mich selbst nicht, und möchte reden und schweigen zugleich."

Niemand von den Anwesenden regte sich, sie fühlten sich beschlichen von jenem heimlichen Grauen, das bei solchen Gelegenheiten so leicht und lieb-

lich sich einzustellen pflegt. Lili, noch bleicher als sonst, sah noch immer voll sehnsüchtiger Erwartung zu dem Maler mit unverwendetem Blicke auf.

„Du vor Allen solltest heute deine stummen und doch so beredten Augenworte sparen; was ich zu erzählen habe, wird diese klaren Sterne trüben und überhaupt Keinen von uns erheitern, mein Liebchen!“ sprach der Alte, indem er mit liebkosender Hand dem Kinde leicht über Stirn und Auge fuhr. „Der gemüthlichste Vortrag,“ setzte er, zu der Gesellschaft gewendet, hinzu, „der gemüthlichste Vortrag wird nicht vermögen, den bösen Schlagschatten zu vertreiben, der jene Begebenheit umdunkelt, und daß ich dieses fühle, ist wahrscheinlich der Grund, warum ich jetzt so ungern daran gehe, sie mitzutheilen; darum bitte ich ernstlich, erlassen Sie mir lieber mein Versprechen. Es ist ja in jedem Falle das Klügste, eine Unterhaltung bei Zeiten abzubrechen, die für Niemanden etwas Erfreuliches bringen kann.“

„Zu spät, viel zu spät wollen Sie mit ihrem Schlagschatten uns jetzt bange machen,“ sprach freundlich lächelnd die Gräfin Cölestine; „wir fürchten uns vor keinem, sey er noch so dunkel

gehalten. Das Licht ist dann um so heller, das, lieber Meister, haben wir ja längst von Ihnen selbst gelernt; darum fangen Sie nur getrost an zu erzählen, Sie müssen es schon um Ihrer selbst willen, Sie hätten ja sonst die ganze Nacht über an jene Begebenheit zu denken, die Sie jetzt unterdrücken wollen. Denn wenn das Wort einmal bis an den Rand der Lippen gestiegen ist, ohne weiter zu dürfen: so drängt es sich zum Herzen zurück und richtet dort lauter Unfug an."

Mit freundlich überredender Geberde reichte die schöne Frau bei diesen Worten dem Alten die Hand, die er mit jugendlichem Feuer an seine Lippen drückte; seine umdüsterten Züge klärten sich auf, und ohne weiteres Zögern, mit immer steigender Lebendigkeit, begann er die von ihm verlangte Erzählung.

„Daß ich schon vor länger als zwanzig Jahren in Italien lebte, ist Ihnen Allen bekannt," sprach der alte Maler. „Ich hielt abwechselnd, bald in Rom, bald in Florenz mich auf, je nachdem die Jahreszeit, oder auch meine Arbeiten dieses nöthig machten, deren mir damals mehrere und bedeutende aufgetragen waren. In jenen

Tagen, unter jenem glücklichen, ewig blauen Himmel, liebte ich noch unsre Erde, und schmückte sie gern wie ein Kind seine Mutter mit ihren eignen Gaben; freudiger bescheint die Sonne jenes Land, sie selbst wird Maler und ordnet stündlich durch den Zauber ihrer Beleuchtung neue Bilder an. Dort, wo der Mensch klarer empfindet, daß er der begünstigte Sohn der Natur und kein armer durch tausend Bedürfnisse gequälter Erdenwurm sey, dort fehlte mir nichts, ich hatte Alles, und fand zuletzt noch die Krone des Daseyns, einen Freund!“

„Ich selbst stand damals noch in der vollen Kraft des rüstigen Mannes, mein Freund aber war sehr viele Jahre jünger als ich. Ich liebte ihn deßhalb nur um so inniger, denn in ihm sah ich das bis ins Tausendfache verschönte Bild meiner eignen Jugend, mir neu erblühen. Geist, Talent, Gemüth, alle ihre herrlichsten Gaben, womit die Natur im Einzelnen ihre Lieblinge schmückt, hatte sie vereint diesem Jünglinge verliehen, und dazu die göttergleiche Gestalt. Künstler, denen wir begegneten, standen still und sahen staunend meinem Freunde nach; wenn wir Abends durch die abgelegenen Gassen in Rom

wandelten, brachen Weiber und Mädchen, hingerissen von ihrer südlichen Lebendigkeit, in Bewunderung seiner Schönheit aus, und segneten überlaut ihn und die Mutter, die ihn geboren. Auch mir, der ich doch täglich ihn sah, war oft, als sey eines jener Marmorgebilde uralter Kunst plötzlich in das Leben gerufen und schreite auf mich zu; alle Mühen, jede Noth und Sorge der Erde vergaß ich über seinen Anblick, aus jeder seiner Bewegungen leuchtete ein Strahl unversiegbaren Lebens, aus seinen Augen, aus jedem Zuge des schönen Gesichts; da war Alles neu und frisch, als setze der junge Gott den schäumenden Rosenbecher der Freude, zum ersten Mal an die blühenden Lippen. Man konnte es sich gar nicht denken, daß er früher ein Kind gewesen seyn, oder daß er einst altern könne; er war ein geborner Jüngling, als habe so wie er da stand, ein mächtiges: Werde! ihn in die Welt gerufen und als müsse er nun ewig so bleiben, gleich jenem Apollo, der in unverwüstlicher Jugendpracht noch nach Jahrtausenden die Welt entzückt."

„Er liebte auch mich unbeschreiblich, innig, mit aller Kraft seines unverfälschten Gemüths.

Gern arbeitete er unter meiner Leitung, und am Ende hätte ich wohl noch von ihm lernen können, so sicher und kräftig wußte seine Hand den Pinsel zu führen, so schön und scharf sein Auge die sichtbare Welt aufzufassen. Ach, daß dieses Alles ihr und mir verloren gehen mußte!" rief der Alte jetzt schmerzlich verstummend, und verhüllte sein Gesicht mit beiden vorgehaltenen Händen.

Tiefe Stille herrschte im Zimmer; endlich nahm Cölestine das Wort, um den zu lebhaft angeregten Greis zu beschwichtigen. „Wie wohlthuend ist das edle Bild Ihres schönen Freundes, lieber Meister; klar, fast sichtbar mir vor Augen gestellt, erblicke ich in Ihrer Beschreibung das Ideal der frischesten Jugendblüthe; mir ist sogar, als wäre jene hohe Erscheinung mir nicht immer fremd gewesen, und Ihre Worte hallen in meinem Gemüthe nach, wie leises Erinnern an eine halb vergeßne Lieblingsmelodie. Wie hieß Ihr Freund?"

„Viktor!" rief der Maler, sich hoch emporrichtend, „Viktor, nur so konnte er heißen, denn er trat in der Welt wie ein Sieger auf. Er hatte noch einen andern Namen, glaube ich, aber wir nannten ihn immer bei diesem; von Geburt war

er ein Deutscher, aus reichem, vornehmen Geschlecht, aber mit seinem Vater, einem eifrigen Kunstfreunde, schon in früher Jugend nach Rom gezogen, erinnerte er sich seines Geburtslandes nur dunkel; sein eigentliches Vaterland war und *blieb* das schöne Italien. In Rom traf ich zum ersten Male mit ihm zusammen, ein Kennenlernen war das nicht zu nennen, es glich mehr einem Wiederfinden dessen, was wir Beide, in der Kunst wie im Leben, lange und schmerzlich gesucht hatten. Weder er, noch ich konnten uns sogar späterhin deutlich erinnern, wann und unter welchen Umständen wir uns zum erstenmal gesehen hätten, uns war, als wären wir von jeher beisammen gewesen."

„Von einem der Kunst mit Leidenschaft ergebenen Vater erzogen, war mein Viktor auf klassischem Boden, mitten unter den herrlichsten Ueberbleibseln antiker Kunst aufgewachsen. Seine Verhältnisse beengten ihn von keiner Seite, und frei von allen Nebenabsichten, wie nur Wenige es seyn können, war er entschlossen, alle seine Kraft, dem Streben nach der höchsten Meisterschaft in der bildenden Kunst zuzuwenden. Ich war ersehen,

ihm dabei mit Rath beizustehen, obgleich mein eigentliches Kunstfach nicht das Seinige war. Er hatte besonders der Landschaftsmalerei sich zugewendet, und sein unglaublich schnelles Fortschreiten setzte nicht nur mich, seinen Freund, sondern auch die damals größten Meister zu Rom in Erstaunen. Sie liebten Alle den schönen wunderbaren Jüngling, der bei so vielen innern und äußern Vorzügen stets bescheiden und nachgiebig blieb. Sie halfen ihm gern, wo nur die Gelegenheit dazu sich bot, und lobten mit ungeheuchelter Freude seine Versuche auf der Bahn der Kunst; doch ihm selbst wollte keiner derselben genügen. Ganz andre Bilder, eine ganz andre Welt, als die, welche ihn in der Wirklichkeit umgab, schwebten seinem innern Auge vor; Zauberhöhlen von blitzenden Krystallen, über welche schwarzblau, übersäet mit diamantenen Sternbildern, der reinste Aether sich wölbt; oder in glänzendem Reife starrende Wälder, brennend in der scheinbaren Gluth der kalten Flamme des Nordlichts. Die gespensterartigen Erscheinungen des hohen Nordens, die er jedoch nur von Hörensagen kannte, erfüllten seine Phantasie mit gigantischen formlosen Traum-

gebilden, welche ihn sogar zuweilen zur Ungerechtigkeit gegen die hold blühende Welt verleiteten, die, wie mit Liebesarmen ihn umfing. Je länger, je inniger sehnte Viktor dem ihm völlig fremden Norden sich zu; so wie mancher Nordländer den ihm eben so unbekannten Süden zum Ziele seiner Wünsche sich wählt. Dennoch schauderte ihm zugleich innerlich, vor dem Anblicke der in Todesfrost erstarrten Natur, vor dem düstern Schrecken einer nordischen endlosen Winternacht, die er beide unendlich furchtbar sich dachte. Und so konnte er denn nie zu dem Entschlusse gelangen, sich auf den Weg zu machen, und dadurch, daß er jene Gegenden deren Bild ihn verfolgend umschwebte, in der Wirklichkeit aufsuchte, den Zwiespalt in seinem Innern zu lösen."

„Glücklicher Weise vergaß mein Viktor über sein Träumen von einer unbekannten noch herrlichern Zukunft, der schönen Gegenwart nicht ganz. Wenn die in Italien schnell einbrechende Nacht Pinsel und Palette uns aus den Händen nahm, dann pflegten wir wohl selbander die Ruinen der alten heiligen Roma zu durchziehn, um die bunte Farbenpracht des untergehenden Tageslichtes, an ehrwür-

digem Gemäuer erlöschen zu sehen. Wenn dann die Sterne, einer nach dem andern, am Himmelsbogen herauf gezogen kamen, dann gingen mir auch zuweilen die innern Lichter im Gemüthe meines Freundes auf. Viel Schönes haben sie mir erhellt; doch es erschien mir überall zu gigantisch. Ach, seine ganze Erscheinung war viel, viel zu groß, für den engen kleinen Raum eines spannenlangen Menschenlebens! Darum blieb er in diesem auch immer ein Fremdling, und mußte wie ein Fremdling daraus verschwinden."

Der Alte schwieg abermals einige Sekunden; Lili zuckte schmerzlich, wie ein Schlafender, den bange Träume beängstigen, und alle Anwesenden bemerkten mit stillem Mitleid diese Bewegung des lieblichen Kindes, das eben auch wie eine zarte fremde Blume in ihrer Mitte stand. Graf Strahlenfels saß, in sich versunken, bewegungslos da, auch Cölestine schien schmerzlich ergriffen zu seyn, es herrschte in dem Zimmer eine so lautlose Stille, daß man das Picken der Taschenuhren hören konnte. Meister Hubert strich Lili's gescheitelte Haare ihr von der Stirne, er verweilte bei diesem Geschäfte einige Augenblicke in fast segnender Stellung, als

flehe er den Beistand des Himmels auf das junge schuldlose Haupt herab, dann nahm er wieder das Wort.

„Meine Arbeiten in Rom waren vollendet,“ sprach er; „ein Altarblatt, das ich für die Hauskapelle einer vornehmen Familie malen müssen, war eingepackt und abgesandt, und Viktor und ich hatten nun Muße, von langer Anstrengung uns zu erholen. Wir wandten diese zu kleinen Fußreisen an, von denen wir anfangs immer nach Verlauf weniger Tage wieder heimkehrten; doch mein Freund war noch so jung, so neu im Leben; unerfahren wie ein Kind, glaubte er, daß hinter jeder blauen Ferne sich die Welt seiner innern Ahnungen ihm erschließen könne, und so trieb es ihn immer weiter und weiter, und mich mit ihm. Ehe wir uns dessen versahen, fast ohne alle Verabredung, fanden wir uns auf einer ziemlich planlosen Wanderung durch Italien begriffen. Mit rastlosem Fleiße suchte Viktor die Zeit dieses Herumschweifens für seine Kunst zu benutzen; überall strebte er, der Natur, unser Aller großen Meisterin, ihre Geheimnisse abzulauschen, wenn sie durch Schatten und Licht, Berg und Thal,

Baum und Fels, zu einem großen, entzückenden Ganzen vereint. Und so zeichneten wir und wanderten wir, bis wir auf unsern Kreuz- und Querzügen endlich nach Verona geriethen; denn Viktors Sinn strebte, gleich der Magnetnadel, immer dem Norden zu, und mir galt Alles gleich, wenn ich mit ihm nur war."

„Hier, von der obersten Stufenreihe des riesigen Denkmales einer kolossalen Vorwelt, des alten Amphitheaters von Verona, leuchtete meinem Freunde zum ersten Mal, in der Pracht des herrlichsten Sonnenunterganges, die lange Alpenkette des tyroler Gebirges entgegen. Blendend weiß, von blauen Schatten wundersam erhoben, glänzte in seltener Klarheit und Deutlichkeit die ferne Schneefläche, und die Sonne schmückte im Sinken die erhabenen, in ewiges Eis gekleideten Felsenhäupter, mit strahlenden glühenden Rosen. Viktor stand gefesselt, er suchte mit fast schmerzlicher, seltsamer Hast, ein deutliches Bild dieser ihm durchaus fremden Welt in seinem Innern aufzufassen, und nur einzelne Laute des überraschenden Entzückens drängten sich von seinen Lippen. Es war in ihm ein sichtbares Ringen, ein Bewegen, ein Kampf zwischen Wonne

und abwehrendem Schaudern; — damals verstand ich ihn nicht, wie man denn dergleichen nie zur rechten Zeit versteht; ich freute mich nur seines für das Schöne empfänglichen Kunstsinnes, ich Thor! — Jetzt, ach jetzt weiß ich es wohl, was damals so unwiderstehlich und auch so bänglich ihn ergriffen hatte. Sein Schutzgeist winkte abwärts, und wir wurden in unserer beschränkten Geistesdumpfheit seiner Winke nicht gewahr!"

„Uberto, das ist der ewige Schnee, was dort glänzt?" fragte Viktor endlich leise, fast tonlos. „Das einfach helle Leuchten, jener verklärte Mondenschein, der auf der Erde dort schlummert, das also ist es," sprach er tief aufathmend. „Das ist es, was mir gefehlt, was ich gesucht, ohne es zu kennen. Und nun laß uns machen, daß wir fortkommen; denn dorthin müssen wir, in jene stille, einsame glanzvolle Herrlichkeit."

„Ohne eine Ahnung des tiefen Ernstes, mit welchem er diese Worte sprach, nannte ich ihn lachend ein Sündenkind, das an dem wunderschönen Italien, dem Paradiese der Jugend und der Künstler, unverzeihlichen Frevel übe. Ich wußte damals von zwei schönen Augen ihn verfolgt, und

glaubte, er habe auf unserer Durchreise durch Florenz in die Liebesnetze der schönsten Florentinerin sich verstrickt, die je am Arno gewandelt. Um nur auf irgend eine Weise aus seiner exaltirten Stimmung ihn zu wecken, deren ich wohl gewahr ward, wagte ich es jetzt, jenes Verhältnisses scherzend zu erwähnen, von dem ich im Grunde wenig wußte; doch er hörte kaum halbauf das, was ich sagte."

„Darum eben will ich fort, fort von dem ganzen, mir entfremdeten Wesen," sprach er vor sich hin. „Uberto, mein treuer Uberto," rief er plötzlich und drückte mich an seine Brust, „so rein, so hell, so still möchte ich das Leben, wie es dort ist, wo jene Gluthensäule, das Bild meines Daseyns, in dem leuchtenden Schneegefilde sich kühlt." Mit wehmüthigem Blicke deutete er dabei auf das Flammenbild der eben hinabgesunkenen Sonne, das in den Wolken, gleich einer goldnen Säule, empor stieg. Sie schien das in unbeschreiblicher Farbenpracht glühende Gewölbe des westlichen Himmels zu tragen, von dessen Herrlichkeit das Schneegebirge nur schwach wiederstrahlte."

„Der Entschluß, unsre Reise über die Gränze von Italien auszudehnen, stand von diesem Augen-

blicke an so fest in der Seele meines Freundes, daß Alles vergebens blieb, was ich einwenden mochte, um ihn wenigstens für jetzt davon abzubringen. Umsonst machte ich ihn darauf aufmerksam, wie kalt schon hier in Verona uns der Wind von dem Gebirge her anwehe, während im südlichern Italien der Mandelbaum bereits blühe, und der Frühling aus allen Hecken hervorlache; umsonst versicherte ich ihn, daß jenseits der Berge nur Nässe und Kälte uns erwarte, daß die Jahreszeit jetzt noch gar nicht zu einer solchen Reise sich eigne. Viktor pflegte nur selten ein bestimmtes Wollen zu äußern; aber dann geschah es immer anscheinend ohne alles Ueberlegen, und dennoch mit unerschütterlicher, oft leidenschaftlich sich äußernder Festigkeit. Ich kannte diesen Charakterzug meines Freundes, und fühlte eine fromme Scheu davor, dem aus der eigentlichen Quelle alles geistigen Lebens entspringenden Aufbrausen seiner reinen und kräftigen Natur zu widerstreben. Tritt doch das wahrhaft Große immer wie durch höhere Offenbarung in die Welt. Das Höchste, was der Held, der Dichter, der Künstler hervorbrachten, war nie ein mühsam Ersonnenes, das

Aufleuchten eines Moments rief es zuerst in das Daseyn. Ueberraschend neu, wie ein Erzeugniß anderer Zonen, blüht der Keim des ächt Schönen und Großen zur Wunderblume auf; da ist kein langsames Knospen, kein mühseliges Entfalten. Darum darf keiner, der den Genius erkannte, ihm in den Weg treten, oder ihn stören wollen bei seinem, vielleicht anscheinend ungeregelten Walten, sondern er muß lieber ihm ausweichen und zurückbleiben, wenn er nicht gleichen Schritt mit ihm zu halten vermag."

Der alte Maler blickte mit leuchtenden Blicken im Kreise seiner aufmerksamen Zuhörer umher, und war vielleicht im Begriffe, den Faden seiner Erzählung noch weiter aus dem Gesichte zu verlieren, doch ein leises: „Und Viktor?" das Lili, fast nur ihm hörbar, hinhauchte, brachte ihn wieder zu demselben zurück.

„Viktor war ein kräftiger Jüngling," fuhr Meister Hubert fort, „bei mir selbst damals, auch noch Wollen und Vollbringen Eins und Dasselbe; und so entschwanden wir denn unsern italienischen Freunden sehr schnell aus den Augen; keiner wußte, wohin wir uns eigentlich gewendet, wäh-

rend die flüchtige Woge des Lebens uns schon längst unbekannten Ufern zugetrieben hatte. Das erste Ziel unserer Reise war Tyrol, von dort wollten wir späterhin einen Ausflug nach Deutschland wagen, und zuletzt durch die Schweiz den Rückweg nach Italien suchen, dem Lande, das wir beide, unerachtet unsrer deutschen Abkunft, immerfort als unsere eigentliche Heimath betrachten mußten."

Viktors Sinn für das wild Romantische fand während unserer Wanderung im Gebirge volle Nahrung. Die herrlichsten Studien für seine Kunst boten bei jedem Schritte sich ihm dar, und er benutzte sie redlich, ungeachtet der ungünstigen Jahreszeit; auch ich zeichnete Vieles, und so näherten wir uns endlich mit wohl gefüllten Mappen dem ebenen Lande. Ich darf wohl sagen, daß wir Beide in der Zeit manches Gute und Lobenswerthe hervorgebracht haben; unsre Skizzen bedurften aber geordnet zu werden, viele derselben waren nur flüchtig, beinahe undeutlich hingeworfen, diesen war aus noch frischer Erinnerung schnelle Nachhülfe nöthig, und wir wandten dazu den kurzen Aufenthalt in einigen deutschen Städten an, durch

die unser Weg führte. Wir hatten Glück unterwegs; wohin wir kamen, wurden wir freundlich empfangen, und wenn wir unsern Stab weiter setzten, ungern entlassen. Der Anblick unsrer, während der Reise gesammelten Zeichnungen wurde von den uns Befreundeten als ein werthes Geschenk aufgenommen; viele unsrer Gastfreunde waren früher auch in Italien gewesen, sie hatten sich ihrerseits von dorther ebenfalls Erinnerungen mitgebracht, das Altbekannte wurde dem Neugefundenen nachgerückt und verglichen, und manche überraschende Ansicht, mancher neue Gedanke verdankte in der Folge diesem flüchtigsten Zusammentreffen sein Entstehen."

„Absichtlich habe ich den mächtigen Eindruck unerwähnt gelassen, den der erste nähere Anblick jener ihm neuen Gebirgswelt auf das Gemüth meines jungen Freundes machte; denn wie könnte ich es versuchen, das Unaussprechliche in den engen Rahmen des Wortes fassen zu wollen? Dieser Eindruck ward noch unendlich erhöht, als wir jetzt in der herrlichsten Sommerzeit die Schweiz durchzogen, doch äußerte er sich durchaus nicht auf stürmische Weise. Viktors Seele stand mit

der in stiller erhabener Größe ihn umgebenden Natur im reinsten Einklang; auf beiden ruhte ein heiliger Gottesfrieden, er kam auch über mich, und füllte in jenem Wunderlande auch meine Seele allein. Alles Beengende, alles Kleinliche schwand vor der stillen Erhabenheit, die überall mir entgegen leuchtete, aus den friedlichen Seen, von den blitzenden Gletschern; wenn der Abendstern gleich einer Himmelsleuchte an den Gipfeln der höchsten Berge hing, oder wenn ich durch das klare, helle Auge meines Freundes tief hinab in sein großes, schönes Herz blicken, und die geheimsten Regungen belauschen durfte. Auch von meinem Viktor schien alles Leidenschaftliche gewichen, es war, als habe süße Befriedigung alle seine Wünsche eingelullt, er war sanft, still, fromm wie ein Kind, ich ahnte nichts davon, daß dieses die Windstille sey, die dem kundigen Schiffer das nahende Unwetter verkündet."

„Die deutsche Schweiz lag jetzt hinter uns; von Genf aus traten wir den Weg nach dem Thale von Chamouny an, um zuletzt, auf weiten Umwegen, über die Gebirge Savoyens zurück in die Heimath zu gelangen. Der mildeste Abend

hatte in rosigem Glanze sich auf die Erde gelagert, Alles athmete Erquickung von der Tagesgluth, und gleich einem Blüthenkranze schwebte leichtes Gewölke, um die in ewigem Schnee starrenden Häupter, der höchsten Berge in unserm Theile der Welt. Still entzückt wanderten wir dahin, und fühlten uns wie in ein Zauberland versetzt, als wir bei einer Biegung des Weges ganz unerwartet den Nant d'Arpenas in einen Regen von Diamanten verwandelt, dicht vor uns, von einer schwindelnd hohen, steilen Felsenwand herabstäuben sahen; so leise, so zart, so elfenartig, als wäre es nur der Geist eines Wasserfalls. Das Zauberische dieses Anblicks, in der wunderschönen Abendbeleuchtung, riß zu einem Unternehmen mich hin, über das ich oft bei andern Malern, als über eine unverzeihliche Verwegenheit gespöttelt hatte. Wie kann man nur, hatte ich oft gesagt, den Staubbach zeichnen oder gar malen wollen, dieses allerbeweglichste Schauspiel der Natur, für das jeder Strich, jede Farbe zu körperlich ist, dieses Wasserluftschloß, dessen Strahlensäulen sich in jeder Secunde neu erheben, um wieder zu versinken; und dennoch setzte ich selbst mich dieses

Mal hin, um einen noch zartern, jenem sehr ähnlichen Wasserfall auf dem Papier festhalten zu wollen.“

„Viktor bezeigte über dieses mein Beginnen eine Ungeduld, die ich bis jetzt während der ganzen Reise nicht an ihm bemerkt hatte. Er wiederholte mir alle die Ermahnungsreden, die ich früher selbst bei Gelegenheit solcher Malerexcesse gehalten hatte, und bat mich endlich, zu bedenken, wie schädlich die Zugluft nach einem sehr heissen Tage in diesem engen feuchten Thale mir werden könne. Ich zeichnete halb aus Muthwillen, halb aus Eigensinn fort; aber beim Aufstehen von dem durch den Diamantenregen dennoch feucht gewordenen Rasen, fühlte ich nur zu gut, wie sehr mein Freund Recht gehabt habe; ich hatte einen Anfall von Rheumatism mir zugezogen, und nur mühsam gelang es mir, noch an diesem Abende das Städtchen Sallenches zu erreichen.“

„Völlig zum Wandern gerüstet, stand Viktor am nächsten Tage, bei kaum grauendem Morgen, schon vor meinem Bette. Ich fühlte mich wieder hergestellt, wollte mich fertig machen, ihn zu begleiten, doch er hielt mit sanfter Gewalt mich davon ab.“

„Bleibe und pflege deiner Gesundheit in diesem freundlichen Hause," bat er; „zeichne deinen Wasserfall von Arpenas der Seltenheit wegen vollends aus, und vergiß mir nicht, aus jenem Eckfenster, die überherrliche Ansicht des Mont Blanc für unsre Sammlung aufzunehmen. Folge mir morgen nach Chamouny, wenn deine Gesundheit dir dieses erlaubt, mich aber laß in dieser Stunde fort," bat er dringender, als ich darauf bestand, sogleich mit ihm zu gehen. „Es duldet mich hier nicht, es ist in mir eine Unruhe! Die ganze Nacht über habe ich mit Ungeduld den Morgen erwartet, um nur fortwandern zu können. Mir ist, als riefen mich Geisterstimmen, als erwartete mich in Chamouny etwas Namenloses, Unbeschreibliches. Und so ist es ja auch; denn dort erst soll ja diese gigantische Bergwelt in ihrer höchsten Pracht sich mir eröffnen. Laß mich allein ihr entgegen, alter Freund, du kennst ja meine wunderliche Weise, du weißt, wie sehr ich zuweilen der abgeschiedensten Einsamkeit bedarf."

„Was konnte ich thun! ich glaubte zu fühlen, daß auch mir die Ruhe eines völlig einsam zugebrachten Tages wohlthätig seyn könne. Viktor

versprach, ohne mich keine bedeutende Wanderung im Gebirge zu unternehmen, mich zwei Tage in Chamouny ruhig zu erwarten, und wenn ich nicht in dieser Frist zu ihm käme, auf geradem Wege wieder nach Sallenches zu mir zurückzukehren. Und so schied er von mir."

„Undurchdringliche Wolken verschleierten am nächsten Tage die Berge, graue feuchte Nebel durchrieselten erkältend das Thal, und zwangen mich zu längerm Verweilen; doch am darauf folgenden Morgen ging die Sonne am heitersten blauen Himmel auf, ich machte mich, völlig wieder hergestellt, auf den Weg und langte noch vor Abend in Chamouny an. Mein Freund war zwei Tage früher glücklich dort angekommen, man erwartete im Gasthofe jeden Augenblick von der Quelle des Arveiron ihn zurück, wohin er eine fremde, junge Dame begleitet hatte. Den Namen der Dame wußten die Leute mir nicht zu nennen, doch alle priesen ihre Schönheit, ihre Freundlichkeit, ihre herablassende Güte. Ich schüttelte lächelnd den Kopf, und ließ in Viktors Zimmer mich führen; denn das Haus war überfüllt von Fremden, und weiter kein Raum für mich noch zu finden."

„Ich trat voll ungeduldiger Erwartung an das Fenster. Man sah es dem Hause schon von Außen an, daß es Gäste von vornehmem Range beherbergte. Ein Paar Zöfchen saßen vor der Thüre und klimperten auf der Guitarre, einige, in reiche Livrée gekleideten Bedienten gafften müßig umher, und seitwärts stand der eleganste, bequemste Char a banc, sicherlich das Eigenthum der Herrschaft aller dieser Leute, der gegen die unter diesem Namen hier gangbaren Fuhrwerke ungefähr eben so sehr abstach, als die niedern Hütten dieser armen Thalbewohner gegen einen fürstlichen Palast.“

„Die Gräfin kommt noch immer nicht,“ krächzte eine alte, fette Weiberstimme unter mir zu einem Fenster hinaus, und zwar in deutscher Sprache. „Aha, dachte ich, die Dame ist also eine Gräfin, eine Deutsche obendrein, und die Duenna da unten wahrscheinlich eine Art Gouvernannte, die das Comteßchen bewachen soll. Indem kam der Zug der Reisenden das Thal hinauf, Viktor führte das Maulthier der Dame am Zügel, und nur ein Paar Führer und einige Diener machten das Gefolge aus. Mit ehrfurchtsvollem Anstande, als bediene er eine Königin, half mein Freund der

schönen ätherischen Gestalt sich aus dem Sattel zu schwingen, beide standen noch eine Weile vor dem Hause, ehe sie hineingingen, und der ganze Prachtbau der unbeschreiblich hohen Natur um sie her, schien sich mir in diesem Augenblicke zu einem festlich geschmückten Tempel für diese beiden Göttergestalten zu wölben. Nie habe ich Aehnliches auf dieser Erde athmen und wandeln gesehen; nur sie war ihm, nur er war ihr, an Schönheit, Anmuth und Würde zu vergleichen. Ein Himmel von Wonne leuchtete aus ihrem dunkelblauen Auge, sein Fuß schien kaum die Erde zu berühren, als er in das Haus ihr folgte, und wenige Minuten später zu mir in das Zimmer trat."

„Das war es also, was keine Ruhe dir ließ," rief ich ihm entgegen. „Es ist so, es mußte ja so seyn, ungeduldige Sehnsucht ohne Ziel geht dem Erwachen des Herzens voran, wie das Frühgestirn dem Phöbos, ehe der junge Gott aus dem Rubinenthore der Morgenröthe tritt, um der umdunkelten Welt Licht und Wärme zu bringen. So ist denn dein Tag endlich gekommen, mein Viktor," setzte ich tiefer bewegt hinzu, „denn ich laß in den strahlenden Augen meines Freundes das seligste Geständniß,

die Liebe ist in dein bis jetzt farbenloses Leben getreten, schnell, unerwartet, wie jener Regenbogen, der im Osten die Wolkenschleier zerreißt; möge sie, gleich ihm, zur glänzenden Brücke sich gestalten, die dir den Himmel mit der Erde verbindet! Viktor warf sich mir in die Arme, er drückte mich an die hoch bewegte Brust, sein Auge aber bat: forsche nicht weiter, frage mich nicht! — und ich fragte auch nicht."

„Mit dem Morgenroth stand er wieder vor meinem Bette." „Ich muß hinaus, den Frühgottesdienst unter dem Donner der Lawinen zu feiern," sprach er eilend. „Erwarte mich hier, in wenigen Stunden bin ich wieder bei dir, und mein Uberto, habe Geduld mit einem Seligen, der an den Himmel und seine Engel sich noch nicht gewöhnt hat." „Er war mir entschwunden, ehe ich ihm antworten konnte."

„Halb freudig, halb verdrossen blieb ich zurück. Sein Glück war das meine; aber es that mir doch wehe, nicht Augenzeuge davon seyn zu dürfen. Daß irgend eine Wolke den Freudenhimmel meines Freundes trüben, daß irgend ein Hinderniß sich ihm entgegen stellen könne, dieses zu befürchten,

kam mir gar nicht in den Sinn, während ich in meiner Phantasie die glänzendsten Luftschlösser für ihn erbaute. Ich habe viel erfahren, aber ich hatte von jeher wenig Talent dazu, mir Lebensklugheit zu erringen; von vielem, was Andre sahen und merkten, wurde ich von jeher wenig gewahr, selbst um mein eignes Geschick habe ich mich nie sonderlich bekümmert. Machte das Geschick mir irgendwo einen Klecks oder eine Verzeichnung hin: so war ich sogleich redlich bemüht, das Aergerniß zu übermahlen, bis ich selbst es nicht gewahr wurde; und so brachte ein Tag den andern herbei. Im Grunde paßte ich nie recht zu den übrigen Menschen, und auf die Länge wird es damit immer schlimmer; es wird mir immer sichtbarer, daß auch zu mir Keiner mehr passen will, seit Er dahin ist."

Trübe in sich gekehrt, den Kopf auf die Hand gestützt, saß der alte Maler eine Weile schweigend da, seine Umgebung anscheinend vergessend, doch ein Paar freundliche Worte Cölestinens weckten ihn aus seinem düstern Nachsinnen, und er nahm wieder das Wort.

„Viktor blieb noch immer aus, während es begann im Hause lauter zu werden, und so stellte

ich mich denn völlig unbekümmert an das Fenster, und konterfeite für die Langeweile und nicht ohne Gelingen, die ziemlich unförmliche Figur der alten Gouvernante oder Gesellschafterin der schönen Gräfin ab, deren Stimme mir am vergangenen Tage einen sehr richtigen Begriff von ihrer Persönlichkeit gegeben hatte. Noch war ich mit dieser Aufgabe beschäftigt, als ein Char a banc herbeirollte, dessen Ankunft das ganze Haus in Aufruhr brachte; sämmtliche Dienerschaft der Gräfin eilte herbei, den langen hagern Herrn, der eben ankam, zu empfangen, und der noch, ehe er sein Fuhrwerk verließ, den Leuten einige Befehle ertheilte, welche diese sogleich wieder in alle Winde verstreuten. Dann watschelte die Duenna herbei, sie und der neue Ankömmling begrüßten einander wie alte Bekannten und gingen hernach im eifrigen Gespräche vor dem Hause auf und nieder. Sie redete eifrig in ihn hinein, er sah halb listig, halb zornig dazu aus, schüttelte zuweilen den, auf einem langen dünnen Halse schwankenden Kopf, und zog die schuhbürstenartigen Augenbraunen bis an die Perücke hinauf."

„Es war nicht anders möglich, diese fatale

Figur mußte ein Widersacher der jungen Liebe meines Freundes seyn, ob als Vater, Oheim oder Vormund? galt hier gleich. Ich ärgerte mich gewaltig über den Signor Pantalone, denn als solcher erschien er mir. Tausend possenhafte Anschläge, ihn hinter das Licht zu führen, schwirrten mir durch den Kopf. Doch indem kamen Viktor und die Gräfin von ihrem Morgenspaziergange zurück, und Alles gewann ein ganz anderes Ansehen, als ich erwartet hätte. Die Duenna, der alte Pantalone, das ganze, vor dem Hause versammelte Personale, nahm bei dem Erscheinen der Beiden eine Ehrerbietung verkündende Stellung an. Viktor blieb in einer kleinen Entfernung zurück, während die Gräfin dem Hause sich näherte, und Signor Pantalone ging sogleich in der submissesten Stellung ihr entgegen, um ihr unter tiefen Verbeugungen einen Brief zu überreichen. Im Gespräche mit ihm kam die Gräfin dem Hause jetzt näher, und ich hörte deutlich, wie er ziemlich peremtorisch, wenn gleich in tiefster Unterthänigkeit, zu verstehen gab: daß alle Anstalten bereits getroffen wären, um noch in dieser Viertelstunde abreisen zu können, indem die Umstände Eile erforderlich machten."

„Ein verabscheidendes Neigen des schönsten Köpfchens entfernte jetzt den Unberufenen; die Gräfin näherte sich meinem trostlos in sich versunkenen Freunde, der bleich wie eine Marmorbüste, und eben so regungslos, mit starrem, erstorbenem Auge den Anstalten zu ihrer Abreise zusah; sie sprach zu ihm, und zum ersten Mal hörte ich den weichen rührenden Ton ihrer Stimme. Doch wozu die peinliche Qual jener Augenblicke mir langsam erneuern? Fünfzig Hände waren indessen geschäftig gewesen, das Gepäck war aufgeladen, die Thiere gesattelt, die Wagen bespannt. Schon am Char a banc stehend, reichte die Gräfin meinem Freund eine Rose, die sie vorhin von ihrem Spaziergange mitgebracht hatte. „Bewahren Sie sie mir zum Andenken, wenn ich nun bald in jenem Lande bin, wo die Blume der Freude und Liebe nicht mehr in Freiheit blühen kann; wo man nur künstlich sie zwingt, ein schwaches Leben zu heucheln,“ sprach sie in italienischer Sprache; „ihre Lippe zuckte schmerzlich, leises inneres Weinen brach den sanften Ton ihrer Stimme. Ein dichter Schleier fiel über ihr Gesicht herab, noch einmal neigte sie sich vom Wagen gegen meinen vernich-

teten Freund, noch einmal winkte die zarte Hand ihm den Abschiedsgruß, und . . . .“

Ein Schreckensruf Cölestinens, ein diesem folgender dröhnender, klirrender Fall unterbrach hier den Maler, und trieb alle Anwesenden von ihren Sitzen auf. Graf Strahlenfels lehnte an einem Thürposten, todtenbleich, in halber Bewußtlosigkeit. Er hatte sich unwohl gefühlt; um des Malers Erzählung nicht zu stören, war er leise aufgestanden, und hatte versucht, sich unbemerkt fortzuschleichen; doch als er die Thüre des Zimmers erreichte, wurde der Schwindel heftiger, und im Bemühen sich zu halten, stieß er einen kleinen, mit Gläsern besetzten Tisch um, dessen lauter Fall seine Betäubung noch vermehrt hatte.

Cölestine begleitete ihren Gemahl aus dem Zimmer, während die Gesellschaft in einem sehr drückenden, fast aufgelösten Zustande beisammen blieb. Theilnahme hielt jeden an seinem Platze fest, und doch wußte keiner genau, was hier besser sey, Gehen oder Bleiben? zu thätiger Hülfe sich erbieten? oder sich ruhig verhalten? Die Genien des Malers hatten in eine Ecke des Zimmers sich zusammen geflüchtet, und ihr alter Freund saß

ganz still in sich gebückt da, ohne um das Reden und Flüstern der Uebrigen sich zu bekümmern. Doch Niemand schien bedrückter als die arme Lili, sichtbar beängstigt von der Unruhe um sie her, hatte die Kleine an den Flügel sich geschlichen, und strömte nun plötzlich ihre innere Angst in unendlich klagenden Accorden aus, bis ein alter ernster Herr, nach einem derben Verweise über den unzeitigen Lärm, der den kranken Grafen leicht beunruhigen könne, das Instrument zuschloß! Große Thränen in den Augen, blieb die arme Lili mit gefalteten Händchen ganz stille davor sitzen, wie ein verlaßnes Kind vor der verschloßnen Thüre des Vaterhauses; sie kam sich so allein, so verbannt vor, ihr war so verlassen zu Muthe, daß sie vor Mitleid mit sich selbst bitterlich weinen mußte. Da faßten ein Paar weiche warme Hände ihr Köpfchen, es aufwärts drehend, und das Kind blickte in Cölestinens liebe freundliche Augen. Die schöne Frau war dicht hinter Lili durch eine Tapetenthüre in das Zimmer getreten, und ihr heiterer Blick bestätigte, was ihre Worte verkündeten, daß der Zufall ihres Gemahls nur ein leichter, ohne üble Folgen vorübergehender gewesen sey. Keine Spur

der bangen Besorgniß, mit der sie vorhin den Grafen hinaus begleitet hatte, störte mehr die gewohnte Harmonie ihrer Züge, und die anwesenden Freunde glaubten zum ersten Male in dem Betragen der Gräfin etwas Räthselhaftes zu bemerken. Alle waren durch den mitunter ziemlich seltsamen Vortrag des Malers in eine aufgeregtere Stimmung gerathen, in der es ihnen schien, als müsse des Grafen plötzliches Uebelbefinden mit der Erzählung des Ersten im Zusammenhange stehen, und auf etwas Wichtiges deuten; sie erwarteten in großer Spannung, den nähern Zusammenhang der Dinge erklärt zu sehen, und nun trat die schöne Frau, ganz unbefangen, als ob gar nichts vorgefallen sey, in ihre Mitte. Die Verwunderung stieg noch höher, als nach kurzer Frist die Diener sich anschickten, wie gewöhnlich Erfrischungen herumzureichen, die Gräfin Cölestine die Gesellschaft einlud, ihre Plätze wieder einzunehmen, und sogar den Meister Hubert bat, in seiner Erzählung fortzufahren, deren Entwickelung, wie sie versicherte, ihr Gemahl von ihr zu hören wünsche.

Hubert sah Cölestinen lange mit einem ganz eignen forschenden Blicke an, als suche er vergebens,

sich auf etwas ihm längst entschwundenes zu besinnen. Eine Thräne schimmerte in seinen dunkelen Augen, die Niemand als Cölestine bemerkte, und der Gegensatz dieses weichen Moments, mit der gewohnten Schroffheit des Alten, rührte sie tief; obgleich sie den Grund desselben sich nicht zu erklären wußte.

„Ich stand schon unten neben meinem Viktor, als der Wagen fortrollte" fing Meister Hubert endlich wieder an. „Mit einem Schmerzenlaute, der mir durch die Seele drang, warf Viktor sich an meine Brust, und ließ dann geduldig wie ein Kind sich von mir führen, wohin ich wollte. — Ich traf sogleich alle Anstalten zu unserer Abreise, denen er gleichgültig zusah, als gingen sie ihn gar nichts an. Er dachte nicht mehr daran, die höchsten Gebirge, vielleicht gar den Montblanc besteigen zu wollen, wie wir früher halb uud halb schon beschlossen gehabt hatten, auch mir, war in der Brust Lust und Muth zu dergleichen Unternehmungen erstorben, uud so blieb für uns nichts weiter zu thun, als den nächsten Weg in die geliebte Heimath zu suchen."

„Unsre Reise ging im Ganzen weit besser von

Statten, als ich unter solchen Umständen es erwartet hätte. Viktor war zwar in den ersten Tagen sehr still und bewegt, aber doch sanft und freundlich, und ich ließ ihn gewähren, ohne mit Fragen und vielem Reden ihn zu quälen. Auch waren meine Sorgen um ihn sehr gemäßigt, ich baute, und mit Recht, auf seine feste unverschrobne Natur, auf seine frische Jugend, auf sein gerades unverzärteltes Wesen, besonders als Italiens reiner blauer Himmel sich wieder über uns wölbte. War mir doch selbst, als genese mein Herz von jeder Sorge, sobald nur aus italienischen Feueraugen mir Lust und Freude wieder entgegen blitzte und das Leben in raschern Kreisen sich um mich bewegte. Hier, Viktor, rief ich, muß dir wieder wohl um das Herz werden, hier, wo man mit der Luft Kraft zum lebendigen Wunsche einathmet, und alle Sinne das Anrecht an Glück empfinden, mit welchem auch der niedrigst Geborne in die Welt tritt. Gott Lob! daß wir dem trüben farbenlosen Himmel entronnen sind, wo am Ende doch Alles im ewigen Kampfe mit den Elementen, mit Kälte und Nässe, verkümmern muß!"

„Viktor hörte wehmüthig lächelnd mich an, er

hütete sich, mir laut Recht zu geben; aber ich sah dennoch, wie es wohl ihm wurde beim Anblick einer heiteren Natur. Ich würde ihn ganz genesen geglaubt haben, wenn nicht eine Aeußerung, die gleich in den ersten Tagen ihm entschlüpfte, mich vom Gegentheile überzeugt gehabt hätte. Es war an einem sehr schwühlen Abende, Gewitterwolken thürmten in der Ferne sich auf. „Weißt du noch, Uberto,“ sprach mein Freund zu mir, „weißt du noch, wie ich sonst in diesen Wolkengebilden die Gipfel und Zacken der Alpen und Gletscher zu sehen träumte? erinnerst du dich noch, wie sehnsuchtsvoll mein Auge an ihnen hing? Mein Freund, diese Dunstgebilde täuschen mich nicht mehr, kein optischer Betrug vermag es, dieses ewige Sehnen und Brennen zu kühlen.“ Schmerzlich wandte er bei diesen Worten sich ab, fast erschrocken, so viel von seinem Herzen verrathen zu haben, und ich sah ihn den ganzen Abend nicht wieder.“

„Wir hatten nach Bologna uns gewendet, wo ich einige Geschäfte abzuthun hatte, und Viktor erklärte mir jetzt, daß es vor der Hand ihm unmöglich sey, mich zurück nach Rom zu begleiten. Er gab vor, fern von dem Einflusse römischer

Kunstfreunde, nur dem eignen Genius überlassen, in Bologna einige Zeit arbeiten zu wollen, um sich mehr Festigkeit und Sicherheit anzueignen, deren er noch bedürftig zu seyn glaubte. Ich mußte ihm zugeben, daß hieran etwas Wahres sey; aber ich ward daneben doch auch gewahr, daß Viktor mit Niemanden seyn wolle, weil er mit Ihr, der Namenlosen, nicht mehr seyn könne. Ich ließ ohne Widerrede ihn seinen Willen befolgen, in der festen Ueberzeugung, daß er im kurzem eines Andern sich besinnen werde, und verließ ihn, um nach Rom zu gehen, ohne eine Frage nach der eigentlichen Geschichte seines tiefen Leidens, ja sogar ohne einen eigentlichen Begriff von demselben; denn ein Gefühl, wie das, welches sich jetzt seiner bemächtiget hatte, lag mir von jeher zu fern. Man mußte Er seyn, um zu lieben, wie er liebte, das habe ich erst später eingesehen; meine einzige Geliebte war von jeher die Kunst gewesen, und nur um ihretwillen huldigte ich der Schönheit, wo ich sie antraf. Uebrigens zweifelte ich nicht im geringsten daran, daß Viktor mir Alles vertrauen würde, sobald ich ihn nur befragen wollte; mein inneres Gefühl sträubte sich indessen dagegen.

Wußte ich doch genug, um seinen Schmerz mit ihm zu theilen, und auch, daß er mich und keinen Andern zum Vertrauten wählen würde, sobald er fühle, er könne in Klagen Trost finden. Nichts war von jeher mir verhaßter, als jenes gutmüthige Forschen guter Freunde, die uns zwingen, zu ihrer eignen Beruhigung Wunden schmerzlich wieder aufzureißen, die im Stillen vernarben könnten, wenn man uns nicht nöthigte, sie gewaltsam an das Licht zu bringen."

„Nach sechs Monaten stellte Viktor, wie ich es vorhergesehen hatte, sich ganz unerwartet bei mir ein. Sein Vater hielt sich seit einiger Zeit gewöhnlich in Genua auf, und mein Freund blieb daher von nun an ganz in meiner Nähe. Mit Verwunderung betrachtete ich, was er in Bologna gezeichnet und gemalt hatte; er war unglaublich fleißig gewesen, und hatte im Technischen der Kunst die bedeutendsten Fortschritte gemacht; aber bei vielem, was er mir zeigte, vermißte ich jenen frischen jugendlichen Morgenhauch, der früher seinen weniger vollendeten Arbeiten einen unerklärlichen Zauber geliehen hatte. Mir schien es, als wären seinem Genius die Flügel gelämt, und dieser ver-

möge es nicht mehr, ihn im ungeregelten Fluge so hoch über alles Gewöhnliche zu tragen. Auch im Aeußern war mit meinem Viktor eine merkliche Veränderung vorgegangen, mein Freund war ein Mann geworden, mündig gesprochen durch den ersten großen Schmerz seines Lebens; und ohne dadurch an Anmuth zu verlieren, hatten seine Züge eine weit ernstere Bedeutung erhalten."

„Unser Leben in Rom begann sich jetzt sehr freundlich zu gestalten; geistreiche Freunde, schöne liebenswerthe Frauen, zogen meinen Viktor in ihre lebensreichen Kreise, und mich mit ihm. Wo er sich zeigte, schlugen die Herzen ihm rascher entgegen, manch' schöner Busen hob sich höher, wenn er erschien; manch' strahlendes Auge trübte sich und blickte sehnsüchtig ihm nach, wenn er ging; und ich war thörigt genug zu hoffen, daß mein junger Freund durch Alles dieses einem Zustande entrissen werden könne, dessen traurige Wirklichkeit ich empfand, ohne jedoch ihn mir deutlich denken zu können."

„Eine, wenigstens sehr anmuthig beginnende Episode in unserm damaligen Künstlerleben bestärkte mich noch mehr in diesem Hoffen. In Rom lebte

ein Mädchen, es hieß Gaetana, ein seltnes liebliches Wesen, ausgestattet von der Natur mit einer wahrhaft bewundernswerthen Gestalt. Das liebliche Kind lieh uns Malern zuweilen einen Arm, oder den Fuß, oder den prächtigen Nacken zum Modell, doch nie anders als im Beiseyn der Mutter, einer sehr rechtlichen Matrone, ohne deren Begleitung Gaetana sich nirgend, sogar nicht auf der Straße, oder in der Kirche blicken ließ. Der Erwerbzweig, den das schöne Mädchen ergriffen hatte, ist übrigens in ihrem Vaterlande unter der ärmern Bürgerklasse weder selten noch verachtet, und überdieß zeichnete Gaetana sich auch eben so sehr durch ihre Sittsamkeit, als durch ihre Schönheit aus. Die Seufzer und Blicke der ganzen jungen Künstlerwelt, deren Abgott sie war, folgten jedem ihrer Schritte, und dennoch glaube ich behaupten zu können, daß keiner unserer jungen Maler es jemals gewagt hat, die schöne Gaetana nur mit einem unziemenden Worte zu beleidigen."

„Viktor war erst seit einigen Tagen zu mir zurückgekehrt, als das Wundermädchen und dessen Mutter eines Morgens in meine Werkstatt traten, wohin ich sie eingeladen hatte; denn ich bedurfte

des schönen Profils, des herrlich geformten Nackens zu einer Musa, einer der Hauptfiguren auf einem großen Gemälde, das mich damals ausschließend beschäftigte. Viktor erblicken, beide Hände vor das Gesicht schlagen, heftig betheuern, daß sie mir *nicht* Modell stehen könne, waren eins bei dem Mädchen. Wie gejagt von unsäglicher Angst, ergriff es den Arm der Mutter, und wollte mit dieser augenblicklich wieder der Thüre zu. Ich gestehe es, ich wurde über ein Betragen entrüstet, das ich für Eigensinn und Laune des Augenbliks halten mußte, und drang ziemlich heftig auf Erfüllung des mir geleisteten Versprechens. Doch alles, was ich sagen mochte, wurde nicht beachtet, bis endlich Viktor hinzutrat, und mit seiner gewohnten milden Art das Mädchen ermahnte, mir Wort zu halten. Da brach das seltsame Kind in Thränen aus, riß mit einem ganz eignen Ausdrucke von Leidenschaftlichkeit Viktors Hand an die Lippen, und nahm sogleich die ihm früher von mir vorgeschriebene Stellung an."

„Ueber die Gruppe, die sich jetzt ganz ungesucht mir vor Augen stellte, hätte ich gern die schon angefangene Komposition aufgegeben, wenn dieses

noch möglich gewesen wäre. Viktor stand gleich einem schützenden ernsten Cherub über das Mädchen hingebeugt, und Gaetana halb stehend, halb auf einem Polster knieend, blickte träumerisch zu ihm auf wie ein frommes Kind, dem das Paradies mit seinen Engeln sich öffnet.„

„Gaetana kam von nun an täglich, selbst wenn ich ihrer als Modell nicht bedurfte. Stunden lang konnte sie dasitzen, und meinem Freunde zusehen, wenn er malte; ihre Neigung zu ihm entwickelte sich nach und nach zur leidenschaftlichsten Gluth, die je in einem südlichen Busen entbrannte. Sie bewachte jeden seiner Schritte, doch da sie dabei nichts entdeckte, was ihr zur Eifersucht hätte Anlaß geben können: so behielt ihre Liebe jenen zarten Schimmer inniger Ergebenheit, den im entgegengesetzten Falle die ihrem Volke eigne Heftigkeit bald abgestreift haben würde. Ich möchte sagen, sie habe mit einer Art religiöser Schwärmerei ihn geliebt, so unbedingt ergeben bezeigte sie sich ihm. Das Seltsamste aber war, daß, seit Gaetana meinen Freund bei mir gesehen, weder Bitten noch große Verheißungen, weder Mangel noch wirklich bittre Noth, das wunderbare Wesen

bewegen konnten, andern Malern außer mir Modell zu stehen; die Arme hätte leicht darüber verhungern können, denn sie wußte auf der Welt nichts weiter, um damit ihr Leben zu fristen, doch Viktor nahm sich ihrer an; er gab ihr und sie nahm auch von ihm, wenn sie dessen bedurfte, obgleich sie alle, ihr früher von Andern gebotnen, zum Theil reichen Geschenke mit Stolz abgewiesen hatte, und dieses auch noch that. Auf diese Weise war zwischen den Beiden eine Art von Verhältniß entstanden, das ich zwar nicht mißdeuten konnte, wie unsre übrigen Bekannten es thaten, dem ich aber dennoch mit Freuden zusah, weil ich die völlige Heilung meines Freundes davon erwartete. Denn es schien mir unmöglich, daß die heiße treue Liebe eines solchen Prachtgebildes der Natur nicht über die beinah verjährte Erinnerung an wenige flüchtigen Stunden sollte Herr werden können."

„Lange wiegte ich mich in solchen Träumen. Viktors seit einiger Zeit sichtbar zunehmende Schwermuth bestätigte mich in meinem Hoffen; denn ich sah in dieser nur den Beweis eines heftigen Kampfes in seinem Innern, bei welchem, meiner Ueberzeugung nach, die blühende Gegenwart über

die erbleichende Vergangenheit siegen müsse. Da stürzte eines Morgens Gaetana in mein Zimmer, blaß wie eine Todte, mit wild fliegendem Haar. Ihre zitternde Hand hielt einen Zettel mir entgegen, den sie unterwegs Viktors Bedienten abgenommen, von dem sie auch erfahren, daß sein Herr plötzlich verreiset sey. In dem Briefchen selbst nahm Viktor in kurzen Worten auf unbestimmte Zeit Abschied von mir; er war wirklich fort, Niemand wußte wohin, es war gerade ein Jahr, daß wir mit einander in Chamouny gewesen waren."

„Ich mag das Gefühl nicht weiter ausmalen, mit dem ich all' mein Hoffen vereitelt, meinen Freund tiefer als je in einen Abgrund von Elend versunken sah, dessen Umfang ich gar nicht wagte ermessen zu wollen. Gaetana's wilder, an Wahnsinn gränzender Schmerz, als sie endlich die Ursache der Entfernung des Geliebten errieth, überschritt alle Gränzen und erhöhte meine eigene Pein. Erst nachdem sie Wochen lang mich durch ihre Klagen, bald zur Ungeduld ermüdet, bald zum tiefsten Mitgefühl bewegt hatte, ward sie es endlich müde, mich zu quälen."

„Endlich, nach dem Verlaufe mehrerer Wochen, kehrte mein Viktor wieder zu mir zurück. Bleich, verstört, nur noch der Schatten von sich selbst, warf er gleich einem Verzweifelnden, sich in meine Arme. „Vergib mir," rief er, „es ließ mir hier länger keine Ruhe; um nur noch ferner das Leben tragen zu können, mußte ich wieder athmen und wandeln, wo sie einst geathmet und gewandelt hat. Mir rief es innerlich zu: ich müsse sie dort finden, ich müsse sie sehen und sterben. Ach! die Natur war wie sonst, die eisgekrönte Quelle des Arveiron, der in ewigem Schweigen verhüllte Montblanc, Alles war wie sonst; aber die Rosenlichter fehlten, die wenige Stunden hindurch mein Daseyn erhellten, und dann es versinken ließen, in dunkle kalte, nie endende Nacht! Nie werde ich sie wiedersehen, spurlos ist sie verschwunden. Niemand wußte etwas von ihr, so viel ich auch fragen mochte, kaum daß man im Gasthofe sich ihrer noch erinnerte. Sogar das Zimmer, das sie bewohnt hat, war verändert, und unerträgliche Gesichter hauseten in meinem Heiligthume."

„Was konnte ich thun! ich nahm meinen Viktor in meine Arme, an mein Herz; ich suchte durch

mildes Zureden ihn zu beruhigen, wie ein Vater sein verwundetes Kind, und war dabei nur froh, daß er endlich sein langes Schweigen zu brechen und seinen Schmerz in lindernde Klagen ausströmen zu wollen schien."

„Sie ist dir nicht verloren, sie kann dir nicht verloren seyn," sprach ich, „sie soll es nicht seyn. Du weißt ihren Namen, den Ort ihrer Geburt, ich lasse Alles stehen und liegen, und wir ziehen morgen aus sie zu suchen. Familienverhältnisse, Stolz ihrer Verwandten, stellen sich dir vielleicht entgegen; sie ist reich, vornehm, eine Gräfin, wie ich hörte; doch auch du bist aus einem alten edlen Hause entsprossen, dessen kein gräfliches sich zu schämen hat. Laß vor allen Dingen uns zu deinem Vater reisen."

„Wilde Ausbrüche des furchtbarsten Schmerzes unterbrachen meine Worte; noch nie zuvor hatte ich den geliebten Freund gesehen, wie er sich jetzt mir zeigte, ein von Furien dem Wahnsinne zugetriebener Orest, der Raub der entsetzlichsten Verzweiflung. Er kam nur wieder zu sich selbst, um sich in bittre Klagen zu ergießen; mit rührendem Vertrauen suchte er jetzt, da jede Hoffnung ihm

geschwunden, an meinem Herzen den einzigen armen Trost, den ich ihm gewähren konnte, das tief gefühlteste Mitleid; und so erfuhr ich nach und nach, was mir bis jetzt ein Geheimniß geblieben war, die unseligste Verwickelung, in welche das Schicksal je zwei Wesen verstrickte, die nur geboren zu seyn schienen, um eines des andern Daseyn zu ergänzen."

Erschöpft sank der alte Maler mit diesen Worten in seinen Sessel zurück. „Ich habe meiner Kraft zu viel zugetraut," sprach er, „Erinnerung ist ein mächtiger Geist, dem man nicht so ohne Vorbehalt sich hingeben sollte; von ihm berührt, brechen alte Wunden wieder auf, längst versiegte Thränenquellen wogen wieder empor. Ich kann nicht weiter. Gräfin, Freunde, entlassen Sie mich für heute. Das Angefangene werde ich vollenden; ich muß es, von einem mir unerklärlichen Gefühl dazu getrieben, nur nicht in dieser mitternächtigen Stunde, in der Kraft und Muth mir gebricht."

Der Alte, von Lili sorgsam geleitet, verließ mit wankendem Schritte das Zimmer; ein ernster,

zurückweisender Blick, hielt alle Uebrigen ab ihm zu folgen.

Cölestinens sehr ernstlich ausgesprochner Wunsch, versammelte schon am nächstfolgenden Tage, die nämliche Gesellschaft des vorigen Abends, wieder in ihrem Zimmer, das indessen für dieses Mal jedem andern Besuche verschlossen blieb. Graf Strahlenfels selbst war nicht zugegen, obgleich er sich von dem gestrigen Anfalle völlig wieder hergestellt fühlte; dringende, nicht aufzuschiebende Arbeiten mußten ihm zur Entschuldigung dienen. Auch Meister Hubert erschien zum ersten Mal ohne seine Genien; selbst Lili hatte ihn nicht begleiten dürfen, und dieses gab seiner Erscheinung etwas Ungewohntes. Uebrigens schien er seine ihm eigne Fassung völlig wieder erlangt zu haben, er nahm ohne Widerrede den Faden seiner Erzählung wieder auf, es war, als habe er sich gewissermaßen darauf vorbereitet, und man merkte es deutlich ihm an, wie er sich bemühe die Ausbrüche seines eignen Gefühls zu unterdrücken, und seinen Zuhörern ohne weitere Abschweifungen deutlich und verständlich zu werden.

„Marie,“ sprach er, „Marie hieß die Geliebte meines Viktors, und wohl verdiente sie es diesen Namen zu tragen, der uns den Inbegriff der allerholdseligsten Anmuth, der allerjungfräulichsten Reinheit, bezeichnend darstellt. Marie war das einzige Kind eines deutschen Freiherrn aus reichem altedlen Geschlecht, den ich hier aus gültigen Rücksichten, nur nach seinem Taufnamen Hermann nennen will, ohne seines wohlbekannten Familiennamens zu gedenken. Das Bedürfniß jugendlicher Herzen, das jeden Knaben antreibt, sich einen gleichgestimmten Gefährten zu suchen, hatte den jungen Baron schon auf der Schule mit einem jungen Kurländer auf das innigste verbunden; beide edle Jünglinge fanden einander späterhin auf der Universität wieder, und das freundliche Verhältniß, in welchem sie früher als Knaben zu einander gestanden, erstarkte nach und nach zu einem Freundschaftsbunde, der bestimmt schien, sie für ihr ganzes Leben beglückend zu vereinen.“

„Graf Amadée, so wollen wir den Kurländer ebenfalls nach seinem Taufnamen benennen, Graf Amadée war einem edeln polnischen Hause entsprossen; politische Gründe hatten indessen schon vor

langen Jahren seinen Vater bestimmt, sich in Kurland niederzulassen; er war einige Jahre älter als Hermann, hatte seine, ohnehin nicht sehr ernstlichen Studien, früher beendet als dieser, und sah sich genöthigt seinen Freund auf der Universität zu verlassen, um der Heimath zuzueilen, wohin das plötzliche Absterben seines Vaters, und die Uebernahme weitläuftiger Besitzungen ihn berief. Nur Hermanns Versprechen, ihn in Kurland so bald als möglich zu besuchen, vermochte es, die beiden Freunde über diese Trennung zu trösten; doch Jahre vergingen, ehe es dem jungen Freiherrn möglich wurde, dieses Versprechen zu lösen; und als es endlich dazu kam, fand er seinen Freund schon in der Würde eines Hausvaters, an der Seite einer geliebten und liebenswürdigen Gemahlin. Ein wenige Monde altes Töchterchen, lächelte dem fremden Ankömmling vom Schooße der Mutter zu, ein rüstiger Knabe versuchte seine ersten Kräfte, um, an Stühlen und Wänden sich haltend, ihm entgegen zu taumeln. Hermann fand seinen völlig unveränderten Freund im seligsten Genusse häuslichen Glücks; seine Ankunft unter dessen gastlichem Dache schien dieses Glück noch erhöhen zu

wollen; kein freundlicher Schutzgeist des Hauses winkte ihm, noch auf der Schwelle desselben wieder umzukehren, keine warnende Ahnung ergriff das Herz des Unseligen, der hier schuldlos den Grund zu eignem und Andrer Verderben legen mußte, auf viele kommende Zeiten.“

„Der Baron blieb Monate lang ein höchst willkommener Gast seines Freundes, und wurde bald von dem ganzen Hause wie ein geliebtes geehrtes Mitglied der Familie betrachtet; besonders waren beide Kinder, unerachtet ihrer zarten Jugend, ihm zugethan. Die kleine Anna streckte jauchzend ihre Händchen nach ihm aus, so wie sie ihn erblickte, und ruhte nicht eher bis er sie in seine Arme nahm, sie tanzen zu lassen. Engel, sagt man, halten Wache über die Kinder der Sterblichen, und ihre schützende Macht wird dem Menschen oft auf wundervolle Weise sichtbar, aber die arme kleine Anna hatte keinen solchen schützenden Engel; oder war sie vielleicht mit der Bestimmung geboren, nur kurze Zeit auf Erden zu athmen, um dann selbst? — Ach, ich suche vergebens nach Worten, um ein Verhängniß darzustellen, dessen bloße Möglichkeit jedes fühlende Gemüth mit Grauen erfüllen

muß! Das Kind tanzte auf den Armen des Freundes seines Vaters, es jauchzte vor Lust. Vater und Mutter sahen lächelnd dem Spiele zu, immer höher und höher ward die Kleine bis hoch über das Haupt des Freundes gehoben — war es eine rasche Bewegung des sehr lebhaften Kindes? oder was war es sonst? es entglitt den Händen die es hielten, es fiel über Hermanns Haupt weg, die zarte Blume war geknickt, das kleine Leben erloschen — und, den Tod im Herzen, die Hölle in der Brust, entfloh der schuldlose Mörder und glaubte in brennenden Zügen das Kainszeichen auf seiner Stirn erglühen zu fühlen."

„Jahre vergingen von nun an dem Unglückseligen, in tiefer, oft an Wahnsinn gränzender Schwermuth, keine Freude kam wieder in sein Herz. Die Beschreibung dieses traurigen Zustandes, die er von einem gemeinschaftlichen Bekannten erhielt, rührte tief das edle Gemüth seines von ihm so schuldlos und doch so grausam verletzten Freundes. Graf Amadée suchte zuerst sich dem Bedauernswerthen zu nähern, er schrieb ihm mehrere Male, um ihn über sein unverschuldetes Unglück zu trösten, und das Schroffe ihrer so schnell herbeigeführten

furchtbaren Trennung zu mildern, die freilich kein fröhliches Wiedersehen jemals endigen konnte; und so kam es mit der Zeit dahin, daß beide Freunde wenigstens schriftlich wieder miteinander fortlebten. Obgleich sie fühlten, daß sie einander nie mehr in der Wirklichkeit nahen durften: so gewöhnten sie sich dennoch, alle Ereignisse des Lebens einander mitzutheilen. Ein eigner Unstern schien indessen, mit jenem grauenhaften Ereigniß, über dem Hause des Grafen Amadée aufgegangen zu seyn; von mehreren Söhnen und Töchtern, die ihm im Verlaufe der Jahre geboren wurden, blieb kein einziges seiner Kinder am Leben, alle starben bald nach der Geburt oder doch im ersten Lebensjahre, und die Nachricht von jedem dieser Todesfälle, verdoppelte jedes Mal wieder die schmerzliche, an Verzweiflung gränzende Reue seines unglücklichen Freundes. Zuletzt starb auch seine Gemahlin, und Graf Amadée behielt Niemand von den Seinen am Leben als den Knaben, der schon vor jenem unheilbringenden Besuche Hermanns geboren war, und dessen glückliches kräftiges Gedeihen zu den schönsten Hoffnungen zu berechtigen schien."

„Mehr Familienrücksichten, als Hoffnung auf

häusliches Glück, hatten indessen, nach einigen trübe verlebten Jahren, den Freiherrn bewogen sich ebenfalls zu vermählen: seine Wahl war dabei in jeder Hinsicht eine glückliche zu nennen; denn die Gemahlin, der sein Verstand mehr als sein Herz ihn zugeführt hatte, wurde durch treue Liebe und seltene Aufopferung, der Trost seines traurigen Lebens, das noch oft schwere Erinnerung des Vergangenen bedrückte."

„Marie, meines Viktors Marie, war die Frucht dieser Ehe. Beim Eintritt in das Leben begrüßte ihr unglücklicher Vater sie unter einem Strom heißer Thränen, als den Friedens-Engel, von Gott ihm gesendet, um seinen noch immer innigst geliebten Freund, auf ewig und vollkommen zu versöhnen; er wagte es nie das Kind nur anzurühren; aber er betrachtete es, mit stiller Verehrung, als ein heiliges Pfand seiner künftigen Ruhe, als ein Zeichen, daß Gott ihm vergeben habe, was er schuldlos verbrochen. Er schrieb sogleich an seinen Freund, um dieses einzige geliebte Kind, dieses höchste Kleinod seines Lebens, ihm zum Ersatze für die geraubte Tochter anzubieten, indem er dem einzigen Sohne des Grafen zur

künftigen Gemahlin es bestimmte. Der Gedanke, den unwillkührlich begangenen Mord auf diese Weise zu sühnen, bemächtigte sich ganz seiner Seele; Tag und Nacht trug er ihn mit sich herum, und so bildete er sich nach und nach zur fixen Idee in seinem Innern aus. Jeder Wiederspruch, jede Anspielung auf die Möglichkeit diesen Plan scheitern zu sehen, drohte den Unglücklichen unaufhaltsam dem Wahnsinne zuzutreiben."

„Mit unsäglicher Angst übersah Hermanns sanfte liebende Gattin, den traurigen Gemüthszustand ihres Gemahls, und das Furchtbare der Gefahr die ihm drohte. Um diese abzuwenden, schrieb sie selbst an den, als einen edeln Menschen ihr bekannten Grafen Amadée. Sie bat diesen flehentlich, in den Plan des unglücklichen Hermann einzugehen, um ihn dadurch vor dem gräßlichsten Untergange aller Seelenkräfte zu bewahren; und der treue Freund ihres Gatten erfüllte auf die allerberuhigendste Weise ihre Bitte. Er gab nicht nur feierlich und förmlich seine schriftliche Einwilligung, zu der einstigen Verbindung der beiden Kinder, und versicherte seinen Freund, daß er die ihm neu geschenkte Tochter mit Freuden zum Ersatz

für die längst Verlorne annähme, er sandte auch einige Jahre später seinen Sohn nach Deutschland, auf die nämliche Schule, auf der er selbst einst den Grund zu seiner eigenen geistigen Bildung gelegt hatte, und befahl diesem auf dem Weg dorthin, bei dem Freiherrn vorzusprechen, und seine kleine Braut zu besuchen."

„Der Eindruck, den der Anblick des jungen Grafen Stanislaus auf den unglücklichen Freiherrn machte, läßt sich nicht beschreiben. Er sah in dem blühenden Kinde das rührende Ebenbild von dessen Vater, wie dieser gewesen war, als er hoffnungsvoll und freudig die Bahn des Lebens mit ihm betrat, und der Gedanke, wie ganz anders Alles seitdem gekommen sey, steigerte seinen Schmerz zu Ausbrüchen der wildesten Verzweiflung. Mariens weinende Mutter verbarg dem erschrocknen Knaben nicht, daß es allein in seiner Macht stände hier Trost und Beruhigung zu gewähren; Marie selbst, ein kleiner lächelnder Engel, streckte bittend die Händchen nach ihm aus, weil sie zu sehen glaubte, daß die Mutter etwas von ihm verlange, was sie freilich nicht verstand, und der tief erschütterte, bis ins innerste seines Herzens gerührte Stanislaus,

konnte einer solchen Scene nicht wiederstehen. Mit einem Ernste, wie man ihn kaum von seinem Alter hätte erwarten können, ergriff er die Hand der kaum vierjährigen Marie, und gelobte feierlich das von seinem Vater für ihn geleistete Versprechen zu erfüllen, und sie einst als seine Braut heimzuführen. Trost und Friede kehrten in dem Augenblick in Hermanns Seele ein, und der junge Graf verließ bald darauf das Haus, begleitet von den Segenswünschen der unglücklichen Aeltern seiner kleinen Braut, und mit dem festen Entschluße, dereinst das eben abgelegte Gelübde redlich zu halten."

„Während der junge Graf Stanislaus zuerst auf der Schule, dann auf der Universität, seiner geistigen Bildung mit Ernst oblag, wuchs die kleine Marie, in steter Erinnerung an die Unabänderlichkeit ihrer Zukunft, heran. So bald sie nur im Stande war es zu fassen, unterrichtete ihre Mutter sie von der Ursache der trüben schwermüthigen Stimmung ihres Vaters, welche diesen nie ganz verließ. Sie ermahnte sie, sich selbst als Sühnopfer des unwillkürlichen Verbrechens desselben zu betrachten, und mit der Ergebung sich in ihr Schicksal zu finden, in der die Dulderin selbst als

glorreiches Beispiel ihr voranging. Sie schilderte diese Ergebung ihr als das allgemeine Loos ihres Geschlechtes, dem die Edlern desselben sich freudig unterwerfen, weil sie gewiß sind, in dem Bewußtseyn der Erfüllung ihrer Pflichten dereinst den reichsten Lohn dafür zu finden."

„Unter der treuen Pflege ihrer Mutter entwikkelte die kleine Marie sich von Jahr zu Jahr immer mehr und mehr, und ward ein Engel an Schönheit wie an Gemüth. Sie blieb das einzige Kind ihrer Aeltern. Das Unabänderliche ihrer Lage, verlor gerade durch die Unabänderlichkeit desselben, für sie alles Drückende; denn nie konnte der Gedanke in ihr aufkommen, daß alles anders seyn könne als es war: aber es legte dennoch in ihre junge Seele den Grund zu einer Tiefe des Empfindens, zu einer dumpfen, leidenschaftlichen Sehnsucht nach Jugendfreiheit und Jugendglück, die sie fühlte, ohne sich klar ihrer bewußt zu werden."

„Noch hatte Marie ihr dreizehntes Jahr nicht völlig zurückgelegt, als ihre edle Mutter den Aufopferungen aller Art, die ihr ganzes Daseyn bezeichnet hatten, endlich erlag. Sie erkrankte, und fühlte ihr Leben unaufhaltbar dahinschwinden. Ruhig,

freudig sogar, sah sie ihrer eignen Auflösung von irdischen Banden entgegen; aber banges Grauen ergriff sie, wenn sie der Zukunft ihrer Geliebten gedachte, die sie in der Welt zurücklassen mußte. Sie sah nur einen Ausweg, den unglücklichen Hermann nach ihrem Hinscheiden dem Ausbruche völligen Wahnsinns, und ihr geliebtes Kind dem Elend zu entziehen, das dann in der fürchterlichsten Gestalt auf dasselbe eindringen würde. Sie ergriff diesen, indem sie einen Eilboten an den jungen Grafen Stanislaus abschickte, um denselben an ihr Sterbelager zu berufen."

„Viel früher als man es hätte erwarten dürfen, stand der Jüngling hoch und ernst, still und mild, an dem Bette der Sterbenden, ähnlich dem Engel, der nun bald sie herüber führen sollte in ein besseres Land. Die Mutter erschrack über den Anblick des früh zum Manne gereiften, obgleich kaum zwanzig Jahre alten Bräutigams ihrer Tochter, der in ganz andrer Gestalt ihrer Erinnerung vorgeschwebt hatte. Bange Sorge ergriff ihr Herz, wenn sie von ihm auf Marien blickte, die, im Aeußern völlig noch ein Kind, weinend neben ihr kniete. Mühsam bereitete sie sich, alle die rührenden Bitten und Vorstellungen auszusprechen,

die sie in dunkeln schmerzvollen Nächten sich ersonnen hatte, um den kalten, ernsten jungen Mann, der vor ihr stand, zur Erfüllung ihres letzten Wunsches auf Erden zu bewegen. Doch es bedurfte deren nicht. Der junge Graf war eine jener stolzen, strengen, festen Naturen, die weder sich noch Andern jemals die kleinste Abweichung von Wort und Pflicht zu vergeben wissen. Er erbot sich von selbst, gleich in der nämlichen Stunde, am Sterbelager der Mutter, durch den Segen der Kirche der jungen Braut sich unauflöslich zu verbinden. Die Trauung wurde zur Stelle vollzogen, und die Mutter entschlief wenige Stunden später, in dem tröstlichen Bewußtseyn, die Zukunft ihres einzigen Kindes, die Erhaltung ihres geliebten Gatten, allen menschlichen Ansichten nach gesichert zu haben."

„Die große Jugend der Braut erforderte noch eine mehrjährige Trennung des neu vermählten Paares, und der junge Graf verließ, gleich nach dem Hinscheiden der Mutter, das Haus der Trauer, um nach Kurland zu seinem Vater zu eilen, der gerade in dieser Zeit ihn auf das dringendste zu sich berufen hatte. Die selbst durch den Schmerz noch erhöhte Schönheit des jungen Kindes, dem

er nun auf immer verbunden war, hatte nicht verfehlt einen tiefen Eindruck auf ihn zu machen; er gedachte Mariens zwar nicht mit Liebe, aber mit inniger Theilnahme; und er gelobte sich selbst, das junge verlassene Wesen, das auf so wunderbare Weise an ihn gewiesen, und seiner schützenden Vorsorge übergeben worden war, im Laufe der kommenden Zeit, so viel an ihm lag, zu beglücken."

„Graf Amadée mißbilligte nicht den raschen Schritt, den sein Sohn zur Erhaltung seines alten Freundes gewagt hatte. Ein tröstender Brief von ihm an Mariens Vater, sicherte diesem nicht nur die vollkommenste Versöhnung zu, sondern auch völliges Vergessen jenes unseligen Zufalles, der Beide so lange getrennt. Er zeigte ihm sogar in der Ferne die Hoffnung eines möglichen Wiedersehens, indem Graf Amadée verhieß, seinen Sohn selbst zu begleiten, wenn dieser nach einigen Jahren seine junge Gemahlin abzuholen kommen würde, und gab dadurch dem unglücklichen Freiherrn den Frieden des Gemüthes, die Klarheit des Geistes fast völlig wieder zurück, die dieser so lange Jahre entbehrt hatte."

„Doch der wild wogende Strom des Lebens

ergriff bald darauf sowohl den Grafen Amadée, als dessen Sohn, und führte Beide für den Augenblick weit weg von jeder Aussicht auf den Hafen häuslichen Glückes, dem sie so nahe sich geglaubt hatten. Ich habe schon früher erwähnt, daß Amadée einem der edelsten Geschlechter des unglücklichen Königreichs Polen angehörte; schon sein Vater hatte das heiß geliebte Vaterland mit ihm verlassen, um nicht dessen völligem Untergang zusehen zu müssen; doch Amadée hing noch immer an dem Lande, in welchem jeder frei geborne Edelmann in seinem Herzen sich ein König fühlte, und er hatte auch seinen Sohn Stanislaus in der Liebe zu demselben erzogen. In Kosciusko's, anfangs von einem wunderbaren Glücksstern begünstigtem Beginnen, schien dem Grafen Amadée eine neue Morgenröthe für sein tief gesunkenes Vaterland aufdämmern zu wollen; und so ließ er denn auch sich und seinen Sohn in das lange wankende Geschick dieses, vom reinsten Enthusiasmus beseelten Helden, so tief verflechten, daß Beide darüber jede Anordnung der eignen Angelegenheiten eine Zeitlang aus den Augen verloren, bis endlich der letzte entscheidende Schlag gefallen war."

„Die Ruhe eines Kirchhofes, lastetete jetzt schwer über dem unglücklichen Lande Polen, und seinen tapfern Vertheidigern. Graf Amadée hatte indessen mit großer Weltklugheit, und mit vielleicht noch größerm Glücke, für diesen schlimmen Fall seine und seines Sohnes Stellung in der Welt sich zu sichern gewußt; seine großen Besitzungen in Kurland waren ihm unangetastet geblieben: doch nun forderte die Lage der Dinge, daß Stanislaus endlich seine diplomatische Laufbahn im Dienste seines Kaisers antrete, zu der sein Vater ihn erzogen, und die er wegen der letzten Ereignisse nur zu lange versäumt hatte.“

„Große Reisen in weit entfernte Länder, waren die Folge der Anstellung, die Graf Stanislaus sehr bald erhielt; sie nahmen Jahre seines Lebens hinweg, ohne daß sich ihm die Möglichkeit zeigte, seine, seit dem traurigen Vermählungstage nicht wiedergesehene Gemahlin heimzuholen. Graf Amadée starb, während sein Sohn abwesend war; es währte lange, ehe dieser die Erlaubniß erhielt heimzukehren, um die ihm jetzt zugefallenen Güter in Besitz zu nehmen; er fand zu Hause viele Unordnung zu beseitigen, manchen verdrießlichen Prozeß

auszufechten; und als er mit diesem Allen kaum zur Hälfte fertig war, wurde er von Neuem auf das eiligste, bis nahe an die äußerste Gränze des südlichen Europa's versendet."

„In all' dieser Zeit, mitten im Taumel des bewegtesten Lebens, vergaß der Graf Mariens nicht; er liebte ihr Andenken, wie man eines schönen, poetischen Traumes sich gern erinnert; aber es war doch in seiner Lage verzeihlich, daß er ohne heftige Ungeduld es ertrug, den Zeitpunkt seiner wirklichen Vereinigung mit der nur als ein schönes, liebliches, noch völlig unentwickeltes Kind Gekannten, immer weiter hinaus geschoben zu sehen, und daß er ohne Wiederstreben dem Strome der Zeiten sich hingab. Er fühlte sogar zuweilen eine Anwandelung bänglicher Scheu, wenn er des Tages gedachte, der die ihm völlig unbekannte Gefährtin seines Lebens ihm zuführen werde, an die er, damals selbst noch ein Kind, in einem Anfalle jugendlicher Schwärmerei sich unauflöslich gebunden hatte. Doch konnte er in andern ruhigern Stunden auch zuweilen gern den Träumen eines möglichen Glückes in der Verbindung mit ihr, sich überlassen. Zuweilen beunruhigten ihn aber auch andre Sorgen.

Er hatte leider zu viel von der Welt gesehen, als daß er von jeder Neigung zum Argwohn sich gänzlich rein hätte halten können; das große Leben in ihr, dem er sich hingeben mußte, hatte von seinem Innern die zarten Blüthen der Jugend längst abgestreift, und der ihm angeborne Ernst des Gemüthes, war durch vieles, was er hatte erleben müssen, beinahe in Düsterheit und nachsichtslose Strenge ausgeartet. Sich selbst hatte er nie die kleinste Abweichung von der Bahn des Rechtes zu vergeben gehabt; aber er fühlte sich auch wenig geneigt, gegen Andere Zeit und Umstände berücksichtigend, sich milder zu beweisen."

„Marie verlebte indessen an der Seite ihres weit heiterer gewordenen Vaters, ziemlich ruhige Tage; sie war in unaussprechlich rührender Schönheit und Anmuth zur Jungfrau erblüht, während Stanislaus unter manichfacher Gestalt mit dem Leben zu kämpfen gehabt hatte. Aber auch sie zitterte mit namenloser Angst dem Augenblicke entgegen, der dem ihr ganz unbekannten Gemahl sie übergeben sollte. Die Briefe, welche er in regelmäßigen Zwischenräumen ihr sandte, konnten wenig dazu beitragen, ihr ihn von der liebenswürdigen

Seite zu zeigen. Graf Stanislaus verabscheute Alles, was nur von Ferne an das Unwahre gränzte, und vermochte deßhalb nicht, Marien eine Liebe zu heucheln, die er für sie noch nicht empfand. Nur das strengste Pflichtgefühl hatte ihn ihr verbunden, und dieses allein, neben dem ihm eignen Ernst, sprach auch nur aus seinen Briefen an Marien, die er obendrein in meistens trüben Zuständen geschrieben hatte, und die deßhalb auch deutliche Spuren seiner verdüsterten Stimmung an sich trugen."

„So gewöhnte sich denn die arme Marie, sich ihren Gemahl nur als einen finstern Tyrannen zu denken, dem sie zum Sühnopfer für ihren unglücklichen Vater übergeben sey, um in einem fernen kalten Lande ihr ganzes Leben, ungeliebt, unverstanden, vielleicht sogar unbeachtet, an seiner Seite zu vertrauern. Das von der Mutter auf sie vererbte Gefühl für Pflicht hielt, bei dieser Ansicht ihrer Zukunft sie zwar aufrecht, aber es konnte sie doch nicht davor bewahren, das Traurige ihres von dem ihrer Gespielinnen durchaus abweichenden Looses, mit tiefem Schmerze zu fühlen. Gleich allen jugendlichen Gemüthern, fand Marie eine eigne

wehmüthige Lust darin, sich ohne Widerstand diesem Schmerze hinzugeben, und sogar ihr an sich dunkles Geschick in immer dunkleren Farben sich vorzustellen. Ihr weiches zur Liebe geschaffnes Herz, ließ sie mit jedem Tage deutlicher empfinden, daß all' ihr Glück auf Erden einzig auf Liebe sich gründen könne, auf Liebe, die sie nie suchen, der sie entfliehen müsse, wo sie auch in Zukunft ihr begegne."

„Die einzige Aussicht, die ihre trübe Zukunft ihr erheitern konnte, blieb die Gewißheit, ihren Vater durch die Wiedervereinigung mit seinem Freunde ganz zu beglücken; doch das Geschick versagte ihr zuletzt auch diese einzige Entschädigung für ihr geopfertes Herz; ihr Vater starb plötzlich, fast gleichzeitig mit dem Vater ihres Gemahls, dem Grafen Amadée, doch ehe noch die Nachricht von dessen Tode ihn erreicht hatte."

„So war denn die Frucht der Pflichtübung, der sie ihr Leben geweiht hatte, für Marien gänzlich verloren. Ihr Vater hatte dem Gemahl sie nicht wirklich vereinigt, den Freund seiner Jugend nicht versöhnt wieder gesehen. Zwiefacher Schmerz zerriß an seinem Sarge das Herz der nun ganz

Verwaiseten; sie wünschte sich mit ihm herabzustei-gen in die dunkle lautlose Tiefe, in das düstre Reich der Ruhe und des Vergessens."

„Marie fand für den ersten Augenblick, in dem Hause ihres Vormundes eine anständige Zuflucht, bis ihr Gemahl über ihre fernere Zukunft bestimmen würde. Gram und bange Sorge hatten ihre Gesundheit untergraben, unaufhörliche innere Aufregung ihr Nervensystem bis zur höchsten Reizbarkeit verfeinert, und die Aerzte fanden für nöthig, die stärkende Bergluft in der, ihrem Wohnorte nahe liegenden Schweiz, und eine Molkenkur in dem köstlichen Thale von Interlacken ihr zu verordnen."

„Marie schrieb an ihren Gemahl um die Erlaubniß zu dieser Reise, und er gewährte sie ihr nicht nur willig und freundlich, sondern bat sie zugleich, nach Vollendung ihrer Kur ihn in Genf zu erwarten, wo er mit ihr zusammentreffen wolle, um sie dann nach seinem Wohnorte zu führen. Er meldete ihr, daß er, des Herumziehens müde, seinen Abschied gefordert habe, um künftig auf seinen Gütern mit ihr zu leben. Eine bedeutende Summe Geldes war zum erstenmale diesem Briefe beigefügt, die er bat, für die Anstalten zu ihrer

Reise zu verwenden. Bei allem Ernste seines Gemüthes war Graf Stanislaus dennoch nicht frei von dem, seiner Nation eignen Hang zu fast orientalischer Pracht, die sich besonders in einer sehr zahlreichen Dienerschaft zu gefallen pflegte. Da er voraus setzen konnte, daß Marie in ihrem bisherigen einfachen Leben, mit solchen glänzenden Einrichtungen unbekannt geblieben sey, so schrieb er ihr sogar die Zahl der Diener und Kammerfrauen vor, die sie mit sich nehmen solle, und legte als die erste Bitte, die er gegen sie ausspreche, es ihr an das Herz, bei ihrem Eintritt in die Welt auf eine der Gemahlin des Grafen Stanislaus Czaratowsky würdige Weise — — —"

„Stanislaus Czaratowsky!" wiederholte eine bebende herzdurchdringende Stimme. Cölestine hatte den Namen nachgesprochen, und saß jetzt da in Thränen zerfließend, mit verhülltem Gesicht.

Tief erschüttert stand der Maler auf und trat vor Cölestinen hin. „O mein ahnendes Herz!" sprach er mit erstickter Stimme, „mußte ich abermals dich nicht verstehen, mußte ich gerade hier so tief verletzen? Gräfin," setzte er bittend hinzu, und versuchte schonend, ihre Hand mit dem Tuche

das ihr Gesicht verhüllte, wegzuziehen, „Gräfin, Sie sind? — ja das war es, was mir immer bei Ihrem Anblicke dunkel vorschwebte; o wie konnten Sie das Ihrem alten Freunde thun!"

Cölestine nahm das Tuch von ihrem Gesichte, und lächelte wehmüthig unter Thränen den Maler an. „Glauben Sie mir, lieber Meister! Hier wohnt kein Falsch," sprach sie, die Hand auf dem Herzen. „Nur nach und nach haben Sie, indem Sie erzählten, den Schleier mir gelüftet, der, Grabestüchern ähnlich, mir über die Vergangenheit sich gebreitet hatte; ich habe lange Ihnen zugehört ehe ich ganz Sie verstand."

In der heftigen Bewegung, in der er sich befand, hatte der Alte die schöne Frau mit beiden Armen umfaßt; aber er hielt sie fern von sich ab. Seine ganze Seele lag in seinen Blicken, indem er forschend sie betrachtete; was sie sprach, ging fast unbeachtet an ihm vorüber.

„O mein Gott! mein Gott! wie war es denn nur möglich," flüsterte er leise vor sich hin, „wo hatte ich denn meine Augen? Welcher Zauber deckte mir diese, daß nur mein Herz die liebliche Erscheinung erkannte?„

Cölestine hatte indessen Fassung sich errungen. Mit sanfter Gewalt entzog sie sich den Armen des Alten, und wandte sich mit freundlicher Würde dem Kreise der Anwesenden zu, der in stummem Erstaunen die Beiden umringte.

„Der Zufall," sprach sie, „spielte heute großes Spiel mit mir, indem er durch den Mund dieses Freundes mir entdeckt, wornach ich Jahre lang umsonst mit Sorge und Kummer gesucht habe. Ich bitte Sie Alle, für jetzt nicht in ein Geheimniß eindringen zu wollen, dessen Daseyn Ihnen nicht entgangen seyn kann, das aber von so wunderbarer zarter Art ist, daß ein unberufener Eingriff leicht ein nicht wieder zu milderndes Unheil anrichten könnte. Und nun, mein lieber, würdiger Meister, vollenden Sie, ich bitte, was Sie begonnen. Fahren Sie fort, die Geschichte Ihres unglücklichen Freundes uns mitzutheilen, mit Treue und Wahrheit, ohne andre Rücksichten. Ich bin gefaßt auf Alles was ich ferner noch vornehmen könnte."

Angeregt durch Cölestinens Beispiel, hatte indessen auch der Alte über sein tief erschüttertes Gefühl wieder die Oberhand gewonnen. „Mein

altes thörichtes Herz hat mir abermals einen seiner gewohnten Streiche gespielt," sprach er, indem er mit sichtbarer Anstrengung sich zu fassen suchte. „Meine schöne Freundin und ich, wir alle Beide haben uns wohl zu viel Kraft zugetraut; doch ein schwacher Augenblick droht auch dem festesten Sinn. Jetzt will ich nur suchen, muthig zu Ende zu bringen, was ich vielleicht im Uebermuthe begonnen; zuletzt wird dieses Ende dennoch der Gräfin Cölestine und uns Allen Beruhigung gewähren, die wir es fühlen und wissen, das es noch ein höheres Gut gibt als das Leben."

„Marie," fuhr Meister Hubert jetzt in seiner Erzählung fort, „Marie reiste also unter dem Schutze der Frau ihres Vormundes nach der Schweiz, begleitet von dem ganzen ihr eigentlich sehr lästigen Gefolge, das ihr Gemahl ihr aufgedrungen hatte. Der Aufenthalt in Interlacken zeigte für ihre Gesundheit die erwünschtesten Folgen; im Aeußern blühend gleich einer jungen Rose, im Herzen das quälendste Vorempfinden der unausweichbaren Entscheidung ihres Geschickes, begab sie sich zu der ihr bestimmten Zeit nach Genf. Sie fand ihren Gemahl nicht dort, wie sie es

doch erwartet hatte; ein Brief von ihm benachrichtigte sie, daß unvorhergesehene Ereignisse seine Ankunft um einige Tage, vielleicht um einige Wochen verzögern würden. Des Grafen Sekretär übergab ihr dieses Schreiben, eben jene lange, hagre widerwärtige Figur, die ich früher Ihnen beschrieben habe, und der unangenehme Anblick dieses Menschen machte sie schaudern, als eine böse Vorbedeutung, die ihr im Voraus Alles bestätigte, was sie von seinem Gebieter mit Furcht und innerem Grauen erwartete."

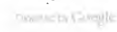
„Die Tage ihrer Freiheit schienen der armen Marie jetzt gezählt. Noch einmal wünschte sie, alles Zwanges baar, sich der schönen Erde zu erfreuen, noch diese kurze Frist zu genießen, ehe sie für immer gefangen sich gäbe. Das Thal von Chamouny lag ihr nahe; nach allen Beschreibungen, die sie davon gehört und gelesen, schwebte es in einem entzückenden Bilde vor ihrer Fantasie, es lockte sie mit unwiderstehlicher Gewalt, und so beschloß sie denn, während der Graf noch ausblieb, die kleine Reise dorthin zu unternehmen, doch um ihrem Gemahl sich folgsam zu beweisen, in Begleitung ihrer ganzen Dienerschaft. Nur die Gattin

ihres Vormundes blieb in Genf, zurückgehalten von unüberwindlicher Furcht vor dem bösen Wege, der ihr als höchst gefährlich beschrieben worden war.“

„Wie Viktor und Marie in Chamouny einander fanden, wissen Sie. Beide fühlten in der ersten Stunde, daß sie zu einander gehörten; und wer möchte es versuchen wollen, die Pein, das Entzücken jener zwei schmerzlich schönen Tage auszusprechen, die sie, abgeschieden von jeder Begränzung des Erdenlebens, wie die seligen Götter dort mit einander verlebten! Marie hatte zu oft, zu viel über das Glück liebend geliebt zu werden, gedacht, um über das sich zu täuschen, was sie für den Einzigen empfand, der an Schönheit, Anmuth und Reinheit des Herzens ihr gleich kam. Sie wußte, daß sie ihn liebte, sie wußte aber auch, daß er von diesem Augenblicke an ihrer nie wieder vergessen könne. Unbegränztes Vertrauen bemächtigte sich Beider schon in den ersten Stunden ihres Beisammenseyns, und dennoch dachte keines von ihnen daran, dem Andern von seiner eignen Stellung im Leben Rechenschaft ablegen zu wollen; geblendet von dem Glanz eines Daseyns, das Beiden zur gleichen Stunde

aufgegangen war, hatten sie alles Uebrige vergessen. Gewiß konnte der Gedanke, meinen Freund irre führen zu wollen, in Mariens reiner Seele nicht entstehen, doch in der unermeßlichen Seligkeit und Qual dieses Findens, um wieder zu verlieren, ging für den Augenblick ihre ganze Vergangenheit ihr unter. Mariens Jugend, ihr ganzes Aeußere eignete sich keineswegs dazu sie für schon vermählt halten zu können; der Glanz ihrer Umgebungen, der vielleicht allein eine Muthmaßung dieser Art erregt hätte, wurde von meinem Viktor über ihre eigene blendende Erscheinung völlig übersehen, oder doch, wenn er anfangs ihn bemerkt haben sollte, völlig wieder vergessen. Sie sahen Beide nur sich und nichts außerdem; was sie für einander empfanden, sprachen sie weder aus, noch suchten sie es zu verbergen; in der vollkommensten Uebereinstimmung ihrer Gemüther verstanden sie einander, wie die seligen Geister im Himmel einander verstehen mögen, ohne des armen Erdbehelfs der Worte zu bedürfen; verstand ich doch oft selbst meinen Freund ganz auf die nämliche Weise."

„Erst als Marie an jenem Morgen auf dem Spaziergange, vom bangen Vorgefühle der nahen



Trennung dazu getrieben, die ganze unselige Verflechtung ihres eigenen Geschickes ihm entdeckte, erst dann sah Viktor schaudernd den Abgrund unter seinen Füßen sich öffnen, der vernichtend seinem Lebensglücke drohte. Sich von Liebesbanden losreißen zu wollen, die mit dem innersten Leben seines Lebens sich verzweigt hatten, vermochte er nicht mehr; all sein Hoffen beruhte jetzt einzig nur auf die wenigen Tage, die Marie sich und ihm noch zum Glücklichseyn vergönnt glaubte; jede Minute der Stunden, die er noch an ihrer Seite zu verleben hoffte, war ihm ein Lichtpunkt, glänzend genug, um eine darauf folgende lange dunkle Lebensnacht zu erhellen. Doch auch diese arme kleine Hoffnung wurde zerstört. Marie erkannte bei ihrer Zurückkunft nach dem Gasthofe schon von ferne den Sekretair ihres Gemahls; dieser brachte ihr die Nachricht, daß der Graf innerhalb zweier Tage bestimmt in Genf eintreffen werde; ihr Herz wollte brechen, aber sie fühlte, daß ihre Pflicht sie sogleich nach Genf zurück berufe — und Glück und Leben schieden sich ihr für immer von einander."

„Nach seiner zweiten Reise nach Chamouny, wohin eine dumpfe Ahnung eines möglichen Wie-

versehens ihn verlockt hatte, blieb Viktor wieder einige Zeit bei mir, doch Ruhe und Frieden waren von uns gewichen. Bange Sorge um Mariens Geschick marterte meinen beklagenswerthen Freund Tag und Nacht; mit tiefgefühltem Schmerze mußte ich es ansehen, wie seine Jugendblüthe an meiner Seite dahin welkte, wie sein schönes Haupt immer tiefer sich neigte, gleich dem Gipfel einer jungen Palme, den der Sirokko versengte. Gaetana hatte sich wieder zu uns gefunden, sie umschwebte meinen trüben Freund, wie das Gespenst eines Todten den Ort umschwebt, wo er im Leben seine Schätze bewahrte. Viktors kalter fester Ernst bannte endlich die einst so liebliche, jetzt so unheimliche Erscheinung, er wollte sie ferner unterstützen, doch er wollte nicht ferner sie sehen; in seinem tiefen Grame hätte er am liebsten, sogar dem Lichte des Tages sich entzogen; doch die stolze Römerin verschmähte jetzt alles, was er ihr bot. Noth und Mangel, verbunden mit dem quälenden Zureden ihrer Mutter, bewog sie endlich einem alten reichen Manne ihres Standes die Hand zu geben, mit dem sie von Rom bald darauf wegzog."

„Nach einigen Monaten verließ auch mein

Freund mich zum zweiten Male, und abermals heimlich. Ich glaubte ihn anfangs auf einer der kleinen Excursionen begriffen, die er oftmals unternahm, wenn der Geist des Unmuthes zu schwer auf ihm ruhte, und von denen er immer nach einigen Tagen wieder zurück zu kehren pflegte; doch dieses Mal blieb er länger aus, und erst spät erhielt ich einen Brief von ihm, weit jenseits der Alpen geschrieben."

„Viktor meldete mir, er sey ohne Abschied gegangen, weil er mein Einreden gefürchtet habe. Ich habe Muth, ein trübes Leben ohne Glück zu tragen, dieses ungefähr waren seine Worte, für mich mache ich keine Ansprüche mehr, doch der Gedanke, daß Marie den Schmerz des Geschiedenseyns mit mir theilt, vielleicht unter Umständen, wo sie ihm endlich erliegen muß, dieser Gedanke ist mir so peinigend, daß ich nicht länger ausdauern kann ohne sie zu sehen, ohne mich zu überzeugen, sie lebe wirklich noch. Ob ich ihr nahen, ob ich auch nur aus der Ferne mich ihr zeigen werde? weiß ich noch nicht. Sollte sie in ihrer jetzigen Lage sich glücklich fühlen, so bleibe ihr Glück durch mich ungestört; leider kann sie es nur

seyn, indem sie meiner nicht mehr gedenkt; ich werde ihr Glück ehren, sie segnen, und dann, dieses hoffe ich von Gott, und dann sterben. Um dieses zu können, bedarf ich weder Klage, noch Mitleid, noch Trost, den Andre mir gewähren können, und darum gehe ich meinen dunkeln Weg allein."

„Der scharfe fremde Ton dieser Worte verletzte mich tief, und steigerte meine Sorge um den Geliebten. Ueberdieß hatten die in Italien sich mehrenden Unruhen schon längst angefangen, mir den dortigen Aufenthalt mannichfaltig zu verleiden; nur die Schönheit des heitern, klaren Himmels, und das Band vieljähriger Gewohnheit hatten bis jetzt mich gefesselt gehalten. Jetzt aber war mit meinem Freunde meine eigentliche Sonne von mir gewichen, darum verkaufte ich sogleich mehrere meiner Bilder, und das mit gutem Glück, und rüstete mich ohne weiteres Bedenken zur Reise nach dem mir sonst so verhaßten Norden; denn mit dieser Sorgenlast auf dem Herzen hätte ich ja im Himmel selbst keine Ruhe finden mögen."

„Ich suchte auf dem geradesten Wege nach Mietau zu gelangen, denn Viktor hatte mich angewiesen, die Antwort auf seinen Brief dorthin zu

senden. Ich beschloß diese ihm selbst zu bringen, ihn nicht vorher von meiner Ankunft zu unterichten, damit der Flüchtling mir nicht abermals entfliehen könnte."

„Tausend Plagen und Beschwerden, von denen ich nie einen Begriff gehabt hatte, drängten auf der Reise sich mir entgegen; mein alternder Körper erlag beinahe der Strenge des ungewohnten Klima: nur die gränzenlose Liebe zu meinem Viktor konnte ihn aufrecht halten. In dem schönen Lande, das ich verlassen hatte, dehnte bei meiner Abreise schon der Frühling gleich einem erwachenden Kinde die rosigen Glieder, Blumen öffneten nach kurzem Schlummer die träumerischen Augen. Ganz anders war es da, wohin ich jetzt gelangte. Hier starrte die verarmte Natur noch in harten eisigen Fesseln, und die Sonne vermochte nur schwach und glanzberaubt das graue Nebelgewölke zu durchdringen. Zu meinem Trost erhielt ich unterwegs oft Kunde von meinem Viktor; denn eine Erscheinung, wie die seine, konnte so leicht nirgend unbeachtet vorüber gleiten, und so hatte ich doch wenigstens die Gewißheit, mich auf dem rechten Wege zu ihm zu befinden."

„Endlich war das Ziel erreicht. Schon wich die Dämmerung der Nacht, als ich äußerlich halb erstarrt, innerlich glühend vor Erwartung, mich nahe vor dem Thore von Mietau befand. In einer kleinen Entfernung von der Stadt zeigte sich mir ein nie zuvor gesehenes Schauspiel, das ich mir anfangs gar nicht zu erklären wußte; ein unabsehbarer langer Streif röthlicher Lichter bewegte sich seitwärts, pfeilschnell lief er über die weite Schneefläche hin, der Stadt zu. Er kam näher, ein seltsames Tönen, ähnlich dem abendlichen Schwirren der Cikaden in meinem Italien, drang durch die scharfe dünne Luft zu meinem Ohr, melodische Klänge andrer Art, vereinigten sich mit jenem Geklingel zu geisterartigen Accorden; ich staunte und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit; endlich kam die Erscheinung ganz nahe, und ich sah mit Bewunderung die Pracht eines mir fremden nordischen Festes, einer unübersehbar langen Schlittenfahrt. Die schönen, mit silbernen Schellen geschmückten Pferde, die Menge der in reichen Livreen schimmernden Vorreiter, der Lichtstrom der zahllosen Fackeln, die Musikchöre, die durch den ganzen Zug hin vertheilt waren, Alles dieses

zusammen gab ein Bild wilder, ich möchte sagen, bacchantischer Freude, dessen fremdartiges Leben mich unwiederstehlich ergriff und begeisterte."

„Gern folgte ich am Thore dem Anrufe still zu halten, und den Prachtzug an mir vorüber zu lassen, der jetzt in die Stadt einziehen wollte. Ein freundlicher Bürger, der sich zu mir gesellte, sagte mir, ich würde in dem ersten der Schlitten den Geber des Festes, den neuen Gouverneur von Mietau erblicken. Jetzt rauschte der Zug an mir vorüber, erst Reiter, Fackelträger, Musikchöre, dann die leichten Schlitten in ihrer blendenden Umgebung, mit Pelzdecken, schimmernd von Sammet, Gold und Stickereien. Hoch wogten die Federbüsche, der auf ihren Schmuck und ihr Geläute stolzen Renner, laut tönte das Jubeln, die Silberglöckchen, das Peitschengeknall, es war als zöge die wilde Jagd an mir vorbei, alle meine Sinne waren bis zur Betäubung angeregt, mein Auge suchte vergebens durch die dichten Schleier, die prächtigen Pelze, die Gestalten der schönen Frauen zu errathen, die hier, wie in einem Triumpfzuge, an mir vorüber glitten. Ihre hinter ihnen befindlichen Führer waren schon knapper

gekleidet, und ich erkannte im ersten Schlitten, zu meiner großen Freude, in dem Gouverneur einen mir wohlbekannten, vornehmen Russen. Er hatte vor einigen Jahren sich in Rom aufgehalten, ich durfte hoffen von ihm wohl aufgenommen zu werden, und durch ihn Nachricht von dem Aufenthalte meines Freundes zu erhalten."

„Immer dichter und dichter rauschte und wogte jetzt das lustige, glänzende Getümmel, Schlitten drängten sich an Schlitten, bis endlich der letzte derselben sich zeigte. Ich faßte ihn schon von fern schärfer ins Auge, weil er der letzte war. — Viktor führte ihn, nein, ich irrte mich nicht, keine Verhüllung konnte diese Gestalt mir unerkenntlich machen. Auch er rauschte an mir heran; indem hob der Luftzug den Schleier seiner Dame, und ließ einen Theil ihres Gesichts mich erblicken; gleich einem Blitzstrahle loderte Erinnerung in mir auf; Marie! rief ich, Viktor und Marie! Sie hörten es nicht und jagten an mir vorbei."

„Ich eilte sogleich von dem Gasthofe, wo ich bald darauf abstieg, in das Haus des Gouverneurs, eben fuhren von dort die Schlitten auseinander, jeder Herr geleitete seine Dame nach Hause, und

ich sah auch den Gouverneur mit der Seinigen an mir vorüber fahren, ohne daß er mich bemerkt hätte. Vergebens suchte ich in seinem Hause die Wohnung meines Viktor zu erfahren; ich fand dort Alles in jener Verwirrung, wie sie unmittelbar nach einem Feste unter der Dienerschaft einer vornehmen Familie zu entstehen pflegt; Niemand wollte den Namen meines Freundes kennen, Niemand mir Rede stehen, der Gouverneur, hieß es, werde vor Mitternacht nicht wieder heimkehren."

„Eine tödlich lange Nacht lag zwischen diesem Abende und dem nächsten Morgen, an welchem ich sogleich bei dem Gouverneur um eine Audienz anhielt, und sie auch erlangte. Er nahm sehr freundlich mich auf, und ließ sogleich in die ihm wohl bekannte Wohnung meines Viktors mich führen."

„Ich fand meinen Freund bleich, erschöpft, in einem fieberhaften Zustande auf einem Ruhebette liegen, von welchem er, durch meinen Anblick freudig überrascht, in meine Arme flog. Ach die wenigen Monate, die er fern von mir verlebte, hatten um viele Jahre ihn älter gemacht! Ich alter Mann brauche mich nicht zu schämen es zu gestehen, ich mußte über ihn weinen, wie eine Mutter über ihr

in Elend vergehendes Kind. Er bemerkte es, entwand sich meinen Armen, und fragte schmerzlich, herzzerreißend, Uberto, warum bist du gekommen?"

„Ich bin nicht hier um von mir selbst zu sprechen; darum schweige ich von dem Schmerz, der immer tiefer, gleich einem Schwerte, durch meine Seele drang, je länger ich meinen unglücklichen Freund sah und hörte. Schon seit mehreren Wochen hielt er sich in Mietau auf, um Marien zu erwarten, die mit ihrem Gemahle dort eintreffen sollte. Was denn weiter mit ihm werden, ob er ihr nahen, ob er ihr sich zeigen werde? darüber hatte er in seiner trüben Unentschlossenheit nichts bestimmt. Er hatte seine Tage dort ganz einsam verlebt, nur den Gouverneur besuchte er zuweilen als einen ihm lieben Bekannten, aus einer frühern, glücklichern Zeit. Alles was dieser versuchen mochte, den Jüngling, der auch ihm werth geworden war, der Gesellschaft zuzuwenden, blieb fruchtlos, bis zu dem Tage der großen Schlittenfahrt, von der ich ein Zuschauer geworden war. Viktors innerer Trieb, der von jeher den blendenden Erscheinungen des Nordens ihn zuzog, erwachte von Neuem in

ihm als er von diesem Feste hörte; aber er sträubte sich lange dagegen, und versprach erst am Morgen des Festes, bei demselben zu seyn, als der Gouverneur ihn bat, an seiner Stelle eine fremde Dame zu führen, die er selbst nun nicht fahren könne, wie er erst sich vorgenommen habe; indem der höhere Rang einer ebenfalls erst angekommenen russischen Fürstin, ihn zwinge diese zu seiner Dame zu wählen."

„Um jeden Rangstreit zu vermeiden, hatte, den Anführer des Zuges ausgenommen, das Loos über die Reihenfolgen der Schlitten entschieden, der Zufall warf meinem Freunde die letzte Nummer zu. Ohne nach dem, ihm in dem Augenblicke ganz gleichgültigen Namen der Fremden, die er führen sollte, sich zu erkundigen, ließ er an die Thüre eines großen, schönen Hauses sich geleiten, um seine Dame abzuholen; eine hohe, schlanke, in Pelzwerk tief verhüllte Gestalt tritt ihm entgegen, sie hebt den Schleier, ihren Führer zu begrüßen, und ganz unverhofft geht meinem Viktor zum zweiten Male die Sonne seines Lebens auf, zum zweiten Mal', auf kalter, lichter Schneefläche, erblüht ihm die Rose des Glücks."

„Was sie während der Fahrt mit einander gesprochen, wußte Viktor selbst mir nicht zu sagen. Erst schwiegen beide, lautlos gaben sie dem entzükkenden Bewußtseyn der Nähe eines geliebten Wesens sich hin; dann hörte Viktor sich verbannen und fühlte doch sich gehalten, und wußte, daß er weder scheiden könne, noch müsse. Keine Klage über ihre Verhältnisse entschlüpfte Mariens Lippen; aber Viktor las dennoch in ihren Blicken mehr, als ihre Worte ihm hätten sagen können; Viktor verschwieg was er bis jetzt gelitten, und Marie wußte es doch. Das Daseyn jedes von ihnen, war der getreue Abglanz des Daseyns des Andern, sie waren Eins, und darum hatte keines dem Andern etwas zu vertrauen."

„Schwindelnd bis zur Betäubung, vor schmerzlichem Entzücken, kehrte Viktor Abends in sein Zimmer zurück. Das Geräusch der heimkehrenden Schlitten verklang in der Ferne, um ihn herrschte tiefe Stille, das Fest war vorüber mit all' seinem Zauber, sein eignes Leben schien es ihm auch zu seyn, eine lange, lange Nacht mußte beidem folgen, keine Auskunft, kein Lichtpunkt zeigte sich mehr. Alles, Alles war vorüber."

„So fand ich ihn, versinkend in Trostlosigkeit.

Ich war bei weitem der Aeltere von uns Beiden, ich hätte auch der Weisere seyn sollen; hätte der Gefahr ihn entziehen, ihn zwingen sollen, augenblicklich wieder mit mir abzureisen ohne sie wieder zu sehen. Was er gewollt, war ja vollbracht; er hatte sie wiedergesehen, lebend, blühend, sein Andenken im treuen Herzen tragend: was wollte er mehr von ihr, dem Eigenthum' eines Andern? Wer aber vermag den ersten Stein auf mich zu werfen, weil ich diese strenge Weisheit nicht zu üben vermochte? Weil ich es nicht über mich gewinnen konnte, meinen ohnehin leidenden Freund so schwer zu verwunden? Außer Marien hatte ich noch kein lebendes Wesen gesehen, das ihm zu vergleichen gewesen wäre. Die Sonne beschien kein zweites Paar gleich diesem; und dieses Paar sollte dem Schmerze der Trennung hoffnungslos erliegen, um einer Convenienzehe willen, die keinen, selbst nicht den Gemahl Mariens beglücken konnte? Mein Freund, seine schöne Geliebte, sollten ihr Leben vertrauern, um den von einer erkrankten Phantasie eingegebenen Wunsch eines längst Verstorbenen, halb Wahnsinnigen, zu befriedigen? Nein, das konnte, das durfte nicht geschehen; ich beschloß, Alles daran

zu setzen um Viktor und Marie zu retten. Graf Czaratowski war katholisch, doch Viktor und Marie waren Protestanten, nichts schien mir leichter, als jene Ehe zu trennen, die nie hätte geschlossen werden sollen. Diese Trennung war der einzige Weg zur Vereinigung des liebenden Paares, und ich beschloß, sie herbeizuführen, und sollte ich auch, um diesen Zweck zu erlangen, den Grafen Czaratowski selbst, den ich noch nicht kannte, von der verschwiegenen Liebe benachrichtigen, die für einen Andern in der Brust seiner schönen Gemahlin in heißer Flamme erglühte."

„Wir blieben also einstweilen in Mietau, und Viktor sah Marien wieder, doch nicht unter dem hohen, von Milliarden Sternen durchblitzten Himmelsgewölbe, wie bei jener Schlittenfahrt. Er sah sie nur in der engen Beschränkung geselligen Zwanges. Ihr reiner hoher Sinn hob Beide so weit hinaus, über alles was an Intrigue und Verstellung gränzte; es fand unter ihnen sogar nichts Verabredetes Statt, daß Viktor nie auf den Gedanken kommen konnte, ein einsames Gespräch mit Marien zu suchen. Nur in den Assambleen durfte er sie von Ferne sehen. Wie der reine schöne Mond,

mitten zwischen Wolkenfratzen hindurch, seine stille Bahn geht, so ging Marie mitten im geselligen Getümmel ihren ruhigen Gang. Nie bot sie dem Freunde Gelegenheit, nur ein unbelauschtes Wort ihr zu sagen, ein zweiter Tantalus, stand er ihr nahe, ohne sie jemals zu erreichen, und kehrte an jedem Abende, neue Qualen im liebekranken Herzen, aus den vornehmen Zirkeln wieder heim, die wir Beide, er und ich, nur um Mariens willen besuchten. Ich selbst verging darüber fast vor Unmuth, Schmerz und Zorn; das konnte und durfte nicht so bleiben."

„Meine unbegränzte Liebe zu meinem Freunde, mag neben der leichtern Sitte Italiens, an die ich gewöhnt war, es entschuldigen, daß ich endlich zu einem durchaus nicht zu lobenden Mittel schritt, um die Liebenden, ohne ihr Zuthun, zu einem ungestörten unbelauschten Gespräche zu bringen, das dann, wie ich mit Gewißheit glaubte, für die künftige Wendung ihres ganzen Lebens entscheidend werden mußte. Ich bewog durch Gold und Schmeicheleien eine der Kammerfrauen Mariens, während Graf Czaratowski abwesend war, meinen Freund in das Zimmer ihrer Gebieterin zu führen. Viktor wurde erst im

Augenblicke der Ausführung dieses Plans von demselben benachrichtiget. Die Lockung war zu stark, sie besiegte die Furcht Marien zu beleidigen; und Marie sah ihn, athemlos, sprachlos vor Entzücken vor sich stehen, ehe sie seines Eintrittes gewahr worden war."

„Nie habe ich ein sterbliches Wesen auf Erden geliebt, wie ich ihn liebte; was er für Marien fühlte, habe ich nie empfunden, daher kann ich nur sehr Unvollständiges von diesem Wiedersehen der Liebenden berichten, obgleich Viktor Tage und Wochen lang mit der schmerzlich schönen Erinnerung daran sich hinhielt, und sie zur nie versiegenden Quelle der Unterhaltung zwischen uns machte."

„Langer Schmerz, überraschende unüberschwengliche Freude, hatte in diesem berauschenden Momente Viktors Liebe zur höchsten Leidenschaft gesteigert. Wild verzweifelnd wagte er es, Marien zu umschlingen, hingerissen von süßem Wahnsinn der Liebe, beschwor er sie, befahl er ihr sogar, ihm zu folgen, ihm, dem ihr eigenstes Leben angehöre, ihm, dem Gott und Natur sie vom Anbeginn an zum Eigenthume bestimmt hätten. Mit glühenden Worten schilderte er ihre Ehe mit dem Grafen

ihr als einen gräßlichen Verrath an sich und ihrem Gemahl selbst, und forderte sein Leben, seine Jugend, seine Seligkeit im Himmel und auf Erden, von ihren Händen."

„Marie zitterte, sie erbleichte; er sah, wie sie, vergehend vor Angst, bittend ihn anblickte, er sah ihre Thränen; und der Sturm der Leidenschaftlichkeit, der in ihm tobte, legte sich plötzlich vor ihrer süßen allgewaltigen Zaubermacht; die hohe Göttlichkeit seiner reinen edlen Natur ging leuchtend aus dem Dunkel der Leidenschaft wieder hervor, die einen Moment sie umdunkelt hatte; sanft wie ein Kind, sank er vor Marien hin, ganz Demuth, Hingebung und Alles opfernde Liebe, bat er sie ihm zu vergeben, daß er ihr gegenüber nur einen Augenblick etwas Anderes habe wollen können, als in schweigender Entsagung ihr anzugehören. Ohne eine Sylbe ihm erwiedert zu haben, ging Marie als Siegerin aus dem furchtbaren Kampfe mit der glühenden Liebe des edlen Jünglings hervor, aber sie sah zugleich den dunkeln Fittig des Todes die schönen geliebten Züge überschatten, und fühlte jetzt, von ihrer eignen Kraft verlassen, die ganze Schwere des Opfers, das ihr Geschick von ihr

forderte. Aufgelöst in Thränen der Angst und der Liebe, flehte sie meinen edlen Viktor um Schutz gegen sich selbst an, und gegen ihr empörtes Herz; sie bat ihn, es nicht zu dulden, daß sie den Schlangenbissen der Reue sich Preis gäbe, es nimmer zu gestatten, daß sie ihm, dem Lichte ihres Lebens, folge, und noch jenseit des Grabes den dunkeln Schatten ihres unglücklichen Vaters durch Ungehorsam beleidige, indem sie von dem Gatten sich trenne, den er ihr erwählt."

„Viktor wandte verstummend sich ab, er ließ ihren Arm, ihren schönen Körper frei, den er in der Gluth der Leidenschaft umschlungen gehalten, er verhüllte sein Gesicht und wollte gehen. Marie, hingerissen von Liebe und Bewunderung, ergriff seine Hand und drückte mit zitternder, glühender Lippe den Scheidekuß ihr auf. In diesem Augenblicke hörten Beide einen tiefen Seufzer; furchtbar, ähnlich dem letzten Stöhnen aus sterbender Brust, drängte der räthselhafte Ton sich zwischen sie hin, und Beide erstarrten in namenlosem Erschrecken."

„Viktor erholte sich zuerst wieder, er durchsuchte das Zimmer, den Vorsaal, Alles war ruhig, nirgend eine lebende Seele; eisige Schauer rieselten

ihm durch Mark und Gebein, indem er sich losriß und das Haus verließ. Als er vor die Thüre desselben trat, hatte spätes, plötzliches Schneegestöber nach langem Frühlingsthauen, die dunkle, schweigende Nacht erhellt, und er fühlte zum ersten Male, bei dieser ihm sonst so lieben, nördlichen Erscheinung, von gewaltsamem Grausen sich ergriffen. Es schien seinen getäuschten aufgeregten Sinnen, als verwandle der Schnee sich in ein weites unabsehbar großes Leichentuch, er sah Mariens Gestalt neben sich, er fühlte, wie das weiße kalte Gewand über ihn, über, sie, über weite Strecken Landes sich lege und durch seine Schwere ihn erdrücke."

„Innere Sorge hatte mich indessen zu Hause keine Ruhe finden lassen, es hatte mich hinaus getrieben, ich war in der Nähe von Mariens Wohnung umhergeschlichen, da fand ich meinen Freund, betäubt, erstarrt, an den Vorsprung eines Hauses gelehnt, und führte den halb des Bewußtseyns Beraubten in unsre Wohnung zurück."

„Die mehrere Tage hindurch währende Betäubung eines hitzigen Fiebers, führte den Unglücklichen über die völlige Trennung von der Geliebten mitleidig

hinweg. Graf Czaratowski hatte schon am nächsten Morgen nach jenem unseligen Besuche, mit seiner Gemahlin die Stadt verlassen, um auf seine Güter zu gehen, und Abschiedskarten, die so oft als Grabschrift eines stillen Glückes an Spiegeln und Toiletten prangen, meldeten auch mir, daß jede Hoffnung für meinen unglücklichen Freund dahin sey."

„Die Nachricht von dieser unerwartet schnellen Abreise beschäftigte die ganze Stadt, und gab zu unzähligen Muthmaßungen und Erdichtungen Stoff. Mich, den sie am nächsten betraf, beschäftigte sie am wenigsten; denn ich saß mit reuerfülltem Gemüthe am Sterbebette meines Freundes, dessen heftiges Erkranken alle meine Gefühle und Gedanken in Anspruch nahm. Die junge, frische Lebenskraft siegte endlich, Viktor erholte sich wieder; aber er stand jetzt vor mir, als wäre er sein eignes Marmorbild, ihm zum Angedenken auf seinem Grabe hingestellt. Nach und nach vermochte er, mir zu erzählen, was in jener dunkeln Stunde zwischen ihm und Marien vorgegangen sey, seine Erinnerung verweilte gern dabei, Stunden lang, bis zur völligen Erschöpfung sprach er mit mir davon, und verlor sich in Betrachtung von Mariens Bilde, dem

einzigen Porträt das er jemals gemalt hat. Uebrigens bezeigte er sich fest entschlossen, den Ort nicht wieder zu verlassen, den Marie durch ihre Gegenwart ihm geheiligt hatte, den Einzigen, wo er hoffen durfte, von ihrem ferneren Leben zuweilen Nachricht zu erhalten. Und ich, ich fühlte zu tief, wie sehr ich durch mein gutgemeintes Einmischen an dem Glücke meines Freundes mich versündigt hatte, als daß ich es hätte wagen mögen, diesen letzten Trost ihm verleiden zu wollen."

„Indessen konnte ich es mir doch nicht verbergen, wie sehr der Aufenthalt im Norden mir mit jedem Tage peinlicher wurde. Ich quälte vergebens mich ab, meinem Freunde den zuletzt zu leidenschaftlicher Qual sich steigernden Mißmuth zu verbergen, der rettungslos mich ergriff. Die Ersten und Vornehmsten des Landes, bemühten sich mich in ihre Kreise zu ziehen; sie zeichneten auf eine mich beschämende Weise mich aus, unmäßige Preise wurden für meine Arbeiten mir geboten, und doch konnte ich meinen, in geistige Untauglichkeit ausartenden Widerwillen gegen dieses Land, nicht unterdrücken. An Malen durfte ich gar nicht denken, kaum vermochte ich es noch zwei Ideen mit ein-

ander zu verbinden. Das fürchterlichste Heimweh hatte mich ergriffen, ich kam mir vor wie ein Gefangener unter Barbaren, und fühlte zu meiner eignen Verzweiflung immer dringender, die traurige Nothwendigkeit, diesen wie Blei auf mir lastenden Himmelsstrich schleunigst zu fliehen, wenn ich nicht zugleich geistig und körperlich zu Grunde gehen sollte."

„Viktor ward meine traurige Gemüthsverstimmung nicht sogleich gewahr, und als er sie bemerkte, gab er sich die größte Mühe, durch mühsam erzwungene Heiterkeit mich tröstend zu beruhigen. Doch diese Anstrengung seiner gebrochenen Kraft vermehrte nur die innere Verzweiflung, mit der ich als den Sklaven vieljähriger Verwöhnung mich betrachtete. Ich hätte mich selbst deßhalb hassen mögen, und doch konnte ich nicht ändern, was mir zur zweiten Natur geworden war. Zuletzt wollte mein Viktor mich bereden, ohne ihn nach Italien zurückzukehren; aber dieses sein Ansinnen wurde von mir auf gleiche Weise abgewiesen, daß er es nie wagte, wieder darauf zurückzukommen. Wie hätte ich ohne ihn leben und glücklich seyn können? — Ach, ich habe seitdem

es wohl lernen müssen — ich habe wenigstens gelebt. Glücklich war ich wohl nie wieder, seit er mir fehlt, froh wohl, zuweilen, aber glücklich? — "

„Der Sommer schlich endlich herbei, auf den Alle, die an mir Theil nahmen, mich vertröstet hatten. Diese trübe, farblose Zeit, ohne Blüthen, ohne Nachtigallen, ohne Sonnenlicht und Sonnenwärme, schien mir noch trauriger als der Winter. Sie strich schnell vorüber, und mein Zustand ward in körperlicher und geistiger Hinsicht immer bedenklicher. Heimweh, unaussprechliche Sehnsucht verzehrten mich; vernichtet, zum Unkenntlichen verändert, fehlte es mir jetzt sogar an Kraft zum Entschlusse fortzugehen; ich war dahin an Leib und Seele, nichts, Niemand konnte mich retten außer Viktor — und er rettete mich, er rettete mich, aber um welchen Preis!"

„Ich gehe mit dir nach Rom, alter Freund!" rief er, von einem langen, einsamen Spaziergange heimkehrend, eines Morgens wie triumphirend mir zu, und ein Strahl meiner hesperischen Sonne, fiel aus seinen klaren leuchtenden Augen, mir erwärmend in das fast erstorbene Herz. „Ich habe

mir Alles wohl überlegt, ich will mit dir in deine eigentliche Heimath, wir wollen wieder mit einander malen, wir wollen wieder für einander leben, wie ehedem. Und hätte ich auch nur noch eine Spanne Zeit, wie ein ganz eignes Vorempfinden mir oft prophezeihen will, so gehört sie dein, diese Spanne, und wir wollen beisammen bleiben, so lange Gott will."

„Lachend, weinend, ihm dankend mit kindischer Freude, schloß ich den edeln, treuen Freund in meine Arme. Neu beseelt ordnete ich auf das schleunigste Alles zu unserer Abreise an. Was von düstern Vorbedeutungen in den Worten liegen mochte, mit denen Viktor seinen Entschluß mir angekündigt hatte, kümmerte mich wenig; ich schrieb seine trüben Ahnungen auf Rechnung des trüben Himmels über unserm Haupte, und war fest überzeugt, daß seine Gesundheit in Italien sich völlig wieder herstellen müsse. Endlich war Alles bereit und wir rollten ohne ferneren Aufenthalt dem theuern Lande meiner Sehnsucht zu, immer noch zu langsam für meine Ungeduld. Bis wir den Norden völlig hinter uns hatten, war mir noch immer zu Muthe, als könne irgend ein feindlicher

Dämon in das Elend der Fremde, in die ertödtende Kälte, uns wieder zurückreißen.“

„Endlich hatten wir die Schweiz erreicht, diesen heiligen Vorhof jenes Zauberlandes, wohin wir strebten. Wonnige und schmerzliche Erinnerungen trieben meinen Freund diesen Thälern und Bergen zu, und ich vermochte nicht mich zu weigern, den Weg mit ihm zu ziehen, der seinem Herzen der liebste war. Ach, mein eignes Herz war jetzt wieder so voll Seligkeit! ich freute mich des Lebens auf unsrer schönen Erde, als wäre ich wieder ein sechzehnjähriger Knabe geworden. Wir befanden uns in der nämlichen Jahreszeit, in der ich vor zwei Jahren mein schönes Italien verlassen hatte; Alles war jetzt umgekehrt, hinter uns lastete noch der traurige Winter, auf dem von der Natur verabsäumten Lande, um uns erwachte der Frühling, schöner, herrlicher, als ich je ihn gesehen zu haben vermeinte, lächelte er aus jedem Strauche, von jeder grünen Matte uns entgegen. Mit unaussprechlichem Entzücken begrüßte ich die hohen Alpen, die Gränzmauer Italiens, und auch in den schönen geliebten Zügen meines edlen Freundes ging bei ihrem Anblick ein Strahl weh-

müthiger Freude auf. Er blickte mit leuchtenden, von dem Himmel in seiner Brust wiederstrahlenden Augen zu den hohen Bergen empor, diesen mächtigen Säulen im Tempel der Natur."

„Viktor war die Reise über ruhig, zuweilen sogar heiter. Er sprach viel und gern von Marien, sogar von der Möglichkeit, ihr unterwegs, oder vielleicht selbst in Italien wieder zu begegnen; denn er meinte, kurz vor unserer Abreise vernommen zu haben, daß ihr Gemahl noch im Laufe des vergangenen Sommers eine große Reise mit ihr antreten wollte. Nur wenn ich der Wahrscheinlichkeit erwähnte, daß der Graf Viktors Besuch bei Marien erfahren, und deshalb Mietau so schnell verlassen habe, wandte dieser schweigend und trübe sich ab, ohne sich darüber weiter aussprechen zu wollen. Auch erwähnte er oft mit der größten Ruhe des Vorgefühls seines nahen Todes, das noch immer ihn nicht verließ; mir machte dieses weiter keine Sorge, ich nahm es für die Nachwehen früherer Leiden, und widersprach ihm nicht, wenn er schwärmend zu höheren Welten sich erhob. Röthete sich doch wieder seine Wange, sah ich ihn doch täglich neue Kraft

gewinnen, war er doch wieder mein, in diesem schönen blühenden Lande, und eilte mit mir jenem noch blühenderen Paradiese zu, wo, meiner festen Ueberzeugung nach, jedes kranke Herz gesunden mußte."

„Ich konnte es meinem Viktor nicht versagen, noch einmal das Thal von Chamouny, den Schauplatz seines kurzen Glückes mit ihm zu besuchen, da wir uns so nahe an demselben befanden, obgleich in meiner Brust eine laute Stimme gegen diese Pilgerfahrt sich erhob. Umsonst warnte mein guter Engel mich; ach, er spricht oft zu uns, und wir verkennen seine Stimme, wir verstehen sie nicht und eilen, mit Blindheit geschlagen, unaufhaltsam mit eigenen Kräften dem Verderben zu."

„Wie vor drei Jahren, breitete ein himmlisch friedlicher Abend über das Thal sich aus, als wir dasselbe betraten; und auch wieder, wie damals, wieder an der nämlichen Stelle, stand jener prächtige Char-a-banc vor der Thüre des Gasthofes. Bedienten in der nämlichen Livree schwärmten wieder umher, und die dicke Duenna wandelte wieder, im eifrigen Gespräch mit demselben widerwärtigen Alten, vor dem Hause auf

und ab. Ich erstaunte! ich glaubte mich von plötzlichem Wahnsinne ergriffen. O, wäre es so gewesen! und hätte ich auch bis an das Ende meiner Tage darin verharren müssen! aber ich war völlig bei Sinnen, mein Auge trog mich nicht, Marie war da; sie hatte, gleich meinem Viktor, noch einmal die Grabstätte ihres Glückes besuchen wollen. Aber sie war nicht allein, ihr Gemahl war mit ihr gekommen."

„Cölestine, lassen Sie uns schnell über Stunden hinweg eilen, deren Erinnerung noch nach sechzehn Jahren wie ein furchtbares Phantom, mich verfolgt."

„Wir waren zu Fuße gekommen, wegen des überfüllten Hauses von keinem der dort anwesenden Fremden bemerkt. Am nächsten Tage wurden noch einige vornehme Russen erwartet, in deren Gesellschaft Graf Czaratowsky und Marie, über Lyon in das südliche Frankreich reisen wollten. Beide hatten an diesem Abende aus großer Ermüdung sich früh in ihre Zimmer zurückgezogen."

„Viktor schrieb ihr — er bat um ein letztes Lebewohl, an der Stelle wo sie einander gefunden, wo Marie zum ersten Male seinem Lebensglücke

das Todesurtheil gesprochen, indem sie die traurige Verwickelung ihm entdeckte, in die ihr Geschick sie verflochten. Er beschwor sie, seinem durchaus verarmten Daseyn diesen letzten Trost nicht zu versagen. Ich wußte, durch die früher mir bekannt gewordene Kammerfrau, Viktors Brief in Mariens Hände zu bringen; ich brachte ihm auch ihre Antwort — Marie gewährte, was er bat."

„Viktor brachte die Nacht wachend zu, still in sich gekehrt, äußerlich ruhig, gleich einem der die Rechnung mit dem Leben abgeschlossen hat, und am Morgen nicht der Geliebten, nein dem Tode, gefaßten Muthes entgegen gehen soll; keine Spur früherer Leidenschaftlichkeit äußerte sich in seinem Benehmen. Der Tag brach an, verhüllt ging die Sonne auf, die Luft war schwül, ein heftiger Südwind strich seufzend von Zeit zu Zeit durch das Thal, und schwieg dann wieder in langen Pausen. Mein Freund drückte, ohne ein Wort zu sagen, mich an seine Brust, und verließ das Zimmer, das Haus! Ich sah durch das Fenster, die beiden hohen Gestalten das Thal hinab sich wenden, Marie hielt einen grünen Zweig in der Hand: so gingen sie dahin im Morgenlichte, ein

Windstoß hob Mariens Schleier, ich glaubte, einen Engel die blendend weißen Schwingen zum Auffluge gen Himmel regen zu sehen. Beide waren mir bald aus dem Gesichte verschwunden.“

„Stunden vergingen, sie kehrten nicht heim, und ich verzehrte mich in unsäglicher Angst. Vergebens ging ich den Weg, den ich sie hatte nehmen sehen; vergebens befragte ich jeden mir Begegnenden; vergebens suchte ich in jeder Hütte am Wege Nachricht von ihnen zu erhalten, Niemand wollte sie gesehen haben.“

Der Himmel trübte sich immer mehr, bei immer drückender werdender Schwüle, folgten immer heftiger, in immer kürzern Zwischenräumen, die Windstöße schneller auf einander, plötzlich hallte im Gebirge ein fernes Rollen, einem einzelnen Donnerschlage ähnlich. Ich hörte es und erbebte in namenlosem Entsetzen, ohne zu wissen worüber. Meine Sinne, meine Nerven geriethen in furchtbare Spannung; einem Wahnsinnigen ähnlich irrte ich bald zwischen den Klüften und Tannen umher, bald trieb die Hoffnung, daß sie wieder zurückgekehrt seyn möchten, mich dem Hause zu; es war jetzt hoch am Tage, die

erwartete Reisegesellschaft langte an, sie bestand größten Theils aus Damen, und jetzt erst ward die Gräfin vermißt; ihre Kammerfrau hatte bis dahin alles Fragen nach ihr abzuwenden gewußt."

„Ihr Zimmer war verschlossen, nach langem vergeblichen Klopfen wurde der Wirth herbei gerufen, um mit seinem Hauptschlüssel es zu öffnen, es war leer; man schloß daraus sie habe einen einsamen Spaziergange unternommen, doch keiner von den vielen Leuten im Hause wollte ihr Weggehen bemerkt haben."

„Sie ist verloren, wenigstens in dringender Gefahr, wenn sie in dieser Jahreszeit sich ohne Führer zu weit gewagt haben sollte, rief der Wirth, und bestand darauf Boten auszuschicken, um auf allen Wegen in der Umgegend die Vermißte zu suchen. Es war zu Anfange des Maimonats, das Thal blühte im üppigsten Frühlingsglanze, doch die wilden Waldbäche, von Eiswasser geschwellt, durchtobten noch das Gebirge; die mächtigen Lawinen drohten; die Berge, die Klüfte, die tiefen Felsenthäler lagen noch voll Schnee; nur die geübtesten Gemsenjäger mochten es wagen, die sonst am leichtesten zu ersteigenden Gebirge zu betreten, welche im hohen Sommer

das Ziel aller Reisenden in diesen Gegenden sind, und konnten es nicht ohne Gefahr."

„Jetzt trat der Graf Czaratowski hinzu, und die Verwirrung ward allgemein. Alle Führer der Umgegend wurden zusammen berufen, die rüstigsten Bewohner des Thales schlossen sich ihnen an; Jeder hatte eine andere Meinung, Jeder glaubte bessern Rath zu wissen, dazwischen tobte heulend der immer steigende Sturm, der Wirth hatte in seinem Hause zu thun, der Graf konnte aus Unkunde der Gegend nichts entscheiden, Jeder suchte seine eigne Meinung geltend zu machen, es ward geschrieen, gestritten, herüber und hinüber, darüber verging die Zeit, der Abend rückte heran als man sich endlich auf machte die Vermißte zu suchen, es ward Nacht, und Keiner kehrte heim, der tröstliche Kunde von ihr gebracht hätte."

„Bis dahin hatte ich den Blicken des Grafen mich zu entziehen gesucht, jetzt aber trieb nicht mehr zu bändigende Angst mich ihm entgegen; er stand, von Bedienten, Frauen und Landleuten umringt, und hörte den Bericht einiger Führer an, die eben von ihren fruchtlosen Nachforschungen zurückgekehrt

waren. Ihm zunächst stand die Kammerfrau, die in Mietau meinen Freund zu ihrer Gebieterin geführt und am gestrigen Abende seinen Brief ihr übergeben hatte. Sie zuerst ward meiner gewahr, und stürzte im nächsten Augenblick, von einem Anfall wahnsinniger Reue ergriffen, zu den Füßen des Grafen hin; laut schluchzend umschlang sie in wilder Verzweiflung seine Knie, und bekannte, am Abende zuvor ihrer Gebieterin einen Brief von einem jungen Manne übergeben zu haben, der zu mir gehöre; den sie früher schon in Mietau heimlich bei ihr eingeführt habe, und mit dem die Gräfin heute bei Tages Anbruch ausgegangen sey."

„Des Grafen verwilderter Blick fiel auf mich. Leichenblässe überzog sein Gesicht, indem er mich wahrscheinlich erkannte, er bebte zurück, wie vor einer giftvollen Schlange, als ich ihm nahen wollte, um ihm alle die Auskunft zu geben die ich zu geben wußte. Schweigend winkte er mich von sich ab, seine Blicke glühten, wie verzehrendes Feuer. Er rang lange nach Athem: „hier gilt es nicht mehr eine im Gebirge Verlorne, es gilt eine auf gangbarem Wege Entflohene zu suchen, und dieses erfordert andre Anstalten, als die bisherigen,"

rief er mit verbißnem Grimme in italienischer Sprache mir zu.“

„Laut schreiend, wie ein verwundeter Wilder, stürzte ich bei diesen Worten auf ihn ein. Diesen entehrenden Verdacht konnte ich auf meinem edlen Freund nicht haften lassen, ich wollte den Grafen fest halten, ich wollte ihn zwingen, mich anzuhören, ich wollte auf jede Weise diese schmähliche Beschuldigung von meinem Freunde abzuwälzen suchen. Vergebens! ich ward, gleich einem Rasenden, von den Umstehenden ergriffen und übermannt; der Graf entwand sich mir, und begann sogleich mit düsterm Ernst, aber rascher Besonnenheit, alle Anstalten zu einer genauen Haussuchung in allen Hütten des Thales zu treffen. Bediente und mit Fackeln versehene Führer wurden zu diesem Zwecke noch in tiefer Nacht ausgesendet. Er selbst machte sich bereit mit grauendem Tage aufzubrechen, um auf dem Wege nach Genf die nöthigen Nachforschungen anzustellen; sein Sekretair erhielt Befehl, auf dem jetzt noch ziemlich gefahrvollen Wege nach Martigny, das Nämliche zu thun, und der widerwärtige Mensch schien dieses Geschäftes sich zu freuen.“

„Durch alle diese Anstalten ward ich selbst fast irre gemacht, und doch lebte in mir die festeste Ueberzeugung, daß nur eine unbegreifliche Verblendung des Grafen sich bemächtigt haben müsse. Es war mir eben so wenig denkbar, daß Marie zu einem solchen Schritte sich habe verleiten lassen können, als daß mein hochgesinnter, edler Viktor den Gedanken gefaßt haben solle, sie dazu aufzufordern. Er hatte sein Zusammentreffen mit ihr, hier an dieser Stelle, nimmermehr vermuthen können, und er war kein schwachsinniger selbstsüchtiger Knabe, der von der Gewalt des Augenblicks zu einer Handlung sich verlocken lassen konnte, gegen die früher sein reines Gemüth sich empört hatte. Ich suchte die Ueberzeugung fest zu halten, daß Viktor und Marie im Gebirge sich verirrt hätten, daß die zu große Ermüdung der zarten, des Gehens ungewohnten Frau, ihre Rückkehr verhindert, und sie an einer, vielleicht sehr unwirthbaren Stelle, festgehalten habe. Daß ein wirklich bedeutender Unfall Beide betroffen haben könne, davon durfte ich nicht einmal die Möglichkeit in mir aufkommen lassen, wenn ich bei Sinnen bleiben wollte. Indessen traf ich doch meine Anstalten zu ihrer

Rettung, als ob eine solche Möglichkeit vorhanden gewesen wäre. Ich wandte die bis zum Morgen mir übrig bleibende Zeit dazu an, mir drei der rüstigsten, der Gegend kundigsten Gemsenjäger zu gewinnen; Stricke, Leitern, warme Decken, Wein, Lebensmittel, Alles, was wir zur Rettung und Labung der Verirrten nöthig zu haben glaubten, wurde mitgenommen. Kaum begann die Kuppel des mächtigen Montblanc in Rosengluth sich zu kleiden, so machten wir uns auf den Weg, während im Thale, der eben grauende Morgen noch mit Nebeln und Dunkelheit zu kämpfen hatte. Wir gingen zuerst dem großen Gletscher am Eingange des Thales zu, der dem Montblanc seine Entstehung verdankt, denn hieher glaubte ich vor Allem, daß die Verlornen sich gewendet haben müßten; es war derselbe Weg, den sie vor drei Jahren, an jenem unseligen Morgen der Trennung, mit einander gegangen waren."

„Heimlich zitternd vor dem Zustande, in dem ich vielleicht die Verlornen finden würde, hatte ich in ängstlicher Eile den Ausgang des Dorfes kaum erreicht, als Graf Czaratowski zu Pferde mich einholte, von einer Schaar Bedienten und Landleute begleitet."

„Wohin am frühen Morgen?“ herrschte er mir zu.

Dreist und bestimmt beantwortete ich seine Frage.

„Ihr Ziel liegt von meinem Wege nicht zu weit entfernt, als daß ich mir nicht das Vergnügen machen sollte, Sie zu begleiten,“ erwiederte er mir mit schlecht verhehltem Ingrimm. „Alle die Leute die Sie hier sehen, sollen Ihnen suchen helfen, was wir wohl schwerlich zwischen den Gletschern finden werden. Doch dem sey wie ihm sey, ich begleite Sie, denn offen gestanden, ich habe nicht Lust, Sie sobald aus dem Gesichte zu verlieren.“

„Ohne ihm nur eine Sylbe zu antworten, setzte ich mit schwellendem Herzen meinen Weg fort; ich fühlte, daß ich schweigen mußte, wenn es mir ferner gelingen sollte, mein empörtes Gefühl zu beherrschen. Wir eilten die grüne Matte hinauf, schon lag das Tannengebüsch dicht vor uns, hinter welchem der Gletscher sich erhebt, der Graf blieb beständig mir zur Seite. Jetzt liefen ein Paar junge Savoyarden herbei, sie weinten, sie schrieen, sie flehten unser Mitleid an; es waren arme Hirten,

der warme Südwind des vergangnen Tages hatte von den höchsten Bergen große Massen von Schnee losgelöst, diese waren auf eine hoch liegende Alpenwiese gefallen, an deren Abhange die armen Savoyarden ihre kleine Ziegenheerde weiden ließen; nur mit Noth hatten die Unglücklichen das eigne nackte Leben gerettet, ihre ganze kleine Heerde, ihr einziger Reichthum auf der weiten Erde, war vernichtet."

„Mein Herz stand bei ihrer Erzählung still, in namenlosem Entsetzen; auch der Graf erbleichte, indem er die Klagen der armen Hirten anhörte, von bangen Besorgnissen sichtbar ergriffen."

„Ich hörte und sah nun nichts weiter. In unaufhaltsamer Eile bahnte ich mir meinen Weg durch das Tannengebüsche, über den Wall von Steingerülle hinweg, der diesen wie alle Gletscher umgibt, und begann zwischen den Eispyramiden hinauf zu klettern. Die Führer hatten Mühe mir zu folgen; sie riefen warnend mir zu, dem lockern Schnee nicht zu trauen, der die Eisfläche bedeckte; doch ich ging meinen Weg fort, ohne auf sie zu achten, bis ich auf einer großen, von Schnee freigebliebenen Eistafel, schwankend

zwischen Freude und Entsetzen, den Abdruck eines kleinen zierlichen Fußes entdeckte. Es war augenscheinlich, Marie hatte hier gewandelt; hoch über uns sich wölbende Eismassen hatten diese Stelle vor dem Schnee geschützt, ihr Engel hatte hier sichtbar gewaltet, um ihre Spur uns finden zu lassen. Der grüne Zweig, voll eben knospender Rosen, den sie wie ich Tages zuvor bemerkte, beim Ausgehen in der Hand trug, lag unfern von dem Abdruck ihres Fußes noch ganz frisch erhalten, vom Winde in eine schützende Ecke hin geweht; ich stürzte auf die Knie, ich küßte unter einem Strome von Thränen das grünende Zeichen der neu belebten Hoffnung, ich war in diesem Augenblicke fest überzeugt, daß die Hand, welche diesen Zweig so wunderbar in der eisigen Wüste erhielt, sich auch über Viktor und Marie schützend ausgebreitet haben würde, um sie vor dem Untergange zu bewahren."

„Unsre Begleiter hatten indessen noch einige, in das aufthauende Eis eingedrückte und übe Nacht wieder festgefrorne Fußtapfen entdeckt. Auf Befehl des Grafen hallte die öde Gegend jetzt von ihrem Rufen, laut, zu wiederholten Ma-

len; doch keine antwortende Stimme ließ sich vernehmen, kein Ton war hörbar, als der Widerhall unsers Rufens, und aus hoher blauer Luft, das Gekreisch eines mächtigen Adlers."

„Neue noch furchtbarere Angst ergriff mich bei dieser Todtenstille, einem Wahnsinnigen ähnlich, wand ich zwischen den Eiszacken mich hindurch, den Gletscher hinauf, um die andre ebenfalls dem Thal sich zusenkende Seite desselben zu untersuchen. Meine Gemsenjäger wollten, der frühen Jahreszeit wegen, von diesem gefahrvollen Unternehmen mich zurück halten, doch da sie meinen festen Willen sahen, blieben sie mir zur Seite. Da standen wir plötzlich vor einer hochaufgethürmten Masse von Schnee; jedes fernere Fortschreiten war unmöglich. Eine Staublawine war hier gefallen, hier, wo seit Menschengedenken, seit Jahrhunderten vielleicht keine — o mein Gott! das war der Donner, den ich am vorigen Morgen gehört! Ich stand am tiefen, kalten Grabe des edelsten Lebens, der Blume der Welt, des Meisterwerkes des Schöpfers. Mariens Schleier schwebte in unersteiglicher Höhe von einer Eiszacke herab, wohin die Windsbraut, die Beglei-

terin jener furchtbaren Lawine, die das unglückliche Paar hier ereilt hatte, ihn geführt. Alles war erfüllt, was Viktor vorempfand, als er an jenem unseligen Abende in Mietau Mariens Haus verließ, der Schnee war zum kalten Leichentuche geworden, das die Liebeglühenden Herzen auf ewig umhüllte. Alle Umstände vereinten sich, um mir eine entsetzliche Gewißheit zu gewähren, der endlich mein Bewußtseyn erlag."

Der Alte beugte jetzt verstummend sein Haupt, und verbarg sein Gesicht mit beiden Händen; Cölestine schluchzte hörbar; keiner der Anwesenden wagte sich zu regen, kaum zu athmen. Endlich nahm Meister Hubert wieder das Wort.

„Nach Wochen lang, in dumpfer Bewußtlosigkeit gekämpftem Ringen mit dem Tode, mußte ich wieder zum Leben erwachen. Ich fand mich in der ärmlichen Wohnung des Pfarrers von Chamouny wieder, dem freundlich milden Arzt und Tröster seiner Gemeinde, in geistiger, wie in irdischer Noth. Zu ihm hatten meine Gemsenjäger mich getragen, als ich, einem Todten ähnlich, an dem weiten kalten Grabe meines Freundes nieder gesunken war, und er hatte gern und wil-

lig mich aufgenommen. An meinem Bette, als meine Pflegerin, saß Gaetana. Ich hatte Mühe, sie wieder zu erkennen, so verändert war ihre Gestalt. Ach! auch diese prachtvolle Blume im Garten Gottes auf Erden, mußte ich dem frühen Verwelken zusinken sehen; kaum war sie noch ein Schatten von dem, was ihre Jugendblüthe gewesen. Das Gerücht von dem furchtbaren Geschicke des noch immer Heißgeliebten, war bis zu ihr nach Turin gedrungen, wohin sie von Rom mit ihrem Gatten gezogen, und keine Macht auf Erden hatte sie abhalten können, die Ihrigen zu verlassen, und dahin zu pilgern, wo, der Sage nach, das Licht ihres Lebens untergegangen seyn sollte. Lange zweifelte sie an der Wahrheit dessen, was das Gerücht von Viktors Verderben erzählte, doch je näher sie dem Ziele ihrer Wanderung kam, je schwankender ward ihre Hoffnung. Die ganze Gegend weit und breit war voll von der traurigen Begebenheit, des Grafen Dienerschaft, die Leute, die er ausgesandt hatte, um seine Gemahlin überall zu suchen, hatten mit der größten Umständlichkeit, und manchem, das Andenken des unglücklichen Paares entehrenden Zusatze, sie ver-

breitet. In Chamouny selbst, ward die verzweifelnde Gaetana, um nähere Nachrichten zu erhalten, an den Pfarrer gewiesen; mein Anblick bestätigte ihr die entsetzliche Begebenheit, die mit gränzenlosem Schmerze sie erfüllte."

„Des Pfarrers frommes Zureden besänftigte nach und nach ihre wilde Verzweiflung; diese ging in tiefe Melancholie über, leise wandelte die Arme, fast gänzlich verstummend, im Hause umher, nahm an keiner äußern Erscheinung des Lebens mehr Antheil, ausgenommen an der Sorge für meine Verpflegung. So fand ich sie bei meinem wiederkehrenden Bewußtseyn an meinem Bette; so blieb sie auch bei unsrer Heimreise, auf der sie ohne Widerstreben sich von mir nach Turin zu den Ihrigen geleiten ließ."

„Während meines dumpfen Hinbrütens war Graf Czaratowski längst abgereist, in einem Zustande von Verzweiflung, dessen Beschreibung mein tiefstes Mitleid erregt haben würde, hätte ich je den Verdacht ihm verzeihen können, den sein mit Argwohn erfülltes Gemüth, auf meinen Freund und dessen schuldlose Geliebte geworfen. Vor seiner Abreise hatte der Graf noch das Unmögliche

versuchen lassen, um die Todten aus ihrem weiten kalten Grabe an das Licht zu ziehen. Seit sechzehn Jahren schlummern sie dort ruhig und ungestört, neue Krystall-Pyramiden aus unvergänglichem Eise haben seitdem über ihre Ruhestätte sich aufgethürmt, zum Denkmal der reinsten und unglücklichsten Liebe."

„Mir ist von meinem Freunde nichts geblieben, als Mariens Bild, das sich in dem Zimmer vorfand, welches ich mit ihm im Gasthofe von Chamouny bewohnt hatte; ich habe diesem Bilde das meines Freundes hinzugefügt, in aller Herrlichkeit seiner Jugendschöne, wie er war, ehe der Sirokko der leidenschaftlichsten Liebe ihn ergriff und die Blüthe seines Lebens versengte. Ich trage beide Bilder, in Viktors Taschenbuche vereint, immer bei mir, und auch die Zeilen, in welchen Marie meinem Freunde versprach, ihn auf dem Todesgange zu begleiten, zu dem er sie einlud ohne eine Ahnung von dessen furchtbarem Ausgange. Das ist Alles, Alles, was von dem Paare mir blieb, welches bestimmt schien die Zierde der Welt zu seyn," setzte der alte Maler mit trübem Blicke hinzu, indem er eine kleine,

durch die Zeit unscheinbar gewordne Brieftasche hervor zog.

„Und diese Zeilen! mein würdiger Freund, lassen Sie durchaus mich klar sehen, verschweigen Sie mir nichts,“ rief Cölestine sehr bewegt, „was beweist der Brief der unglücklichen Marie, für den Zweck jener unheilvollen, Tod bringenden Zusammenkunft?“

„Nichts, was wir nicht schon gewußt hätten, theure Gräfin,“ erwiederte der Alte, indem er aus dem Taschenbuche ein Papier nahm, das er mit schwankender, fast erstorbener Stimme vorlas.

„Ich komme, mein theurer Freund, wie Sie es wünschen; ich komme morgen mit Aufgang der Sonne. Ich ehre dankbar die Wege des Schicksals, das wunderbar und unerwartet uns zum zweitenmale an dieser Stelle zusammen führt, um auf dem freudenlosen Pfade, der uns vorgezeichnet ist, den Trost eines minder stürmischen Abschiedes uns mitzugeben, als unser letzter es war. Am Scheidewege, der für dieses Leben auf immer uns trennt, will ich im Angesichte Gottes, der hier in seinem erhabensten Tempel sichtbarer waltet, das letzte Lebewohl aussprechen.

Mein Herz schlägt ruhig, indem ich dieses niederschreibe, wenn gleich schmerzenvoll. Die Hand, die bis jetzt uns hielt, wird ferner über uns walten; damit wir immer ohne Wanken, ohne Reue, ohne Klage, über die Trümmer unseres Glückes auf Erden, friedlich dahin wandeln können, bis an's Ende."

Marie.

„Und hier, das war mein Viktor, das war Marie," sprach der Alte, indem er mit bebenden Händen das Taschenbuch vollends auseinander schlug. Er reichte mit abgewendetem Blicke es Cölestinen hin, dann schritt er der Thüre zu, langsam, unhörbar, gleich einem Schatten, durch die lange Reihe der Zimmer hindurch, und war verschwunden.

„O, Raimund! o, mein Bruder!" rief Cölestine mit strömenden Augen, indem sie die Bilder betrachtete und an ihre Lippen drückte. „Ja," setzte sie, gegen die Anwesenden gerichtet, mit strahlenden Blicken hinzu, welche in Thränen glänzten, „mögen Sie Alle, mag die ganze Welt es jetzt erfahren! Viktor war mein Bruder, mein geliebter unglücklicher, mein, o wie lange und wie schmerzlich beweinter Bruder! Sein trübes

Geschick war mir nie deutlich geworden, bis zu dem heutigen Tage, der endlich den lange Verkannten mir schuldlos zeigt, ihn, dessen Andenken die Ahnung von schwerer, furchtbar gerächter Schuld, bis jetzt mir trübte. Und dieser Brief, Mariens theure Zeilen! — o Gott, wie dank' ich dir für diese schmerzlich schöne Stunde!

Ein neuer Strom von Thränen erleichterte ihre gepreßte Brust. Sie weinte lange und so recht aus dem Herzen wie ein Kind, trocknete dann ihre Thränen und blickte freundlich die Umstehenden an, die sich theilnehmend um sie her gedrängt hatten.

„Der Zufall," sprach die schöne Frau, „hat in diesen Abendstunden Sie Alle aus lieben geehrten Bekannten, mir zu vertrauten Freunden gemacht; denn spät erst, zu spät, um die Unterhaltung abbrechen zu können, ward ich gewahr, wie nahe die Erzählung des Meisters Hubert, die tiefsten verborgensten Saiten meines Gemüthes berühren würde. Ich bin der Theilnahme die Sie mir beweisen, es schuldig, Ihnen zu erklären, wie es möglich ward, daß ich erst heute, nach so vielen Jahren, von der Begebenheit deutliche und umständliche Kunde erhielt, die meinen einzigen Bru-

der einst dem Untergange zugeführt hat. Ich will es jetzt gleich, ehe wir für diesen Abend auseinander gehen; in der gewaltsamen Aufregung aller meiner Gefühle, in der ich mich befinde, werden meine Kräfte dazu ausreichen; eine zweite Unterhaltung dieser Art würde zu schmerzlich mir seyn. Ich möchte sie vermeiden, und doch nicht in zweideutigem Lichte mich Ihnen zeigen."

„Raimund war mein Bruder, mein einziger Bruder," begann Cölestine nach einer kleinen Pause. „Er hieß Raimund Viktor, wir waren im Hause gewohnt ihn bei seinem ersten Taufnamen zu nennen, und der zweite kam darüber ganz in Vergessenheit; daher erkannte ich ihn in der Erzählung seines alten Freundes nicht gleich. Er war um mehrere Jahre älter als ich; selbst damals, als wir vor sechzehn Jahren ihn verloren, war ich den ersten Kinderjahren kaum entwachsen; auch habe ich den geliebten Bruder nur selten, während der kurzen Besuche, die er bei meiner Mutter ablegte, gesehen, und wußte wenig von seinen Verhältnissen. Denn Gründe mancherlei Art, besonders eine sehr geschwächte Gesundheit, bewogen meine Mutter, mit mir theils in Genua, wo sie

die Seebäder brauchte, theils auf unsern Gütern im südlichen Deutschland zu leben. Ungemäßigte Liebe zur Kunst, nebst meines Bruders Bestimmung für dieselbe, gaben hingegen meinem Vater Veranlassung, sich meistentheils in Rom aufzuhalten.“

„Unerachtet meiner großen Jugend, unerachtet der Seltenheit seiner Besuche, war doch die Erscheinung meines Bruders das erste Licht, welches mein Leben erhellte. Die seltne Schönheit seiner Gestalt, seine geistigen Vorzüge, seine milde Freundlichkeit gegen mich, die an Bewunderung gränzende Auszeichnung, die von Allen ihm ward, welche ihm nahten, machten, daß ich wie zu einen Wesen höherer Art zu ihm hinauf sah; damals war ich stolz darauf ihn meinen Bruder nennen zu dürfen, und ich danke Gott, daß ich jetzt wieder es seyn darf, daß die Wolke hinweg schwand, die sein Angedenken mir verdüsterte.“

„Er starb ferne von uns, die Art seines Todes wurde mir verhehlt, kaum daß man mir gestehen mochte: ich hätte ihn verloren. Ich mußte meine Thränen um ihn ersticken, denn jede Erinnerung an ihn wurde mit großer Aengstlichkeit vermieden, Vater und Mutter erschracken jedes

Mal, wenn zufälliger Weise sein Name in ihrer Gegenwart ausgesprochen wurde: und doch bezeugte die tiefe Betrübniß meiner Aeltern, daß sein Verlust ungewöhnlich hart sie verletzt haben müsse. Seit Raimunds Tode trugen die edlen Züge meines Vaters unabänderlich das Gepräge düstern Kummers, und meine fromme Mutter legte nach dem Glauben ihrer Kirche die strengsten Bußübungen sich auf, die ihre Gesundheit völlig zerstörten. Oft lag sie Stunden lang auf den Knieen, und ich hörte für das Heil der Seele meines Bruders sie inbrünstig beten; einige Worte, die ihrem Schmerze entschlüpften, als ich sie einst mit Thränen bat sich so nicht hinzuopfern, ließen mich errathen, daß mein Bruder im Augenblick einer schweren Versündigung von Gottes Strafgericht getroffen, ins Grab gesunken sey; und nun war auch meiner jungen Seele der Frieden entflohen. Ich versank in tiefen verborgenen Kummer, unnennbares Grausen ergriff mich, wenn ich meines armen Bruders gedachte, und doch war es mir unmöglich, an seine Schuld zu glauben. So lange sein Verbrechen mir nicht genannt wurde, sah ich keine Möglichkeit, ihn mir ganz schuldlos zu denke;

der heiße Wunsch dieses zu können, verfolgte mich Tag und Nacht, und die Dunkelheit, die man absichtlich über alles verbreitete, was den Unglücklichen betraf, vermehrte die Angst die mich quälte. Eine alte Kammerfrau meiner Mutter vertraute mir endlich: Raimund, denn so nannte sie ihn wie wir Alle, Raimund habe eine unglückliche Dame von hohem Range ihrem Gemahle entführt, und ein aus heiterm Himmel herabfahrender Blitz, habe beide Verblendete in ihrer strafbaren Sicherheit erreicht und zerschmettert."

„Obgleich meinem hellen gesunden Verstande das Mährchenhafte und Uebertriebene nicht entging, welches in dieser Erzählung liegen mochte: so ergriff mich dabei doch unaussprechliches Entsetzen und Grausen. Nicht zu beschreibende heimliche Angst, vertilgte von nun an jede Spur jugendlichen Frohsinnes aus meinem Gemüthe. Ich war zwölf Jahr alt, größten Theils im üppigen Italien aufgewachsen; aber meine wahrhaft tugendhafte Mutter, hatte in gänzlicher Unbekanntschaft mit der Möglichkeit des Lasters mich aufwachsen zu lassen gewußt: und so blieb fast Alles, was ihre Kammerfrau mir vertraut hatte, mir unverständlich: aber diese hatte hinzugesetzt, daß der Gemahl jener unseligen

Frau als ein Wahnsinniger die Welt seitdem durchirre, und das war der einzige Punkt, den meine jugendliche Fantasie festzuhalten verstand. Was mein Bruder verbrochen haben sollte, um die sichtbare Hand der strafenden Gerechtigkeit Gottes auf sich zu ziehen, begriff ich nicht, so viel ich auch ins Geheim darüber nachdachte; aber das Bild jenes, durch meines Bruders Schuld, die Welt wahnsinnig Durchirrenden, schwebte mir dennoch immer vor, schreckte aus bangen Träumen mich auf, und zerstörte einstweilen völlig den Frieden meiner schuldlosen Kindheit.“

„Kaum war seit dem mir unbegreiflichen Untergange meines Bruders ein Jahr mir trübe und freudenlos vergangen, als ich auch meine geliebte Mutter durch den Tod verlor; sie hatte ins Grab sich gehärmt!“

„Dieses große Unglück, wohl sonst das größeste, was eine unmündige Tochter erleben kann, rettete mich vielleicht dennoch dieses Mal, vor dem Untergehen in Tiefsinn und religiöser Schwärmerei. Mein Vater brachte mich nach Paris zu seiner dort lebenden Schwester; unter der Leitung dieser vortrefflichen, hochgebildeten, ungeachtet ihres langen

Aufenthalts in Paris, deutsch gebliebenen Frau, gewann meine geistige Bildung eine ganz andere Richtung. Auch mein Vater starb bald nach meiner Mutter, meine Tante nahm mich völlig an Kindes Statt an, das wirkliche Leben erfaßte mich mit seinen Leiden und seinen Freuden. Es entriß mich der Traumwelt, in welcher ich bis dahin gelebt hatte, und in der mich zu verlieren ich in Gefahr gewesen war."

„Dennoch blieb Viktors eigentliches Schicksal mir immerfort ein unauflösliches Räthsel, das in jeder einsamen Stunde mich schmerzlich beschäftigte, und dessen tröstende Lösung mir erst heute völlig ungestörten Frieden wiedergibt."

Cölestine verstummte hier, sichtbar erschöpft, und die Gesellschaft entfernte sich bald darauf, und ließ ihr Zeit, im Nachdenken und in dem Betrachten der beiden, ihr von dem alten Maler zurückgelassenen Gemälde, Beruhigung zu suchen. Sie eilte mit diesen in ihr einsames, an ihr Wohnzimmer anstoßendes Kabinet, und zu ihrem großen Erstaunen trat Meister Hubert, den sie längst daheim zur Ruhe glaubte, ihr in demselben entgegen.

„Zürnen Sie nicht, edle, schöne, meinem alten

Herzen jetzt so nahe verwandte Frau," sprach der Maler, fast demüthig, „zürnen Sie nicht, daß ich hieher mich schlich um Ihrer zu harren, hieher, wo ich, während Alle entfernt mich glaubten, jedes Ihrer Worte vernahm. Ja, Sie sind die echte Schwester meines Viktors, die echte Schwester seines edeln, reinen Gemüthes! Ich konnte es länger nicht ertragen, mich und meinen Schmerz fremden Blicken Preis geben zu müssen, es war mir unentbehrlich ein Paar Minuten mit mir allein zu bleiben: und dennoch fühlte ich unwiderstehlich mich getrieben, Ihnen noch Manches zu vertrauen, Ihnen allein. Ich habe noch etwas auf dem Herzen, das ich in ihre Hände niederlegen muß. Lassen Sie mich jetzt vollenden, gütige Frau, das Leben ist kurz, meine Tage, ich sollte sagen, meine Stunden, sind gezählt. Ich habe keine Zeit mehr zu verlieren."

Mit der ihr eigenthümlich milden Freundlichkeit suchte Cölestine den noch immer sehr bewegten Greis zu beruhigen. Sie versicherte, daß sie seiner, in dieser Stunde unerwarteten Erscheinung sich sogar freue; „denn," setzte sie hinzu: „denn auch ich habe etwas auf dem Herzen."

„Von Gaetana möchte ich noch mit Ihnen sprechen,“ nahm Meister Hubert das Wort, indem er an Cölestinens Seite sich niederließ, „von der armen unglücklichen Gaetana, dem dritten Opfer jener unseligen Leidenschaft, das noch zur Stunde, in tiefem Schmerz, ein selbst gewähltes, dunkles Daseyn, um Viktors willen mit Heldenmuthe trägt. Die edle Gräfin Cölestine wird nicht mit Verachtung auf jene Unglückliche herab sehen, weil diese in ihrer Niedrigkeit es wagte, das Auge bis zu dem Bruder derselben zu erheben; sie wird mit mir das Geschick eines ausgezeichneten Wesens beklagen, das, zu besseren Hoffnungen berechtiget, an der Gluth seines heiligsten Gefühles zu Grunde gehen mußte.“

„Ich verließ Gaetana in Turin, sobald ich sie den Ihrigen wieder übergeben hatte, und ließ nun in Florenz mich nieder. Denn nach Rom, und in meine dortige, verödete, ausgestorbene Wohnung, konnte ich ohne ihn, der mir Alles gewesen war, nicht wieder zurückkehren. Ich suchte fortan Beruhigung, wo ich allein sie finden konnte, in dem wohlthätigen Fluch, mit dem Gott die Menschheit gesegnet, in emsiger fleißiger Arbeit, und in dem

Einzigen, was ein freundliches Geschick mir schon bei meiner Geburt zum Troste auf dem Lebenswege mitgegeben, in der Liebe zur Kunst, und dem eifrigen Bestreben sie würdig zu üben. Ich malte und zeichnete fast Tag und Nacht, nicht um darüber zu vergessen, sondern um männlich tragen zu können, was sich nie vergessen läßt. So allein durfte es mir gelingen, mein Leben von einem Tage zum andern zu fristen, ohne meinen Geist in dumpfer Trostlosigkeit versinken zu lassen. Doch anders war es mit der armen Gaetana. Die beschränkte Thätigkeit, welche ihr einfaches Leben der, ohnehin nach italischer Art, nicht an häuslichen Fleiß gewöhnten Frau erlaubte, war nicht hinreichend, um sie über den Schmerz aufrecht zu erhalten. Ich erkundigte mich anfangs oft nach ihr, ich vernahm wie sie absichtlich über ihrem Gram brüte, wie sie oft Wochen lang kein einziges Wort spräche, um ein Gelübde, das sie sich auferlegt, zu erfüllen. Ich hörte, daß sie in Kirchen und an heiligen Stätten, oft halbe Tage vor den Altären auf ihren Knieen betend läge, und mit wunden blutenden Sohlen, die beschwerlichsten Wallfahrten vollbringe. Ich hörte, daß ihre Bekannten

sie bald als eine Heilige verehrten, bald als eine halb Wahnwitzige sie vermieden. Das Herz that bei diesen Berichten mir weh, und ich ließ demnach bald davon ab mich nach ihr zu erkundigen, um, da ich hier nicht helfen konnte, meines eignen Gefühles zu schonen."

„Mehrere Monate waren auf diese Weise mir vergangen. Ich saß eben in meiner Werkstatt, und malte mit Eifer und Begeisterung an einem Altarbilde, einer Mater Dolorosa, als ein Geräusch mich bewog, von meiner Staffelei aufzusehen. Warlich, im ersten Erstaunen glaubte ich eine geistige Erscheinung zu erblicken, ob außer mir, ob innerlich, von meiner lebhaft angeregten Fantasie gebildet? ich wußte es nicht. Tief verhüllt in dunkle Gewänder, stand eine lange, hagere, weibliche Gestalt vor mir, sie schlug den schwarzen Schleier ein wenig auseinander, ich sah ein todtenbleiches Gesicht, ich sah ursprünglich regelmäßige Züge von tiefem Seelenleiden zerstört, ich sah tief liegende, völlig ausgeweinte, jedes vormaligen Glanzes beraubte Augen, die in alter Zeit wohl eine Welt hätten in Flammen setzen können; es war ein herzzerreißender Anblick! Sie trug unter ihrem Mantel

ein wenige Monate altes Kind in den Armen, sie bückte sich und legte es schweigend zu meinen Füssen hin. Als sie sich wieder aufrichtete, erkannte ich erst, an einer ihr ganz eigenthümlichen Bewegung, die arme Gaetana."

„Meister, ich bringe dir mein erstgebornes Kind," sprach sie. „Schmerz und Entsetzen seiner Mutter haben es nicht getödet, ein Wunder hat es erhalten, und es ist zu Großem bestimmt. Eine Stimme, die wir beide im Leben nie wieder hören werden, hat mir im Traume geboten es dir zu bringen, du sollst es erziehen. Auch meine Stimme verklingt heute für diese Welt, ich werde nie mehr anders als zu Bußpsalmen sie erheben. Meine Stätte im Kloster der büßenden Schwestern ist bestellt, ich trete von deiner Schwelle aus der Welt hinaus, um für die Seele jenes Unglücklichen, der mitten im Taumel der Freude, unversöhnt, ohne geistlichen Segen aus dem Leben gerissen ward, die strengste Buße zu üben."

„Erschüttert war ich aufgesprungen, alles Ueberredende, was das tiefste Mitleid, der innigste Wunsch, die Unglückliche von ihrem Entschlusse abzubringen, mir eingeben konnte, wurde vergebens

von mir angewendet. Das nämliche, den Namen meines edeln Freundes schändende Gerücht, das einst Cölestinens glückliche Jugend trübte, war auch bis zu der armen Gaetana hindurchgedrungen. Die schwärzeste Verläumdung, hatte unter dem Schleier des Wunderbaren, bei dem Volke Glauben gefunden, dem alles Abentheuerliche willkommen ist. Es war mir unmöglich, die verblendete Gaetana zu überzeugen, daß der reine, edle, gewiß jetzt selige Geist unsers Verklärten, weder ihres Opfers noch ihrer Fürbitte bedürfe. Ihre Fantasie war mit dunkeln Schreckbildern erfüllt, ihre Priester hatten ebenfalls das Ihrige dazu gethan, um sie in der qualvollsten Angst um das Heil der Seele ihres Geliebten zu bestärken; und so mußte ich geschehen lassen, was nicht zu ändern stand. Gaetana legte in einem Kloster des strengsten Ordens das schauerliche Gelübde ab, das von jedem Leben außerhalb der düstern Mauern desselben sie trennt; ihr Kind habe ich nach meiner Art erzogen. Und jetzt, edle Gräfin, jetzt möchte ich die arme Lili zu Ihren Füßen hinlegen, wie ihre Mutter einst zu den meinen sie legte. O nehmen Sie sie auf; denn diese letzte zarte Blume, die

das Schicksal auf meinem Lebenspfade mir pflanzte, will unter meiner Pflege nicht gedeihen, das sehe und fühle ich deutlich und schmerzlich. Mein Gemüth ist längst dem Leben abgestorben, ich scheide wohl bald gänzlich daraus; Lili bleibt dann ein Fremdling in einer Welt, in der sie leben muß, und in die ich sie nicht mehr einführen kann. Nehmen Sie das Kind auf, um Viktors willen," bat der Alte, sichtbar beklommen über Cölestinens fortwährendes Schweigen.

Cölestine hatte bis jetzt sanft weinend da gesessen. Von ihrem Gefühle überwältigt, vermochte sie es nicht sogleich, dem Meister Hubert zu antworten. „Tausend, tausend Mal willkommen sey mir Ihr liebliches Geschenk, das Kind meiner beklagenswerthen Schwester!" rief sie endlich; „Gaetana ist dem Herzen nach meine Schwester, das spreche ich mit voller Ueberzeugung aus, und Lili soll erfahren, daß ich mich ihr nahe verwandt fühle. Ich will es versuchen die Ungleichheit unsers Geschickes wieder auszugleichen, so viel ich dieses kann. Das nämliche Gefühl, das die arme Gaetana aus der schönen heitern Welt in eine düstre Klosterzelle trieb, das nämliche Gefühl mußte mich Glücklichere

in die Arme des edeln Mannes bringen, dem mein ganzes Daseyn durch Liebe und Treue geweiht ist; denn, Hubert! lieber, alter Freund, Graf Czaratowski, den Sie verkennen und verkennen mußten, Graf Czaratowski ist Strahlenfels, ist mein Gemahl. Wie war es nur möglich, daß Sie ihn nicht wieder erkannten?“

Hubert blickte starr, gleich einem halb Träumenden, die Gräfin an. „Bin ich denn dazu verurtheilt, gleich einem Blinden durch das Leben zu wandeln?“ hub er endlich an. „Das also war es, was in seiner Nähe, so sehr ich auch dagegen ankämpfen mochte, mir immer so zentnerschwer die Brust belastete. Mein Herz war mir aber dennoch treuer, als diese alten, halb erblindeten Augen,“ setzte er, gleichsam für sich leise redend, hinzu — „freilich sechzehn Jahre sind eine lange, lange Zeit! Damals stand er rüstig in voller Jugendkraft vor mir, der Schmerz, das Entsetzen haben die hohe Gestalt niedergebeugt, sie haben die braunen Locken vor der Zeit gebleicht; ist doch auch erst seitdem der Schnee des Alters auf mein Haupt gefallen! Ich glaube es wohl, auch er konnte in diesem kraftlosen, zitternden Greise den nicht wieder

erkennen, der damals zwischen den Bergen — fort, fort mit der Erinnerung daran, sie thut hi.: kein gut," rief der Alte, plötzlich heftiger werdend — „nein, nein, edle theure Freundin, ich will Ihnen nicht wehe thun, ich will suchen zu vergeben, kann ich gleich nicht vergessen. Ich danke nur Gott, daß er seitdem jenen Namen abgelegt hat, was denn freilich ihn mir ganz unkenntlich machen mußte, jenen Namen, der die entsetzlichsten Erinnerungen in mir weckte, jenen Namen, dessen barbarischer Klang mein Herz, wie mein Ohr gleich verwundete."

„Er hatte den Namen Strahlenfels schon früher neben dem Seinen geführt, als Bedingung einer, von Seiten eines Bruders seiner Mutter ihm zugefallenen Erbschaft," sprach Cölestine, und war herzlich froh, durch diese Erläuterung die Gedanken des Alten einstweilen von Erinnerungen ableiten zu können, welche ihn zu sehr aufgeregt hatten. „Es war wohl natürlich, daß er nach jener fürchterlichen Katastrophe, seinen eignen Familiennamen im gewöhnlichen Leben völlig ablegte, besonders da er fortan immer in der Fremde lebte. Dieser Name konnte auch in ihm nur die traurigsten Er-

innerungen erwecken, und machte ihn obendrein zum Gegenstande allgemeiner Neubegierde, weil das Geschick, welches ihn betroffen, damals bei der Welt noch in frischem Angedenken stand."

„So ist es, so ist es," sprach halb unbewußt der sich allmählig beruhigende Greis.

„Auch mit Ihnen, würdiger alter Freund, ist gewiß seitdem im Aeußern eine große Veränderung vorgegangen; sonst müßte er wenigstens Sie doch erkannt haben," fuhr Cölestine fort. „Monate lang wandelt er nun neben Ihnen her, und ehrt und liebt Sie, als den innigsten Freund unsers Hauses."

„Ich bin überzeugt," fiel Meister Hubert ein, „daß der Graf in Mietau meine und meines Freundes Existenz kaum bemerkt hat, wahrscheinlich hat er nie unsre Namen gewußt, da wir nie in Versuchung geriethen uns ihm nähern zu wollen."

Ein auf dem Flügel im Nebenzimmer leise angeschlagener Accord, verrieth in diesem Augenblick Lili's Nähe. Die arme Kleine, des langen ungewohnten Alleinbleibens müde, hatte aus der nahen Wohnung des Malers sich fortgeschlichen, um den geliebten Meister dort aufzusuchen, wo sie gewiß war ihn zu finden.

Cölestine umarmte das Kind, und drückte es fest an ihre noch immer sehr bewegte Brust. „Lili," sprach der Alte mit fast gebrochener Stimme, „Lili, dir widerfährt heute ein Heil, dessen ganzen Werth du erst später wirst fühlen können, du hast eine Mutter gefunden."

„Mutter?" erwiederte die Kleine verwundert, „ich habe noch nie eine Mutter gehabt."

Indem Cölestine an jenem Abende die Gesellschaft über ihr Verhältniß zu dem unglücklichen Viktor aufklärte, hatte sie mit feinem Takt dennoch Manches unerörtert gelassen, was nicht ganz für jene Versammlung gehörte, und deßhalb hier am Schlusse dieser Erzählung nachgeholt werden soll. Sie hatte zum Theil die Tiefe des Eindruckes verschwiegen, den die Beschreibung des Zustandes, in welchem Mariens unglücklicher Gemahl zurückgeblieben seyn sollte, auf sie gemacht hatte; und dennoch war dieser Eindruck so groß und peinigend gewesen, daß Cölestine gewiß kein Opfer gescheut haben würde, um nur diese Schuld von ihrem unglücklichen Bruder abzuwälzen. Der Wunsch, etwas Näheres von dem Geschick des Gemahls der To-

desgefährtin ihres Bruders zu erfahren, quälte sie noch, als sie längst in Paris unter dem Schutze und der Leitung ihrer Tante gelernt hatte, das Leben mit helleren Blicken zu betrachten.

Sie war sechzehn Jahr alt, als Graf Strahlenfels in dem Hause ihrer Tante eingeführt wurde. Die edle imposante Gestalt des ernsten Fremden, die düstre Melancholie, welche gleich einem Trauerschleier über sein ganzes Wesen verbreitet war, machte auf ihr junges Herz großen Eindruck; wie denn überhaupt Erscheinungen dieser Art, für jugendliche Gemüther gewöhnlich eine eigne Anziehungskraft besitzen. Cölestine konnte es nicht lassen, sich dem Manne zu nähern, der zwar auch ihren Jugendgefährtinnen ein auffallendes Interesse einzuflößen wußte, vor dem aber diese dennoch ein heimliches Grauen empfanden. Niemand wußte den verborgenen Grund des Kummers zu deuten, der ihn drückte; die Sage ging zwar, er traure noch immer um den Verlust einer geliebten Gemahlin, die der Tod schon vor mehreren Jahren ihm von der Seite gerissen, aber er selbst vermied sichtlich ein jedes Gespräch, das auf ein Ereigniß dieser Art hindeuten wollte; und da in seinem Benehmen

etwas lag, das jeden unberufenen Frager zurückschreckte: so wurde es der Neugier unmöglich, sein dunkles Geheimniß zu ergründen.

In Cölestinen blitzte zwar zuweilen der Gedanke auf, der düstre Fremde wäre vielleicht gerade jener unglückliche Gatte, dessen furchtbares Geschick seit Jahren ihre Phantasie beschäftigte, und ihr Herz mit theilnehmender Trauer erfüllte; doch alles, was sie von ihm sah und erfuhr, widersprach dieser Vermuthung zu sehr, als daß sie ihr hätte Raum geben mögen; vor Allem der deutsche Name desselben, der so gar keine Aehnlichkeit mit jenem, welschen Zungen unaussprechbaren Namen hatte, den man ihr freilich, bis zum Unkenntlichen verstümmelt, genannt, und die Klarheit, das ernst Verständige in seinem Benehmen, das keine Spur von dem Wahnsinne zeigte, in welchem jener, den sie suchte, der Sage nach verfallen seyn sollte. Von ihrer Tante konnte Cölestine über keinen, Viktor betreffenden Umstand, Auskunft erhalten; denn der Name desselben durfte eben so wenig vor ihr, als ehemals vor seinem Vater genannt werden. Doch, unerachtet der Ungewißheit, in welcher Cölestine, in Hinsicht auf den räthselhaften Fremden, verharren

mußte, bemühte sie sich dennoch fortwährend ihn zu erheitern; sie merkte bald wie wohl dieses ihm that; er ward ihr dadurch noch werther, und sie weinte herzlich ihm nach, als er nach einiger Zeit Paris verließ, und mußte seitdem immer mit Theilnahme seiner gedenken.

Einige Jahre vergingen, in denen Cölestine zu immer größerer Vollkommenheit sich geistig und körperlich entwickelte. Viele trugen ihr Liebe und Bewunderung entgegen; doch ihr Herz blieb dabei frei und unbefangen, und das Bild des trüben dunkeln Fremdlings, wurde durch die glänzende fröhliche Gegenwart nie gänzlich aus ihrer Erinnerung verdrängt.

Das herumschweifende Leben, welchem Graf Strahlenfels seit Mariens Verlust sich ergeben hatte, führte ihn endlich wieder nach Paris und zu Cölestinen zurück. Er staunte über die fast unglaubliche Veränderung, welche nur wenige Jahre in ihrer äußern Erscheinung hervorgebracht hatten; doch ihr Inneres war unverändert geblieben, voll Güte und Theilnahme gegen ihn. Täglich fühlte er tiefer, daß dieses reizende liebenswürdige Geschöpf, das einzige Wesen in der Welt sey, welches sein trübes Daseyn erheitern könne; er wagte es

Cölestinen dieses zu gestehen, und sie reichte liebevoll ihm die Hand, um mit ihm vereint den Pfad des Lebens zu gehen.

Abermals fiel beim Unterschreiben des Ehekontrakts Cölestinen die Wahrscheinlichkeit ein, daß Graf Strahlenfels der von ihrem Bruder so schwer Verletzte sey, indem sie zum ersten Mal seinen ganzen Namen: Czaratowski, genannt Strahlenfels, ihn unterschreiben sah. Die Aehnlichkeit des Klanges des ersten Namens, mit dem, welchen sie fast ganz unverständlich hatte aussprechen hören, schien ihr unverkennbar; aber so viel Mühe sie sich auch deßhalb geben mochte, so konnte sie doch nie darüber ins Klare kommen; denn der Graf vermied immer, und sogar mit einer Art Aengstlichkeit, jede Erwähnung seiner früheren Ehe und seiner ersten Gemahlin. Aus manchen Andeutungen glaubte Cölestine indessen doch zu errathen, daß ihre Vorgängerin mit einem jungen Abentheurer, in einem strafbaren Einverständniß lange gelebt zu haben beschuldigt sey, und die Möglichkeit, daß Viktor für einen solchen gegolten haben könne, fiel abermals ihr schwer auf das Herz.

Cölestinens heller Geist kannte den düstern Fa-

natismus nicht, der die arme Gaetana aus der heitern fröhlichen Welt in eine dunkle Zelle getrieben hatte, um mit Aufopferung des eigenen Lebens die Schuld des Geliebten abzubüßen; aber sie gelobte sich dennoch selbst, mit treuer Liebe und unabänderlicher Ergebung, ihrem Gemahl, so viel sie dieses vermochte, das häusliche Glück zu ersetzen, das vielleicht ihr eigner Bruder ihm einst geraubt, um so dessen Schuld, so viel an ihr lag, auszusöhnen. Die seltne liebenswürdige Frau hatte sich damit keine leichte Aufgabe auferlegt, des Grafen ohnehin von jeher zum Argwohn geneigtes Gemüth, war durch das, was er erfahren, durchaus verbittert worden; Mißtrauen erfüllte durchweg seine Seele, und nicht ganz ohne anscheinenden Grund.

Ein unseliger Zufall hatte ihn wirklich in Mietau um Zeugen jener unheilbringenden Zusammenkunft zwischen Viktor und Marien gemacht, die Hubert in der besten Absicht veranstaltet hatte. Graf Strahlensfels war ungesehen ins Haus und in sein, an Mariens Zimmer anstoßendes Kabinet gekommen. Eine Thüre in letzterm, die ehemals in das Zimmer geführt hatte, welches Marie bewohnte, und jetzt nur mit einer dünnen Tapete

verkleidet war, ließ ihn jedes Wort deutlich vernehmen, was die Liebenden sprachen, ohne daß er jedoch sie hätte sehen können. Viktor schien ihm ein Abentheurer von der gefährlichsten Art, der Mariens Unerfahrenheit zu einer verführerischen Großmuthstragödie benutze, und ein halb erstickter Schmerzenlaut, der bei dieser unerwarteten Entdeckung seiner Brust sich entrang, erschreckte damals das unbelauscht sich glaubende Paar.

In jenem entsetzlichen Augenblick verzichtete der unglückliche Graf, sowohl auf das Herz Mariens, als auf sein eignes häusliches Glück; dennoch wünschte er Mariens Ehre und ihre Ruhe zu retten. Er führte sie zu diesem Zwecke zuerst auf seine Güter, hernach auf Reisen. Er war weit davon entfernt sie mit Härte zu behandeln; aber der Dämon des Mißtrauens, blieb dennoch zwischen ihm und ihr; und so tief auch ihr Untergang ihn nachher erschütterte, so war er doch in seinem Herzen fest überzeugt, daß ihr Zusammentreffen mit dem Geliebten in Chamouny kein zufälliges gewesen seyn könne. Der Gedanke, wie schlau jenes anscheinend so kunstlose einfache Wesen es angefangen haben müsse, um ein solches Verständniß dicht

unter seinen Augen fortzusetzen, zerstörte vollends allen Glauben an Menschen in seiner Brust.

Cölestinens Liebenswürdigkeit besiegte zwar sein Herz, er liebte sie inniger, zärtlicher als er je Marien geliebt, sie war das Glück, das Licht seines Lebens, aber doch gehörten Jahre des reinsten, vor allen Augen offen daliegenden Wandels dazu, ehe sie sein Mißtrauen überwand. Er schenkte ihr endlich vollen Glauben, aber nur ihr allein. Sie sah ihn noch immer mit düsterm Sinn über seine Vergangenheit brüten, und die leicht zu reizende Verletzbarkeit, die aus dieser ihm geblieben war, überstieg allen Glauben, und trübte oft die einsamen Stunden, der vor der Welt immer heiter lächelnden Frau.

Daher war Huberts Erscheinung ihr ein unaussprechlicher Trost, als er ohne es zu wissen, das Leben des geliebten Bruders in aller seiner Reinheit vor ihren Augen entfaltete. Mariens letzte Zeilen gewährten den augenscheinlichsten Beweis für die heilig bewahrte Unschuld des unglücklichen Paares, sie mußten den Grafen auf das Ueberzeugendste von seinem, seit Jahren gehegten Argwohn heilen, und seinem Gemüthe die lang entbehrte Ruhe wiedergeben.

Als Meister Hubert nach einigen Wochen von einer Landreise heimkehrte, die er am Tage nach jenem Abende mit den Aeltern einer seiner Schülerinnen unternommen, fand er die schöne Frau an der Seite ihres Gemahls, in ihrem Kabinet, und aus ihren milden, lieben Zügen leuchtete der Schimmer des allerfriedlichsten Glückes. Viktor und Mariens Bildniß in einen Ramen vereint, schmückten die Wände des Zimmers, und Lili, die nicht ohne Widerstreben bei der Gräfin zurückgeblieben war, saß ihr zu Füßen, und bemühte sich unter ihrer Leitung, eine feine weibliche Arbeit zu erlernen. Beim Anblicke des geliebten Meisters warf sie Arbeit und Alles hin, und flog in seine Arme, aber Worte hatte sie nicht.

Graf Strahlenfels war bei dem Eintritte des Alten aufgestanden, er ging ihm entgegen, und bot mit beinahe feierlichem Anstande ihm die Hand.

„Ich begrüße Sie als den guten Geist, der gesendet wurde mir Frieden zu bringen,“ sprach er. „Sie lösten mir das Räthsel meines Lebens, die Schatten die es umdunkelt hatten, sind gewichen, Sie haben der Menschheit, dem Glauben, mich wiedergegeben; wie soll ich danken, wie gut

machen, was ich an jenem verklärten Paare, an Ihnen, und selbst an diesem meinem guten Engel hier, oft und mannichfaltig gesündiget? Rechnen Sie meine Schuld mir zur Strafe an; ach! ich habe mehr gelitten, als ihr Alle; darum sey mir vergeben: denn Mißtrauen ist eine Schlange, die den verzehrt, der sie im Busen trägt."

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Vier und zwanzigster Band.

Kleinere Erzählungen und Novellen.

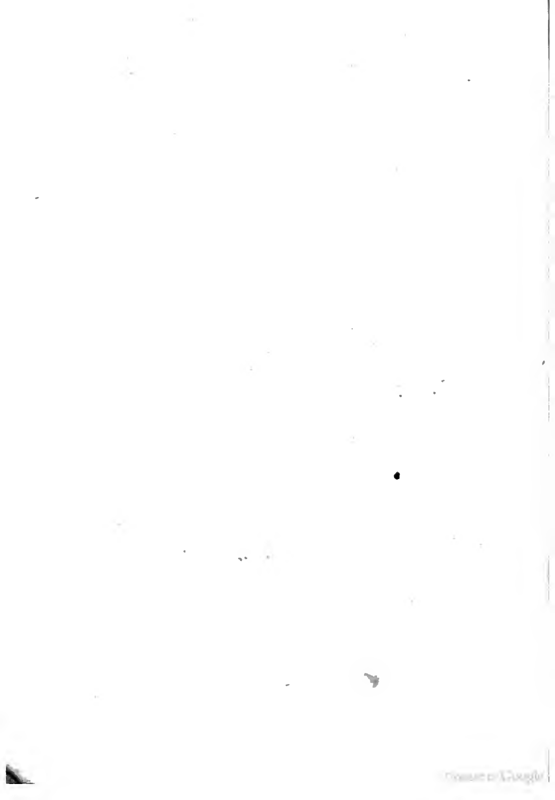
Sechster Theil.

Wohlfeile Ausgabe.

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1834.





Die Freunde.



Leise gewiegt in schwankender Barke, saßen Orlando und Leonhard Arm in Arm dicht neben einander, und blickten schweigend in die ruhigste, heiterste Vollmondnacht hinaus, die je über den prächtigen Hafen von Marseille ihren Silberglanz ergossen. Der letzte rosige Schimmer der Abenddämmerung kämpfte noch mit dem blaßgrünlichen Lichte, des nah' am Horizonte hellern Himmels, während der Mond hoch oben am dunkelblauen Himmelsbogen in unbeschreiblicher Pracht seine stille Bahn wandelte. Rings um die Gondel flüsterten die kleinen Wellen mit einander, es klang wie Liebesgrüßen; sie hoben im hüpfenden Tanze die mit Silber gekrönten Häupter, und verbargen sich dann schnell wieder in der dunkeln Tiefe, wie spielende Kinder. Weiter hinauf der Rhede zu, schimmerte das Meer still, ruhig, beweglos, rein und leicht, wie der Mond selbst; die Fluthen schienen aufgelöste Perlen, die Fischernachen, die mit

Spazierenfahrenden angefüllten Barken, schwebten gleich dunkeln Punkten auf der silberhellen Fläche hin und her. Einzelne Lichter glänzten aus dunkelm Gebüsch, am Ufer der Inseln, die am Eingang des Hafens von Marseille gleichsam Wache halten; Lachen und Gesang derer, welche hier zum fröhlichen Austerschmause versammelt waren, erschallte aus der Ferne, und näher am Hafen rauschte durch die schweigende Nacht das rege Treiben vieler Tausend Menschen, die auf den Quais desselben nach ermattender Tagesgluth die erfrischende Kühle mit durstigen Zügen einsogen, und jetzt erst zum eigentlichen Leben erwachten.

„Das alles wird nun bald für uns vorüber seyn!“ sprach Leonhard seufzend zu seinem Freunde, „dieses ganze frohe, rege, zwanglose Leben. Wie lange kann es noch währen, so sitzen wir in Mailand beim Oheim, dessen tyrannisirende Liebe nicht unterlassen wird, unser Schicksal vorstellen zu wollen, und dich vielleicht nach Süden, mich nach Norden — —“

„Das soll er, in aller Unterthänigkeit sey es gesprochen, bleiben lassen, und er wird es auch wohl schon von selbst,“ fiel Orlando ein. „Ließ

er mich doch von Jugend auf mit dir vereint, auf der Schule in Mailand, wie in Deutschland auf der Universität. Reisen wir doch, seiner Ordnung gemäß, jetzt schon ein Paar Jahre mit einander herum, um uns die Welt zu besehen. Warum sollte er denn jetzt auf einmal uns auseinander sprengen wollen?"

„Ich wünsche, daß du wahr sprechen mögest, aber mein Herz prophezeiht mir nichts Gutes," seufzte Leonhard: „mir ist als schwebe das Unglück, gleich dem Schwerte des Damocles, an einem dünnen, feinen Haare über mir. Mich dünkt, ich sehe die verdammte Spitze, wenn ich so hinauf blicke; fein, haarfein und scharf — —"

„Grillenfänger!" rief lachend Orlando, „sieh doch lieber der Nase nach, dort hin, und sage mir was das für ein schwarzer Punkt ist, der fünfzig oder hundert Schritte von uns, auf den kleinen leichten Wellen umhertanzt. Es ist ziemlich groß, aber doch viel zu klein für einen Nachen."

„Es ist ein Mensch!" rief Leonhard. „Rudert zu, Kameraden, frisch darauf los, rudert zu," schrie er den Fährleuten zu.

„Gott im Himmel, er ertrinkt," rief Orlando,

„eben hob er den Arm nach Hülfe winkend. Er geht zu Grunde, nein er taucht wieder auf! Er sinkt wieder!“

Beide Freunde hatten während dem ihre Oberkleider und Schuhe abgeworfen, sie riefen den Fährleuten zu, ihnen mit dem Nachen zu folgen, und sprangen wie von einem innern Instinkt getrieben, beide fast zugleich zum Kahne hinaus in die Wogen. Beide waren geübte rüstige Schwimmer; mit kräftigem Arm durchschnitten sie die laue Fluth, die wie flüssiges Silber sie umwallte. Den Gegenstand ihrer menschenfreundlichen Sorge hatten sie zwar für den Augenblick aus dem Gesichte verloren, aber sie strebten der Gegend zu, wo sie ihn zuerst erblickten. Da tauchte plötzlich das bleiche Haupt eines Sterbenden dicht vor Orlando noch einmal auf; dieser ergriff es bei den Locken, und hielt es über dem Wasser bis Leonhard ihm zur Hülfe herbeischwamm; auch die Barke nahte sich, welche die Freunde in ihrem Rettungseifer verlassen hatten, die Schiffer legten mit Hand an, und bald lag der Gerettete, ein schöner stattlicher Mann, lang ausgestreckt, anscheinend leblos im Nachen. Ohne ihrer von Wasser triefenden

Kleider zu achten, knieten Leonhard und Orlando neben ihm hin, und versuchten den vielleicht nur erstarrten Lebensfunken in der Brust des Verunglückten wieder zu wecken, dessen Anblick ihnen die innigste Theilnahme einflößte. Ueber die erste Jugendzeit hinaus, schien er ein vollendeter kräftiger Mann, von vierzig bis fünf und vierzig Jahren.

Seine ganze Erscheinung kündigte einen über dem Gewöhnlichen Stehenden an; das bleiche edle Gesicht, glich in seiner Leblosigkeit einem Meisterwerke antiker bildender Kunst, die Züge desselben, erstarrt wie sie waren, bezeugten, daß ein edler, milder Geist sie einst belebt habe, und hoffentlich wieder beleben werde.

Durch große Versprechungen zur Thätigkeit angefeuert, strebten die Schiffer mit verdoppelten Ruderschlägen dem Hafen zu; die Barke flog schnell wie ein Pfeil, und hatte beinahe schon die Hafentreppe erreicht, als unter den Bemühungen der Freunde das Herz des Geretteten in leisen Schlägen sich wieder zu regen begann; schon hatte er die dunkelblauen Augen einmal geöffnet und schnell wieder geschlossen, als man im Begriffe stand zu landen. Da wurde lautes Jammergeschrei aus

einer größern ihnen folgenden Schaluppe hörbar, die weder die Schiffer in ihrem Arbeitseifer, noch die Freunde in ihren Bemühungen um den Geretteten, bis dahin bemerkt hatten. „Der Fürst!“ erscholl es, „der Herzog! habt ihr den Herzog schwimmen sehen? oder sinken? oder habt ihr ihn gerettet?“.

„Citoyens! brüllt nicht wie Seekälber,“ antwortete einer der Schiffer, „wir haben so ein Stück von einem armen Narren aufgefischt, ob er euer Herzog ist, können wir ihm nicht an der Nase ansehen, bekuckt ihn selbst; so wie er jetzt in seinem nassen Hemde daliegt, sieht er wie ein jedes andere Menschenkind aus.“

Der Halberstarrte, in welchem jetzt das wiedererwachende Leben sich frischer regte, war wirklich Herzog Albert, ein naher Verwandter eines mächtigen regierenden Hauses, der sich oft und gern in fremden Ländern aufhielt, obgleich Deutschland seine eigentliche Heimath war. Als ein kräftiger, wohlgebauter Mann, hatte er sich von jeher viel damit gewußt, in allen Leibesübungen mit den Gewandtesten und Stärksten um den Preis ringen zu können. Wie Orlando und Leonhard, war auch

er an diesem wunderschönen Abende auf einer Spazierfahrt im Hafen begriffen gewesen. Die laue Sommernacht, der Anblick der stillen klaren Spiegelfläche des im Mondlicht erglänzenden Meeres, hatte ihn und seine Begleiter an Lord Byrons kühnes Wagestück, über den Hellespont zu schwimmen, erinnert. Einige aus der Gesellschaft wollten die Vollbringung desselben bezweifeln, der Herzog, ein warmer Verehrer des edeln Dichters, nahm dessen Parthie, erklärte aber auch, das ganze Unternehmen nebenher für nichts Außerordentliches. Er selbst war ein anerkannt geübter, trefflicher Schwimmer; er behauptete, sich wohl etwas ähnliches zutrauen zu können, und das Ende des Streites war, daß der Herzog sich der ihm dabei hinderlichsten Kleidungsstücke eilends entledigte, und, ohne daß jemand ihn davon abzuhalten vermochte, über Bord sprang, um die nicht mehr sehr weit entfernte Hafenbrücke schwimmend zu erreichen. Eine Weile schwamm er lustig dahin, die Gesellschaft in der Schaluppe bemühte sich ihm so schnell als möglich zu folgen, doch sie verlor in der nächtlichen Dämmerung ihn bald aus dem Gesichte. Da lähmte ihn plötzlich ein Krampf, und wäre nicht rettende Hülfe zu

rechter Zeit eingetreten, so hätte er in der Ausführung dieses etwas übermüthigen Scherzes, gar leicht den Tod finden können.

Seine beiden Erretter begleiteten ihn bis in den Gasthof, in welchem er abgestiegen war; dort überließen sie ihn der Pflege und Sorgfalt seines Leibarztes und seiner Dienerschaft, und zogen sich in ihre Wohnung zurück, die zufälliger Weise der seinigen gegenüber lag. Bis tief in die Nacht hinein blieben sie bei einander am Fenster, unterhielten sich von dem eben überstandenen Abentheuer, belauschten jede Bewegung im Zimmer des Herzogs, das sie zum Theil von dem ihrigen aus übersehen konnten, und freuten sich der dort bald eintretenden Ruhe. Daß sie so glücklich gewesen waren, dem Fürsten das Leben zu erhalten, hatte ihn ihnen unbeschreiblich werth gemacht, denn dieses Gefühl, das man beinah eine umgekehrte Dankbarkeit nennen möchte, liegt tief in der menschlichen Natur; vielleicht als Entschädigung dafür, daß die eigentliche Dankbarkeit in der Welt so oft vermißt wird.

Sobald die Tageszeit es schicklicher Weise erlaubte, eilten Orlando und Leonhard quer über die breite schöne Straße von Beauvau hin, um

sich nach dem Ergehen ihres Geretteten zu erkundigen. Er war so eben im heftigen Ankämpfen gegen die Verordnung seines Arztes begriffen, der ihn wegen der Erkältung, die er sich zugezogen, auf einige Tage im Zimmer auf den Sofa festbannen wollte. Die Anwesenheit der beiden Freunde, die ihm gemeldet ward, brachte eine kleine Diversion in den Streit; der Fürst vergaß alles über die Nachricht, daß sie im Vorzimmer wären, und befahl sie sogleich hineinzuführen.

„Ich sollte wohl eigentlich meine Lebensretter mit einer langen, schönen, sentimentalen Rede empfangen,“ rief er von seinem Sofa ihnen halb lachend zu, und streckte die Hand ihnen entgegen; „doch will ich es für diesmal unterlassen, denn obgleich ich dem Leben durchaus noch nicht abhold bin, möchte ich doch wetten, daß es mir kaum halb so lieb ist, von Ihnen aus dem Wasser gezogen zu seyn, als es Sie freut, mich aus dem Wasser gezogen zu haben.“

„Der Zufall,“ setzte er noch hinzu, „hat nun einmal für gut gefunden, uns einander auf nassem Wege zu präsentiren; mir hat er von uns Dreien unstreitig damit den bedeutendsten Dienst geleistet,

doch auch Sie, hoffe ich, sollen nie es bereuen, daß er uns, wenn gleich ein wenig wunderlich, hier zusammen geführt."

Das Gespräch gewann nun auch von Seiten der beiden Jünglinge eine leichtere Richtung, denn sie waren des Tones der guten Gesellschaft mächtig genug, um auch einem Fürsten gegenüber, von jeder drückenden Verlegenheit frei zu bleiben. Nach einer recht angenehm verplauderten Viertelstunde sprach der Fürst: „Nun aber möchte ich meine jungen Freunde doch endlich um einige Auskunft über sich selbst bitten. Ich wollte dieses erst vermeiden und mich lieber auf das Errathen legen, aber ich komme auf diesem Wege nicht vorwärts, und es macht mich ungeduldig. Sie scheinen Brüder zu seyn und auch wieder nicht. Dieses hellbraune, sanft in wellenartige Formen sich schmiegende Haar," sprach er zu Leonhard sich wendend, „die milden Züge dieses frischblühenden Gesichts, verkünden keinen Südländer, und aus diesen freundlich blauen Augen, lächelt der Blick einer deutschen Mutter. Orlando's nächtlich schwarzer Krauskopf, das brennende Feuerauge in diesem ächt römischen Profil, verkündet, wie sein Taufname, den Ita-

liener, und doch scheint meine Muttersprache auch die Seine zu seyn. Ein Ausländer hätte sie sich wohl schwerlich so in ihren Eigenthümlichkeiten aneignen können. Auch entdecke ich in Ihrer Art zu gehen, sich zu kleiden, in Ihrer Haltung, kurz in Ihrem ganzen Wesen etwas verwandtes, das ich Familienähnlichkeit nennen möchte, so wenig im übrigen Ihr Aeußeres eine solche verräth."

„Macht denn das Blut nur verwandt, mein Fürst?" fragte Leonhard, „dann freilich wären wir einander fremd; er am Lago di Como, ich an den Ufern der Donau geboren." „Und doch schlugen nie zwei sich mehr verbrüdert fühlende Herzen, in der Brust zweier wirklicher Brüder," nahm Orlando lebhaft das Wort. „Von Jugend auf hat unser beider Daseyn sich so in einander verzweigt, daß keine Trennung desselben mehr denkbar ist. Wir müssen schon mit vereinter Kraft es mit dem Leben aufnehmen; möge es auch bringen was es immer wolle, nie kann es weder nur Einen von uns beglücken, noch nur Einen von uns dem Untergange zuführen."

Der Herzog blickte gerührt auf die im schönen Eifer erglühenden Jünglinge, die Hand in Hand

den Dioskuren vergleichbar, vor ihm standen, halb beschämt, daß sie in eines Fremden, sogar eines Fürsten Gegenwart, sich einem solchen Ausbruch ihres Gefühles hingegeben hatten.

Ein wehmüthiges Lächeln glitt über die bleichen edlen Zügen Herzog Alberts.

„O Jugendzeit, schöne, flüchtige Blüthe des Lebens!“ sprach er trübe sinnend vor sich hin. „Schöne Zeit, in der wir die leise Gewalt der einander folgenden Tage noch nicht kennen, die, wie der fallende Tropfen den Marmor, das unvergänglich Scheinende untergräbt!“

„Meine alte Erfahrung soll jedoch eure frische Lebenshoffnung mit ihrer Eiseskälte nicht dämpfen wollen,“ sprach der Fürst nach einer kurzen Pause zu den beiden Jünglingen, deren Hände er mit beinahe väterlicher Huld erfaßte, und in der Seinen einen Augenblick vereint hielt. „Ich freilich,“ fuhr er fort, „ich habe im Laufe der Zeit manches erlöschen, manches gleichsam unter meinen Augen unmerklich vergehen gesehen, für dessen ewige Dauer ich, ohne Bedenken, mein Leben würde zum Pfande eingesetzt haben. Mein Standpunkt in der Welt, und auch, ich will es frei bekennen,

mein eignes ungestümes Herz mögen wohl an vielem, was ich in dieser Art erfuhr, die Schuld tragen! Für den ersten hat euer gutes Geschick euch bewahrt, dem aber, was ich selbst an mir verschuldete, werdet ihr vereint leicht entgehen, so lange ihr in reiner treuer Brust Glauben und Vertrauen euch gegenseitig bewahrt."

Der Arzt unterbrach jetzt eine Unterhaltung, die für die erschöpften Kräfte des Herzogs zu angreifend zu werden drohte, und dieser forderte jetzt seine jungen Lebensretter nochmals auf, ihn mit ihren Namen und übrigen Verhältnissen bekannt zu machen. „Ich heiße Leonhard von Greifenhorst," nahm der Jüngling mit den lichtbraunen Haaren das Wort.

„Dem Präsidenten von Greifenhorst in P** vielleicht verwandt?" fiel der Herzog ihm ein.

„Der jüngste seiner drei Söhne," erwiederte Leonhard.

„Dann begrüße ich Sie als den Sohn eines der würdigsten und geachtetsten Diener meines Monarchen," sprach der Herzog sehr freundlich. „Ich kenne ihn wohl, den alten, starren, und doch so wohlmeinenden Freiherrn von Greifenhorst, der

gern die ganze Welt beglücken möchte, wenn sie es sich nur gefallen lassen wollte, auf seine Weise glücklich zu werden; unser beider Wege haben sich oft durchkreuzt. Ich kenne auch Ihre Brüder; der ältere siecht noch an schweren Wunden, die er im ehrenvollen Kampfe erhalten. Der zweite ist leider ein armes, verwahrlosetes Stiefkind der Natur. Wo waren Sie denn früher? wahrscheinlich irgendwo auf der Schule, denn ich habe Sie nie im Hause Ihres Vaters gesehen."

„Seit meinem achten Jahre hat mein Oheim in Mailand, ein einsamer kinderloser Mann, mich zu sich genommen und erzogen," war die Antwort, „mich und meinen Freund hier. Er ließ uns zusammen einige deutsche Universitäten besuchen, dann schickte er uns auf Reisen. Jetzt erwartet er uns in einigen Wochen bei sich; was dann weiter aus uns wird, liegt in seiner Hand."

„Und warlich in guten Händen!" erwiederte der Herzog. „Mein alter freundlicher Ignaz von Greifenhorst, wohl kenne ich auch ihn. Die Welt hat viel an ihn verschuldet; doch was sie ihm auch anthuen mochte, die starke deutsche Eiche konnte sie nicht beugen. Mißverständniß, ein unüberlegt

vorschnell ausgesprochenes Wort, auch wohl manche geheime tiefe Verletzung seines starken, aber weichen Herzens, haben ihn auf immer aus seinem Vaterlande vertrieben, aber daß er diesem dennoch nicht entfremdet wurde, beweißt die Art, wie er Sie und Ihren Freund erzog. Doch dieser Freund? Wer ist denn er, der mich zuerst über den dunkeln Tiefen empor hielt, aus welchen der Tod nach mir haschte? Ich erinnere mich deutlich, wie ich ihn über mir erblickte, wie er mit starker Hand mich ergriff; dann umfing mich dunkle purpurfarbne Nacht, Feuerflammen tanzten vor meinen geschlossenen Augen, und mein Bewußtseyn ging in dem mich umtobenden gewaltigen Brausen völlig unter."

„Ich heiße Orlando Falconieri della Casa Buondelmonti, und bin an den Ufern des Comer-See's geboren; das, mein Fürst, ist aber auch fast alles, was ich von meiner frühern Jugendgeschichte zu sagen weiß," sprach Orlando. „Ein ansteckendes Fieber raubte mir Vater und Mutter an Einem Tage. Der Freiherr von Greifenhorst, ein vertrauter Freund meiner Eltern, nahm ihres einzigen verwaiseten Kindes sich an, er war bei ihrem Tode zugegen gewesen, sie hatten ihn mir

zum Vormunde bestellt, und er führte mich mit sich nach Mailand in sein Haus, das ich seitdem immer als mein väterliches betrachtet habe. Uebrigens ist mein Leben, wie das meines Leonhards, noch ein unbeschriebenes Blatt; wir erwarten dessen Bestimmung von unserem väterlichen Freunde."

Der Jünglinge freimüthiges und doch bescheidnes Wesen, machte sie dem Fürsten immer lieber je länger er sie sah, und auch sie fühlten sich von seinem heitern klaren Sinne lebhaft angezogen. Seine völlige Genesung verzögerte sich länger als man es geglaubt hatte, und eine lebhafte geistreiche Unterhaltung ward ihm auf seinem Krankenlager zum unentbehrlichen Bedürfniß, dessen Befriedigung er, wie es schien, bei seinen eigenen Umgebungen nicht fand. Diese bestanden aus einem Kavalier, dem Arzt und einem Sekretär, von denen keiner seines näheren Vertrauens sich rühmen konnte. Es schien, als habe manche bittre Erfahrung es ihm zum Grundsatz gemacht, nie aus denen, welche auf diese Weise um ihn standen, sich einen Günstling oder Vertrauten zu wählen. Das Zusammentreffen mit den beiden jungen Freunden war ihm deshalb doppelt willkommen, denn ihre Gegenwart

milderte eine gewisse, zwischen ihm und seinen Begleitern vorwaltende Spannung; ihre frische, blühende Jugend erwärmte von neuem seinen für die Freude noch lange nicht absterbenden Sinn, und selbst nachdem er völlig genesen war, blieben sie ihm liebe Genossen, die er sich immer enger zu verbinden suchte. Auch sie fügten sich gern in seinen laut ausgesprochenen Wunsch, so lange die Umstände dieses erlaubten, sich wie zu seinem Hause gehörend zu betrachten. Orlando war besonders dem Fürsten lieb geworden; zwar ehrte dieser Leonhards reinen anspruchlosen Sinn, sein tiefes weiches Gemüth, doch Orlando's südliche Lebendigkeit paßte besser zu Herzog Alberts leicht erregbarem, mitunter auch fantastischem Wesen; er wählte ihn daher zu seinem unzertrennlichen Begleiter, und freute sich dabei des feinen Taktes, mit dem Orlando nie die Linie des Schicklichen zu überschreiten pflegte, so nahe er sie auch zuweilen berühren mochte.

Die drei Freunde, so wollte der Herzog selbst sie genannt wissen, schifften nach einem Aufenthalte von einigen Wochen sich ein, und segelten nach Genua hinüber, wo sie, ebenfalls in enger Gemein-

schaft mit einander, einige Wochen zuzubringen gedachten. Doch eine Todesbotschaft erwartete sie dort. Leonhards ältester Bruder war gestorben, sein Oheim meldete ihm dieses, und befahl ihm dabei, unverzüglich zu ihm zu reisen, indem Leonhards Vater nach Mailand kommen werde, um den Sohn nach mehr als zehnjähriger Trennung wiederzusehen, der jetzt, nach dem Tode seines ältesten Bruders und bei der körperlichen und geistigen Schwäche des zweiten, die einzige Hoffnung seines Hauses geworden war.

Der Oheim wußte um die Verbindung, welche der Zufall zwischen dem Herzog Albert und seinen beiden Pflegesöhnen herbeigeführt hatte; er freute sich derselben, besonders um Orlando's willen, dem vom Glücke am wenigsten Begünstigten unter den beiden Freunden, weil er von der Gnade eines so bedeutenden Beschützers manches Vortheilhafte für die fernere Zukunft desselben erwartete. Sein Schreiben enthielt also den als Erlaubniß eingekleideten Befehl an Orlando, einstweilen bei dem Herzog Albert zu bleiben, diesen, wohin er es verlangen würde, zu begleiten, und erst seines Pflegevaters nähere Anordnungen zu erwarten, ehe

er nach Mailand reise, um sich dort wieder mit Leonhard zu vereinigen. Letzterer mußte also mit schwerem Herzen, gleich nach der Ankunft in Genua und zum erstenmal, auf mehr als einen Tag von seinem Freund sich trennen, der bei seinem fürstlichen Beschützer zurück blieb.

Für Orlando begann jetzt in der prächtigen Stadt ein neues wunderbares Leben, das, so sehr der Herzog sich bemühte ihm ein völlig absichtsloses Ansehen zu geben, dennoch etwas geheimnißvolles verrieth; dieses wurde dem Neuling Orlando oft ziemlich beängstigend, indem es zugleich seine Neugier auf das lebhafteste anregte. Schon bei der Einschiffung in Marseille hatte der Herzog erklärt, daß er in Genua, und überhaupt in Italien, unter dem Namen eines Herrn von Blumenberg im strengsten Inkognito zu leben Willens sey. Liebe zur Freiheit, zur Bequemlichkeit, Ueberdruß der ihm bekannten lästigen Komplimentirsucht der Italiener, mußten diesem Entschlusse zum Vorwande dienen; und um ihn um so ungestörter ausführen zu können, sandte er seinen Kavalier, seinen Sekretär und den größten Theil seiner Dienerschaft nach Florenz, wohin er bald zu folgen versprach. Außer Orlando

behielt er nur seinen Arzt bei sich, dessen Unbekanntschaft mit der Landessprache, zum Theil für seine Verschwiegenheit Bürge war.

Orlando übernahm zugleich das Amt des Gesellschaftskavaliers und das des Sekretärs, doch wurde er als Letzterer nur sehr selten, und immer bei sehr gleichgültigen Anlässen, in Anspruch genommen; dieses befremdete ihn um so mehr, da es ihm nicht entgehen konnte, daß der Fürst eine geheime Korrespondenz eifrig betrieb, die von großer Wichtigkeit seyn mußte. Oft, wenn er mit Orlando spät in der Nacht heimkehrte, setzte er sich noch an den Schreibtisch, statt Ruhe zu suchen; fast täglich gingen und kamen Boten, deren Ankunft der Herzog genau vorher zu wissen schien, weil er sie immer am Eingange zu seinen Zimmern selbst empfing, und auch so wieder hinaus ließ. Gewöhnlich geschah dieses in denen der Siesta geweihten Nachmittagsstunden, während welchen Haus und Stadt in Italien fast so öde und ausgestorben erscheinen, wie in Deutschland um Mitternacht.

Orlando gab sich alle Mühe diese Seltsamkeiten nicht zu bemerken, oder wenigstens zu thun als bemerke er sie nicht; doch in seinem Herzen wünschte

er nichts sehnlicher, als daß der Fürst, dem er jeden Tag ergebener sich fühlte, ihn eines unbeschränkteren Vertrauens würdigen möge, damit er Gelegenheit gewinne, mit Aufopferung aller seiner Kräfte ihm seinen Diensteifer und seine innige Ergebenheit zu beweisen. So oft er jetzt die hohe edle Erscheinung desselben betrachtete, wandelte ein heimliches Mitleid ihn an, dessen er, als eines seines Gegenstandes unwürdigen Gefühls, sich innerlich schämte. Die sonst immer heitere Stirn des Herzogs, umdunkelten jetzt oft Wolken. Waren es Sorgen, körperliche Leiden, oder ungeduldige Erwartung einer zögernden Zukunft, was diese Wolken hervorbrachten? Oft glaubte Orlando sie nur erträumt zu haben, wenn der Fürst tagelang an seiner Seite, mit fast übermüthiger Fröhlichkeit, jedem heitern Lebensgenusse sich hingab, den das prächtige Genua und dessen bezaubernde Umgebungen ihm boten. Doch oft versank er auch, wenn er am heitersten schien, plötzlich in düstres Sinnen, aus dem er gewaltsam sich emporreißen mußte. Zuweilen ergriff er mit bedeutendem Blick den Arm seines jungen Freundes, um ihn zu irgend einem traulichen, verschwiegenen Plätzchen zu führen.

Dann schwebte sein Geheimniß ihm sichtbar auf den Lippen, tief aus seinem Innern drängten abgebrochene Worte sich herauf, sie deuteten darauf hin, daß er im Begriff stehe sich seinem jungen Freunde zu entdecken, vielleicht dessen Hülfe in Anspruch zu nehmen, und doch kam es nie zur Ausführung dieses Vorsatzes. Zuweilen suchte der Fürst dieses Benehmen durch dunkle Andeutungen, daß es noch nicht an der Zeit sey, zu entschuldigen, immer aber bestrebte er sich, durch neue Beweise inniger Zuneigung den Jüngling gewissermaßen darüber zu trösten, und gleichsam dafür zu entschädigen.

Einige Wochen waren auf diese Weise vergangen, als Orlando einst mit Einbruch der Nacht den Herzog in dessen Zimmer erwartete, der vor einer Stunde ohne alle Begleitung ausgegangen war, und versprochen hatte bald wiederzukehren. Erst leises, dann immer lauter werdendes Geräusch ließ vor dem Hause sich hören. Orlando trat an das Fenster, ein Auflauf füllte die enge Straße, Kopf an Kopf drängte sich die bunte Menge; schreiend, fluchend, fragend, befehlend, tobten alle die vielen Leute durcheinander ohne auf einander zu hören. Orlando ergriff seinen Degen und sprang

die Treppe hinunter; eben drängte das Volk in das Haus, den Herzog in seiner Mitte, halb getragen, halb geführt, blutend aus tiefen Wunden, und anscheinend beinahe bewußtlos.

Wer jemals das Leben einer geliebten Brust in Purpurwogen entströmen sah, nur der kann Orlando's Schmerz, das lähmende Entsetzen, das bei diesem Anblick ihn ergriff, ermessen. Der Dichter bemüht sich vergebens uns ein Bild davon zu geben. Poesie ist Leben; von ihr dargestellt, verliert selbst der Tod, zwar nicht seine Schrecken, aber doch jenes eiskalte gräßliche Erstarren, vor welchem sogar bei Thieren, die Natur schaudernd zurückbebt.

Bleich, mit zitternder Hand, untersuchte der Arzt zwei tiefe Wunden, die ein mörderischer Dolch dem Herzog wenige Schritte von seiner Wohnung geschlagen. Die eine, mit unsicherer Hand geführt, war nicht sehr bedeutend, die zweite, tiefere, war zwar gefahrvoller, doch auch sie ließ Hoffnung möglicher, sogar wahrscheinlicher Genesung. Als hätte der Arzt durch diesen Ausspruch das eigene Leben ihm gerettet, so freudig, in solchem beinahe wildem Entzücken, fiel Orlando bei der trostver-

heißenden Erklärung desselben, ihm um den Hals. Ihm war in diesem Augenblick, als habe er nie ein sterbliches Wesen so innig geliebt als den Herzog, und als könne nur dessen Erhaltung, ihn selbst vor unvermeidlichem Untergange bewahren.

Von dem Mörder war, ungeachtet aller, mit größter Schnelligkeit genommenen Maßregeln der Polizey, keine Spur zu finden. Der Fürst behauptete, die Hand nicht gesehen zu haben die ihn verwundet; in der Dunkelheit hatte er zugleich sich festgehalten und den Dolchstoß gefühlt. Dem Thäter konnte es bei sinkender Nacht nicht schwer geworden seyn zu entkommen. Man vermuthete, daß sogar bei der That selbst eine Verwechselung der Personen vorgewaltet habe, indem der Herzog nur erst kurze Zeit, und ziemlich eingezogen in Genua sich aufhielt.

Mitternacht nahte heran; vom Blutverlust ermattet lag der Fürst in tiefem Schlaf; Orlando und der Leibarzt saßen am Bette, sie wagten es nicht sich zu regen, kaum zu athmen; doch der Fürst erwachte plötzlich von selbst.

„Ihr hier? und alle Beide? Das heißt mit euern Kräften schlecht hausgehalten,“ flüsterte er,

und versuchte mit bleicher Lippe ein mattes Lächeln. „Ich werde noch viele Pflege brauchen, manche lange Nacht wird noch verwacht werden müssen, ehe ich völlig geheilt bin. Darum bitte ich, daß nur Einer von euch bei mir bleibe, während der Andere ruht, Sie Doktor, machen jetzt mit dem Ausruhen den Anfang. Sie vor Allen müssen bei Kräften bleiben."

Alles, was der Leibarzt gegen diese Anordnung seines Gebieters hätte vorbringen können, wäre vergeblich gewesen. Er wußte aus sattsamer Erfahrung, wie wenig dieser geneigt sey, offenbaren Widerspruch sich gefallen zu lassen, und wollte er nicht geradezu ihn zornig machen, was bei seinem jetzigen Zustande von sehr üblen Folgen seyn konnte, so mußte er sich schon entschließen, sich in ein anstoßendes Kabinet zurückzuziehen, und sogar die Thüre desselben hinter sich zuzumachen, denn der Herzog behauptete, so sehr er des Schlummers bebedürftig sich fühle, kein Auge schließen zu können, wenn die Idee ihn ängstige, es könne Jemand, ohne daß er es wisse, um ihn herumschleichen.

Der Arzt ging, und Orlando blieb ganz allein im Zimmer, bei dem Herzog. Er nahm wieder

seinen Platz am Bette desselben ein; der Kranke schien zu schlummern, und eine gute halbe Stunde verging in ungestörtester Ruhe.

„An die Thüre des Kabinets, leise, leise, auf Socken. Sieh zu, ob der Lauscher schläft,“ flüsterte plötzlich der Herzog.

Orlando erschrack heftig, aber er gehorchte. Er kehrte mit der Versicherung zum Herzoge zurück, der Arzt läge in tiefem Schlafe auf dem Sofa, er hatte durch das Schlüsselloch ihn gesehn, und gleich einem Schlafenden athmen gehört. Der Herzog drückte dankend seine Hand, dann befahl er ihm, mehr durch Zeichen als Worte, sich auf einen niedrigen Stuhl neben seinem Bette zu setzen, und den Kopf auf das Kissen dicht neben dem des Herzogs zu legen, so daß er auch den leisesten Hauch von den Lippen desselben weghaschen konnte. Orlando that alles, wie es ihm angedeutet wurde.

„Ich muß mich kurz fassen, ich habe weder Zeit noch Athem,“ sprach fast unhörbar der Herzog. „Orlando, ich habe ein Geheimniß dir zu entdecken, an welchem mein Glück, meine Ruhe im Leben und im Tode hängt. Achte mein Vertrauen darum nicht geringer, mein Freund, weil

es spät, scheinbar durch Umstände erzwungen, dir wird. Längst solltest du umständlicher erfahren, was ich jetzt, nur in zwei Worten zusammengedrängt, dir mittheilen kann. Ich verschob es auf bis es beinahe zu spät ist. Aufschieben ist die alte ewige Erbsünde, von welcher der Mensch nie sich losmacht, so lange es für ihn noch eine Zeit gibt."

Auf des Fürsten Geheiß holte Orlando jetzt ein künstlich verschlossenes Reiseportefeuille aus einem verborgenen Winkel hervor, das er nie zuvor bei dem Herzoge gesehen. Nach der Anleitung desselben mußte er mit einem kleinen Schlüssel es öffnen, den der Fürst am Halse trug. Dieser nahm einen Brief aus dem Portefeuille heraus, dann übergab er es, sammt dem Schlüssel, an Orlando.

„Bewahre es wohl, lasse es nie in Anderer Gewahrsam," sprach er. „Sehen wir lebend uns wieder, so gibst du unberührt es mir zurück, finde ich hier den Tod, so gibt dieses Behältniß dir Anleitung und Mittel, für ein dann verlassenes Wesen zu sorgen, das mir das theuerste auf Erden ist. Morgen mit Sonnenaufgang reise nach Lucca. Du kennst das Nonnenkloster nahe am Thor dieser

Stadt. Uebergib dieses Schreiben der Aebtissin desselben, unterrichte sie von dem Unfalle der mich betroffen, thue es sanft, mit Vorsicht, denn sie ist meine Gemahlin."

Orlando fuhr auf, und blickte ängstlich und forschend den Herzog an.

„Ich rede nicht irre," sprach dieser mit mattem Lächeln, indem er die Gedanken seines Freundes errieth. „Ich bin vermählt, heimlich, aber nach allen heiligen Gebräuchen unserer Kirche. Seit achtzehn Jahren! Ach damals! Felicia, ein Wunder von Schönheit, ich in blühender Jugendlust, mein ganzes Wesen in Liebesgluth, umstrickt vom süßen Wahnsinn der Leidenschaft. Ach damals!"

Der Herzog verstummte, übermannt von körperlicher Schwäche und innerer Bewegung. Orlando ergriff diesen Augenblick, um ihn flehentlich zu bitten, sich zu schonen, zu schweigen bis späterhin.

„Späterhin möchte leicht zu spät werden, und rede ich nicht, so verzehrt mich innere Angst, daß diese Furcht sich bestätigen könnte," erwiederte der Fürst, und fuhr dann mit möglichst gedämpfter Stimme in seinen Bekenntnissen fort.

Durch ein feierlich ausgesprochenes Gelübde ihrer Mutter, war Felicia schon in frühester Jugend der Kirche geweiht. Fern von der Welt, in völliger Unbekanntschaft mit den Verhältnissen der Leiden und Freuden derselben, war sie in klösterlicher Zucht und Einsamkeit für ihre Bestimmung auferzogen; doch was ihre Erzieher ihr weislich verschwiegen, lehrte sie die allen ihren Kindern verständliche Stimme der Natur. Mit einem innern Widerstreben, dessen Grund ihr unerklärlich war, hatte sie wenige Tage vorher, ehe Herzog Albert zum erstenmal in Genua anlangte, das Novizlat angetreten. Ein Zufall brachte den Bruder der lieblichen Felicia, in die nähere Bekanntschaft des jungen Fürsten, sie verlebten mit einander manchen Tag in froher, mitunter rauschender Geselligkeit, und die Lösung einer in jugendlichem Uebermuthe eingegangenen Wette, bewog einst den jungen Genuesen seinen hohen Freund in das Sprachzimmer des Klosters, in welchem seine Schwester lebte, zu führen, um ihn durch den Augenschein zu überzeugen, daß sie, und nur sie allein es verdiene, die Krone der schönen Genueserinnen zu heißen.

Der erste Anblick ihrer über alle Beschreibung schönen anmuthigen Erscheinung, erweckte in dem Herzen des jungen Fürsten die leidenschaftlichste Liebe; die mit dieser Liebe verknüpfte Gefahr, die augenscheinliche Unmöglichkeit sie zum beglückenden Ziele zu führen, erhöhten die Flamme derselben zur alles überwältigenden Gluth. Ohne nur einen Augenblick seinen Rang, seine Familien-Verhältnisse in Erwägung zu ziehen, stand der Entschluß in ihm fest, Glück und Leben rücksichtslos an den Besitz der Geliebten zu wagen. Er entdeckte sich und seine Pläne ihrem Bruder Manfredo; jeder Genuese von altedlem Geschlecht, stellt in seinem Sinne sich Königen gleich; und die Aussicht, seine Schwester als Gemahlin dieses Fürsten, und durch sie die gesunkene Größe seines uralten, aber verarmten Hauses wieder erstehen zu sehen, bemächtigte sich sogleich mit Allgewalt des ränkevollen, stolzen und ehrgeizigen Italieners, und stimmte ihn zur höchsten Bereitwilligkeit, im Dienste dieser Liebe.

Beinahe ein volles Jahr mußte noch vergehen, bis zu dem Zeitpunkte, wo Felicia den Schleier nehmen sollte, der von der Welt, von Liebe und Freiheit auf ewig sie scheiden mußte, und es gab

auch Mittel diesen Tag noch weiter hinauszuschie-ben. Man hatte also viel Zeit vor sich; was man wünscht glaubt man gern, und die Liebe überzeugte den Herzog eben so fest, als der nicht minder mächtige Ehrgeiz seinen Vertrauten, daß man in Jahresfrist alles erringen könne, was man nur recht ernstlich wolle. Indessen täuschte sich Manfredo doch nicht ganz; er wußte, daß vor der Hand an keine öffentliche Verbindung des Herzogs mit seiner Schwester zu denken sey, und nahm darnach seine Maaßregeln. Denn, wenn selbst das Unmögliche geschehe, und des Herzogs hohe Verwandte in diese Verbindung willigten, so würden doch Felicia's Eltern nie dahin zu bringen seyn, das Gelübde freiwillig zu brechen, das ihre Tochter der Kirche gelobte, und gelte es dem Throne eines Kaisers, ja selbst der Lebensrettung des geliebten Kindes; davon war Manfredo vollkommen überzeugt. Er ließ sich indessen dadurch nicht abhalten, alle Schwierigkeiten zu besiegen, die der nähern Bekanntschaft des Herzogs mit seiner Schwester sich entgegen stellten. Er führte ihn selbst am Sprachgitter ihr zu. Die heiße Liebe des schönen fürstlichen Jünglings erklärte sich bald, und blieb

nicht unerwiedert. Felicia theilte sich mit aller Gluth eines jungen, sich selbst noch nicht verstehenden Herzens, das gerade in dem Augenblick zum Leben erwacht, in welchem es auf ewig in Entsagen und ewigem Alleinseyn erstarren sollte.

Während das glückliche Paar, von Liebeszauber umfangen, alles vergaß, war Manfredo auf das thätigste bemüht, seinen wohlüberdachten Plan auszuführen. Mit schlauer Beredsamkeit wußte er sowohl den Beichtvater, als die Aebtissin des Klosters, in das Geheimniß der Liebenden zu ziehen, und sie für dasselbe zu gewinnen. Beide waren seinem Hause nahe verwandt, beide hatten früher zu lange in der Welt, und in zu mannichfaltigen Verbindungen mit ihr gelebt, als daß er dabei ihren geistlichen Fanatism zu fürchten gehabt hätte. Er brachte das Paar bald dahin, die großen Vortheile einzusehen, die aus Felicia's Vermählung, sowohl der Familie, welcher sie gemeinschaftlich angehörten, als auch dem Kloster, dem jene beide vorstanden, bringen mußte. Es ward beschlossen die Liebenden heimlich trauen zu lassen, um auf jeden Fall des Herzogs gewiß zu seyn, die Vermählung selbst aber so lange verborgen zu

halten, bis es Zeit würde damit an das Licht zu treten, und diese Zeit bei der dermaligen Stellung der politischen Welthändel schien den drei Verbündeten nicht eben allzuentfernt zu seyn.

Ein alter stumpfsinniger Mönch, der weder den Herzog noch dessen Braut kannte, traute das Paar in Manfredo's Gegenwart, ohne daß weder die Aebtissin noch der Beichtvater darum zu wissen schienen. Tage und Wochen vergingen den Neuvermählten in einem Taumel von Seligkeit; sie waren zu glücklich, um darüber nachzudenken, wie es möglich sey, daß sie so ungestört und fast zwanglos ihre Zusammenkünfte bald im Kloster, bald in dem Garten desselben halten konnten; sie wußten, daß Manfredo für sie wache, aber sie ahneten nicht, daß die Aebtissin selbst alles thue, um ihr süßes Geheimniß mit einem undurchdringlichen Schleier zu verhüllen.

Ein nicht auszuweichender Befehl seines höchsten Verwandten, der den Herzog plötzlich zurück in die Heimath rief, erweckte endlich die Armen aus ihren seligsten Träumen, um sie in einen Abgrund von Qualen zu stürzen. Ihr Abschied von einander war, wie wenn Leib und Seele sich scheiden.

Und wie bei jener ernsten Trennung, die jedem lebenden Wesen bevorsteht, so blieb auch ihnen kein anderer Trost, als die Hoffnung des Wiedersehens und der Wiedervereinigung auf ewig.

In der ersten Zeit schrieb der Herzog sehr oft an seine junge Gemahlin. Ausbrüche glühender Leidenschaftlichkeit, verzehrender Sehnsucht; bittere Klagen über Verzögerung seines einzigen Glückes auf Erden, waren der Inhalt dieser Briefe. Allmählig wurden sie immer ernster und trüber, sie kamen seltner und seltner; die Möglichkeit, jeder zu voreilig gefaßten Hoffnung gezwungen entsagen zu müssen, ward erst leise, dann immer bestimmter angedeutet, zuletzt erfolgte eine lange Pause, in welcher Herzog Albert gar nichts von sich hören ließ.

Endlich fiel der entscheidende Schlag. Der Herzog schrieb, er habe alles versucht, alles sey fehlgeschlagen; er müsse jeder Hoffnung einer möglichen Erfüllung seines heißesten Wunsches mit blutendem Herzen entsagen. Unübersehbares Elend, trostloser Untergang, drohe von hoher Hand ihm, der Geliebten und Allen, die in dieses unselige Geheimniß verflechten gewesen; nur tiefes Schweigen

böte noch Rettung und Sicherheit. Deßhalb würde auch er hinfort dieses Schweigen beobachten, doch bliebe die Geliebte seinem Herzen ewig theuer; nie würde er aufhören, sich durch die heiligsten Bande ihr verbunden zu fühlen, nie einer Andern die Hand am Altare reichen, sondern ihr stets unverbrüchliche Treue bewahren.

Felicia, die arme Felicia, was wäre von ihr zu sagen, das Jeder nicht besser in seinem Herzen empfände?

Mit grausenvollem Entsetzen, von dem sie, die Unschuldige, Unerfahrne, nichts wußte, hatte die Aebtissin kurz vorher entdeckt, daß Felicia ein Pfand ihrer Liebe unter dem Herzen trage. Das Daseyn dieses Kindes, wenn es bekannt wurde, mußte besonders in der jetzigen Lage der Dinge, Verderben und Untergang über Felicia sowohl, als über die Aebtissin selbst herabziehen, das sah die kluge welterfahrne Frau deutlich ein, und sie beschloß daher es nur dem Vater desselben zu entdekken, und übrigens vor Jedermann, selbst vor Felicia's Bruder verborgen zu halten. Dieser wüthete jetzt in unversöhnlichem Hasse gegen den Herzog, sein Durst nach Rache an demselben war um so

verzehrender, je weniger sich eine Möglichkeit zeigte, ihn befriedigen zu können, und es ließ sich gar nicht im Voraus berechnen, zu welchen Greuelthaten sein heftig aufgebrachtes Gemüth ihn vielleicht würde hinreißen können.

Das Unmöglichscheinende gelang durch die klugen Vorkehrungen der Aebtissin. Felicia gebar eine Tochter, ohne daß Jemand im Kloster etwas davon erfuhr. Nur der Beichtvater wurde mit in das Geheimniß gezogen; das Kind ward von ihm Rosalba getauft, und dann mit seiner Amme, die nicht wußte wem es angehörte, über die See nach Frankreich geschickt, wo es durch die Veranstaltung des Beichtvaters, unfern Marseille einen sichern Aufenthalt bei wackern Landleuten fand, die das arme verlassene Wesen mit Liebe und Treue verpflegten.

Die Zeit in welcher Felicia den Schleier nehmen sollte war indessen herangekommen. Das Band zwischen ihr und dem Herzoge war zerrissen, ihr Bruder, der die einst von ihm selbst herbeigeführte Verbindung, jetzt als die Schande seines Hauses verfluchte, drang nun selbst darauf, dieselbe durch ein ewig bindendes Gelübde, gänzlich vernichtet

zu wissen, und die arme Felicia weigerte sich nun nicht mehr einer Welt zu entsagen, deren höchste Seligkeit und deren bitterste Täuschung sie erfahren hatte. Als man ihre Locken abschnitt, und den schwarzen Schleier über sie deckte, der von jedem äusseren Leben auf ewig sie trennen sollte, da war ihr, als kehre sie nach langem Herumirren in einer fremden bunten Zauberwelt, in das öde traurige, aber Sicherheit bietende Vaterhaus, in die arme Heimath ihrer Kindheit zurück, denn diese war das Kloster ihr von jeher gewesen. Nach einiger Zeit schien das, was sie in dem kurzen Zeitraume von wenigen Monaten erlebt und erlitten, ihr nur ein banger und seliger Traum, der in immer undeutlicher werdenden Umrissen ihr vorschwebte. Nur ein Gefühl verband sie noch mit dem äußeren Leben, und dieses war die Sehnsucht nach ihrem Kinde.

Mit inniger Dankbarkeit, mit unumschränktem Vertrauen, fühlte sie zu der Aebtissin sich hingezogen, deren früheren Antheil an ihrem Geschick ihr unbekannt geblieben war, und die sie jetzt als ihren zur Zeit der Noth ihr erschienenen Schutzgeist, mit aufrichtiger Ergebenheit verehrte. Die Aebtissin lohnte ihr dafür durch gegenseitige Zuneigung,

und zuletzt durch unbeschränktes Vertrauen. Als Rosalba das achte Jahr erreicht hatte, gab sie dem heißen Wunsche der Mutter derselben nach, und traf Anstalten, die Kleine, als die Tochter einer ihrer Freundinnen in Frankreich, in die Zahl der jungen Mädchen, aus meistentheils bedeutenden Familien, aufnehmen zu lassen, die als Pensionärinnen des Klosters in demselben erzogen wurden. Felicia meinte vor Freuden zu sterben, als sie diesen Entschluß ihrer Beschützerin vernahm. Wonnetrunken willigte sie in alle Bedingungen, die ihr dabei gemacht wurden; sie legte in die Hände der Aebtissin einen feierlichen Eid ab, sich ihrer Tochter nie, unter keiner Bedingung, als Mutter zu erkennen zu geben; und bald darauf langte die Kleine im Kloster an, begleitet von ihrer Gouvernante, die von Kindheit auf sie gepflegt hatte.

Mit schmerzlicher Freude hatte Herzog Albert die Nachricht von Rosalba's Geburt damals vernommen; die stille Gewalt der Zeit ließ nach und nach das Bild der Mutter seiner Tochter in seinem Herzen, wie in seiner Phantasie erbleichen, ohne es jedoch ganz zu verlöschen. Ergriffen vom raschesten Taumel des Lebens, hingegeben allen Zer-

streuungen, denen sein hoher Rang wie auch die ihn auszeichnenden körperlichen und geistigen Vorzüge ihn entgegen führten, hörte er endlich ganz auf jener kurzen seligen Tage mit Sehnsucht zu gedenken, die er im innigsten Vereine mit der schönen liebeglühenden Felicia verlebt hatte. Doch hielt er, was er ihr zuletzt gelobt; er bot keiner zweiten Gemahlin die Hand, und der Wunsch, das Kind seiner ersten Jugendliebe nur einmal zu sehen und umarmen zu können, stieg oft in ihm auf, und wuchs endlich bis zur ungeduldigsten Sehnsucht.

Als er von der Aebtissin nach mehreren Jahren die Nachricht erhielt, daß sie gesonnen sey, seine Tochter mit der Mutter derselben in ihrem Kloster zu vereinen, und sie unter Felicias Augen erziehen zu lassen, da wiederstand er dieser Sehnsucht nicht länger; im strengsten Incognito, eilte er seine Tochter in ihrer ländlichen Einsamkeit in der Provence aufzusuchen, ehe sie dieselbe mit dem Kloster vertauschen müßte.

Nie hat die Erde ein lieblicheres, engelgleicheres Wesen getragen, als die damals kaum acht Jahre alte Rosalba. Herzog Albert betrachtete sie mit staunendem Entzücken, und als er von ihr scheiden

mußte, nahm er sie in seine Arme, und verband sich durch einen heiligen Eid, alles daran zu setzen, um diesem holden Wesen dereinst alle die Vortheile zu verschaffen, zu welchen seine Geburt es berechtigte.

Wiederum vergingen zehn Jahre. Die Aebtissin starb in deren Verlaufe; zufolge früher getroffenen Vorkehrungen ihrer Beschützerin, wurde Felicia zur Nachfolgerin derselben erwählt, und stand jetzt mit Würde und Nachdruck, mit klugem Sinn und scharfem Blick, den Angelegenheiten des Klosters vor, wie sie es von ihrer Vorfahrerin erlernt. Die Zeit hatte ihr Blut gekühlt, ernste Beschäftigungen sie vom Grübeln über sich und ihr früheres Geschick abgezogen. Ihr stolzes Naturell hat den Schmerz über das Unrecht zu besiegen gewußt, das sie von dem einst Geliebten erlitten; für alles, was ihrem Leben übrigens entzogen war, wußte sie Trost und Entschädigung im Bewußtseyn unbeschränkter Herrschaft in ihrem kleinen Bezirke, zu suchen und zu finden, und vielleicht behütete nur Rosalba's Gegenwart das Herz der Mutter vor völligem Erstarren. Felicia hielt fest an dem Gelübde, sich ihrem Kinde nie

als das was sie ihm war, zu erkennen zu geben aber sie liebte und hütete es wie ihre Augen. Der Gedanke an die Zukunft dieses lieblichen Wesens, füllte oft ihre einsamen Stunden mit banger Sorge. Oft war sie nahe daran es der Kirche zu weihen, um den Gefahren der Welt es auf immer zu entziehen; dann aber wachten alte Erinnerungen aus ihren frühesten Jugendträumen in ihr auf, und so blieb sie in Zweifeln befangen, und wußte sich nicht zu entscheiden. — Da nahte plötzlich Fürst Albert sich ihr schriftlich wieder. Seit Jahren hatte sie nichts von ihm gehört. Er meldete ihr, daß seine Familienverhältnisse eine Wendung genommen hätten, die ihm günstig sey, und die Aussicht vergönnte, vielleicht dereinst auf ihrer beider Kind allen Glanz, alles Glück übertragen zu können, den ein feindliches Geschick ihn verhindert hätte, der Mutter desselben zu gewähren. Er beschwor sie bei Rosalba's Glück, ihm wieder Glauben zu schenken, und die geliebte Tochter seiner Vatersorge zu übergeben; er gelobte an dem Kinde wieder gut zu machen, was er einst, freilich mit blutendem Herzen, an der schönen geliebten Mutter desselben verschuldet. Name, Rang, Reichthum,

alles was Felicia's Leben hatte entbehren müssen. Felicia weigerte sich lange, auf die Vorschläge des Herzogs einzugehen, und dieser begab sich nach Genua, um die Angelegenheit die ihm jetzt zunächst am Herzen lag, eifriger betreiben zu können. Boten gingen täglich zwischen ihm und dem Kloster hin und wieder. Ihn wieder zu sehen, um alles mündlich mit ihm abzumachen, verweigerte ihm der stolze Sinn der Aebtissin; aber eben dieser zeigte ihr auch die Aussichten, die ihre Tochter an der Hand des fürstlichen Vaters erwarteten, in einem glänzend verführerischen Lichte, dem sie zuletzt nicht länger zu wiederstehen vermochte. Er half ihr, den Schmerz der Trennung von dem einzigen Wesen das sie liebte, zu unterdrücken, und bewog sie endlich, nach manchem sauern Kampfe, darein zu willigen, daß die junge Rosalba im Namen der Person, die sie vor zehn Jahren dem Kloster übergeben haben sollte, an einem bestimmten Tage aus diesem abgeholt werde.

Alles dieses, nur weit kürzer, weit weniger umständlich, vertraute der verwundete Herzog in

jener Nacht seinem jungen Freunde. „Der morgende Tag ist bestimmt, meine Tochter aus dem Kloster abzuholen," setzte er am Ende hinzu. „Lassen wir ihn vorüber gehen, so bemächtigt sich neues Mißtrauen der Mutter, und sie nimmt, was ich mit Mühe von ihr errungen, wieder zurück. Auch andre Gefahren drohen. Der Dolch, der mich traf — die Hand des Bruders meiner Gemahlin hat ihn geführt. Nicht die Zeit, nicht mein strenges Incognito, konnten nach achtzehn Jahren dem Auge meines Todfeindes mich unkenntlich machen. Indem ich, von seiner Hand getroffen, zurücksank, flüsterte er, von einer Verwünschung begleitet, den Namen Felicia mir zu, und entfloh. Den, welchen ich einst Freund nannte, soll meine Rache nicht verfolgen; doch die Zeit, in der er sich nun aus Furcht verborgen hält, ist die sicherste, um meine Tochter aus dem Kloster, nach Mailand in das Haus einer Freundin zu bringen; hilft mir Gott, so treffe ich sie dort, im Hause der Gräfin Gandolfi."

„Gold, Briefe, schriftliche Anweisung, wie du in verschiedenen Fällen dich zu nehmen hast, findest du in jenem Portefeuille" sprach der Herzog nach

einer kleinen Pause. „Seit lange habe ich zur Erfüllung dieses Auftrags dich ersehen; ich habe alles vorbereitet, selbst auf den Fall meines schnellen Todes.“

Der Fürst schloß die Augen, und sank, höchst ermattet, in tiefen, einer Ohnmacht gleichenden Schlummer zurück. Orlando harrte in Todesangst ihm zur Seite, und wagte es nicht den Blick von ihm abzuwenden. Nach einer Stunde erwachte der Kranke neugestärkt. „Der Hahn kräht,“ flüsterte er, „die Zeit eilt, du mußt noch viel erfahren, und ich habe wenig Athem mehr.“

„Die zur Anerkennung meiner Tochter nöthigen Papiere liegen in P . . . . bei meiner edlen mütterlichen Freundin, der Fürstin von Z . . .; zu ihr muß Rosalba, im Fall Gott über mich anders gebeut. Im Portefeuille liegt ein Brief an diese treffliche Frau. Ehe Rosalba im Schutz derselben sich befindet, darf Niemand ahnen wer sie ist. Gefahren drohen ihr von allen Seiten; sie hat mächtige Feinde — meine Agnaten, denen sie die bei meiner Ehelosigkeit gehoffte Erbschaft verkümmert. Darum entfernte ich mein Gefolge, ich wollte keine Spione dulden. Eile, eile, sey vorsichtig und verschwiegen.“

Abermals hemmte Ermattung dem Fürsten die Sprache. Nur durch Zeichen trieb er den tiefbetrübten Orlando, Portefeuille, Gold und Briefe an sich zu nehmen, den Arzt zu rufen, und sich dann so schnell als möglich auf den Weg zu machen. Vom Schmerz und banger Besorgniß übermannt, knieete Orlando neben ihm hin, überströmte mit Thränen die ihm gebotene bleiche Hand, indem er an seine Lippen sie drückte, gelobte bei allem was ihm heilig, den ihn ehrenden Auftrag auf das treulichste und besonnenste auszuführen, und riß sich endlich mit wiederstrebendem Herzen los, um den Befehlen seines hohen Freundes zu gehorchen.

Nach wenigen Stunden, sah die aufgehende Sonne ihn schon dem ihm bezeichneten Kloster zueilen; noch war sie nicht dem Westen zugesunken, als Orlando an der Pforte desselben sich meldete. Es war sichtbar, die Aebtissin hatte Botschaft erwartet. Orlando wurde ohne Zögern in ihr Sprachzimmer geführt. Der Vorhang schwand, der das Gitter verdeckte, hinter welchem die Aebtissin in ihrem Armstuhl thronte; eine edle, hohe Gestalt, mit dem Anstande einer Königin, mit großen dunkeln blitzenden Feueraugen, und einem kalten,

aber regelmäßig schönen Gesicht. Mit einem kaum merklichen Neigen des stolzen Nackens begrüßte sie schweigend den eintretenden Jüngling, der wunderbar beklommen, es kaum wagte das Auge bis zu ihr zu erheben, denn er fühlte, wie der scharfe, helle, stechende Blick der hochwürdigen Frau, durch Mark und Seele ihm drang.

Endlich ermannte er sich doch. Er überreichte ihr ein vom Herzoge vor dessen Verwundung niedergeschriebenes, weitläuftigeres Schreiben, und ein Paar Zeilen, welche dieser nach dem Unfall mit schwacher Hand in schwankenden Zügen mühsam zu Wege gebracht hatte; zugleich stattete er ihr einen sehr gemilderten Bericht von dem ab, was seinen hohen Freund betroffen. Die Aebtissin schauderte erbleichend, als Orlando den Herzog nannte, ihre Hand zitterte, indem sie die Briefe aus der seinigen nahm, aber sie faßte sich mit großer Gewalt, indem sie dieselben flüchtig mit den Augen durchlief, und vermochte bald darauf mit fester Stimme, beinahe kalt-höflich, nach den näheren Umständen bei der Verwundung des Herzogs sich zu erkundigen, und sehr gelassen die Hoffnung seiner baldigen Genesung auszusprechen.

Orlando fühlte sich von diesem kalten Benehmen innerlich beinahe bis zum Ingrimm empört, und dennoch durchrieselte ihn dabei eine Art schaudernder Ehrerbietung, vor diesem scheinbar über alles menschliche Empfinden erhabenen Wesen. Hat Liebe jemals dieses Marmorbild durchglühen können! dachte er bei sich selbst, während sie den längeren Brief aufmerksamer las. Kann man den Schein jugendlicher Schönheit so im Aeußeren bewahren, während, lange vor der Zeit, das starre kalte Alter, im Innern den furchtbarsten Sieg davon trägt, und jeden Nachklang jugendlichen Gefühls vertilgt?

„Ich muß Ihnen nach diesen Briefen vertrauen, und das geliebteste Kleinod unseres Hauses Ihrem Schutze und Ihrer Sorgfalt auf einige Tage übergeben," sprach jetzt die Aebtissin. „Zwar hatte ich in dieser Angelegenheit von dem Herzoge die Wahl eines älteren erfahrenern Geleitsmanns erwartet, doch muß ich glauben, daß zureichende Gründe ihn bestimmt haben, Ihrer Jugend zu vertrauen. Ueberdem genießet das Fräulein Rosalba noch des Schutzes einer würdigen Frau, ihrer Gouvernante, einer Französin, die sie

hieher geleitete, die ganze Zeit über im Kloster bei ihr verweilte, und sie jetzt wieder zurück zu ihren Verwandten bringen wird. Der Weg von hier nach Mailand ist völlig gefahrlos, und ich bin überzeugt, daß Sie während der Reise für die Damen ritterlich Sorge tragen werden. Um unnützes Aufsehen zu vermeiden, wünsche ich, daß Madame Dubois unterweges sowohl für Ihre, als des Fräuleins Mutter gelten möge. Die Umstände müssen diese Nothlüge entschuldigen; in Mailand sind Sie denselben sowohl als überhaupt Ihres Amtes überhoben. Mit Tagesanbruch wird alles zu Ihrer Abreise bereit seyn, bis dahin ist am äußeren Vorhofe des Klosters, bei dem Verwalter desselben, für Ihre Aufnahme gesorgt."

Ein zweites fast unsichtbares Neigen des schönen ernsten Hauptes, deutete jetzt Orlando's Verabschiedung an; noch ehe dieser ein Wort erwiedern konnte, ließ der helle Klang eines Silberglöckchens sich hören, und der Vorhang war wieder zwischen ihm und dem innern Heiligthume des Sprachzimmers gesunken. Nein, diese Kälte! diese furchtbare Kälte! war Orlando, alle Mäßigung verlierend, im Begriffe auszurufen; da traf ein tiefer Seufzer

sein Ohr, halb ersticktes leises Weinen ward hinter dem Vorhange hörbar. Schwankend zwischen Reue, tiefem unendlichen Mitleid und banger Scheu, wollte Orlando schon unbesonnen den Vorhang mit unheiliger Hand berühren und wegziehen, doch die Layenschwester, welche ihn vorhin in das Sprachzimmer geleitet hatte, trat herein; sie nöthigte ihn, dasselbe zu verlassen und ihr zu dem Verwalter des Klosters zu folgen, der unten seiner harrte, um ihn bis an die Gränze des äußersten Vorhofs, in seine Wohnung zu führen.

Kaum graute der Morgen des folgenden Tages, als schon ein Reisewagen aus dem innern Hofe des Klosters herausrollte. Der Schlag wurde aufgemacht, Orlando hineingeschoben, der Vetturino trieb seine Pferde an, und, wie zwischen Wachen und Träumen, fand sich der Jüngling zweien dicht verschleierten, übrigens aber einander völlig unähnlichen Gestalten gegenüber. Rosalba, hoch, schlank, edel in Stellung und Haltung, saß schweigend, fast regungslos in eine Ecke gedrückt; ihre Gesellschafterin hingegen, eine kleine, runde, mütterlich aussehende, redselige Frau, begrüßte in französischer Sprache den jungen Beschützer der

Damen recht freundlich. Sie war entzückt, als ihr Gruß eben so erwiedert wurde; denn ohnerachtet ihres zehnjährigen Aufenthaltes in Italien, war es ihr, als einer ächten Französin, dennoch unmöglich gewesen, italienisch zu lernen. Rosalba weinte indessen still vor sich hin; erst vor wenigen Stunden hatte sie von der Verwundung ihres Vaters gehört, die diesen verhinderte, sie, wie er gehofft hatte, nach Mailand zu begleiten. Schon lange hatte das junge Herz mit tiefer Sehnsucht dem Augenblick entgegengeschlagen, der es zum erstenmale einem Wesen entgegenführen sollte, zu dem es sich, als ihm angehörig, rechnen dürfe; jetzt war dieser Augenblick auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben; durch eine verbrecherische That, deren bloße Möglichkeit das arme, mit der Welt ganz unbekannte Kind in Angst, Sorge und Grauen versetzte. Ihre Thränen flossen zugleich dem Vater, und dem Schmerze darüber, daß diese Welt, die sie so schön sich gedacht, auf solche Weise sich zuerst ihr offenbaren mußte.

Endlich ging die Sonne über ein blühendes, lachendes Eden auf, aus hoher blauer Luft, aus Bäumen und Hecken und Weingärten, begrüßte

lauter Jubel die Königin des Tages; blitzend gleich zerstreuten Edelsteinen, lag der schimmernde Thau auf der bräutlich geschmückten Erde, und berauschende Düfte stiegen aus all' den tausend würzigen Kräutern und Bäumen des Südens, zum freundlich milden Himmel hinauf. Seit sie der ersten Kindheit entwachsen, hatte Rosalba die unendliche Pracht der Natur nur aus dem Fenster ihrer Klosterzelle von Ferne erblickt; die Freude über das entzückende, lange entbehrte Schauspiel überwältigte den zagenden Schmerz in ihrem Gemüthe; sie richtete sich empor und schlug den Schleier auf, um mit vollen Zügen den erquickenden Morgenduft einzuathmen. Orlando blickte sie an, und gleich einem Stern im Kelche einer Lilie, leuchtete Herzog Alberts schönes Feuerauge, aus dem unbeschreiblich reizenden aber blassen Gesichte der Tochter desselben, ihm entgegen.

Ein anfangs allgemeines Gespräch wurde von der kleinen Reisegesellschaft jetzt angeknüpft, zu welchem der schöne Morgen den bequemsten Stoff lieh; doch bald nahm es zwischen dem Fräulein und Orlando eine interessantere Wendung. Rosalba entdeckte mit Freuden, wie fest ihr junger

Beschützer mit ihrem Vater verbunden sey, mit wie inniger Ergebenheit er an ihm hange, und des Fragens von ihrer, wie des Erzählens von seiner Seite ward nun kein Ende. Der Tochter bange Sorge um den Vater, sprach so deutlich und ergreifend sich aus, daß Orlando es nicht wagen mochte dessen Genesung, als dem mindesten Zweifel unterworfen, ihr darzustellen. Er konnte es nicht über sich gewinnen, dieses weiche, liebliche, so leicht und tief verletzbare Wesen, vielleicht ganz unnöthig zu betrüben, und täuschte sich endlich selbst, indem er aus gutmüthiger Schonung unsichere Hoffnungen ihr so lange als Gewißheit zeigte, bis er sie selbst für solche zu nehmen begann. In nie gefühltem Entzücken verlor er dem holdesten Wesen gegenüber, das je sein Auge gesehen, oft den Faden des Gesprächs. In den schönen Zügen des zarten jugendlichen Köpfchens, im Aufschlagen der dunkeln, von langen seidenen Wimpern umschleierten Strahlenaugen, sprach Milde und Güte sich aus; ihrem ganzen Wesen schien eine wunderbare Neigung zum Leiden, zur Liebe, vielleicht zur schmerzlichsten Leidenschaftlichkeit eigen zu seyn. Unerachtet einer fast träumerischen Unbekanntschaft

mit der Welt, war es dennoch, als ob Rosalba eine unbeschreibliche Sehnsucht nach Glück in sich trüge, ihre ganze Erscheinung war sichtlich von allen Seiten leicht verletzbar, und doch ihr Herz der kindlichsten Freude nicht minder offen, als dem herbesten Schmerz.

Engel sollten auf ihren Fittichen dich durch das Leben tragen, du holdes liebseligstes Wesen, dachte Orlando, indem er sie unbemerkt betrachtete. O wer könnte dieses weiche Herz jemals verwunden wollen, und welche Seligkeit müßte es seyn, das ganze Daseyn daran zu setzen, um ihm jeden Schmerz zu ersparen, und immer dieses Lächeln die Rosenlippen umspielen zu sehen!

Und dennoch war es Orlando's Bestimmung, der lieblichen Rosalba den ersten großen Schmerz ihres Lebens zu geben. Am zweiten Abend der Reise bemerkte er beim Vorfahren vor dem Hause, wo sie ihr Nachtquartier nehmen sollten, den Kammerdiener des Herzogs. Die Erscheinung desselben hier, zu dieser Zeit, den Ausdruck tiefer Betrübniß in den Zügen des alten Dieners, sagten ihm Alles, und erfüllten ihn mit vorahnendem Schrecken. Doch war er noch besonnen genug,

die Damen zuvor in ihr Zimmer zu führen, und den Boten der Trauer erst später zu sich zu berufen.

Orlando's banges Ahnden hatte ihn nicht getäuscht; sein edler Freund war nicht mehr; Erschöpfung aller Kräfte, wahrscheinlich durch jene letzte lange Unterredung noch beschleunigt, hatte einen sanften schmerzlosen Tod ihm gegeben. Er hatte nicht gern aber resignirt das Leben verlassen; kurz vorher, ehe er starb, befahl er noch seinem treuesten Diener, seinen jungen Freund Orlando an dieser Stelle zu erwarten, und ihm zu sagen, daß nur die feste Ueberzeugung den Tod ihm erleichtere, er werde treu, umsichtig und genau seinen letzten wichtigen Auftrag, im liebevollen Andenken an ihn vollenden. In den letzten Augenblicken hatte er mit schwacher Hand es noch versucht, einige Zeilen für Orlando niederzuschreiben; bis auf den Namen Orlando und Rosalba waren sie jedoch völlig unleserlich. Der Sterbende hatte dieses selbst bemerkt, und schmerzlich lächelnd die Augen geschlossen, um sie nie wieder zu öffnen.

Orlando durchwachte die Nacht in schmerz-

licher Trauer und bittern Klagen um seinen edlen entschlafenen Freund. Zitternd ging er am Morgen, um der armen Rosalba anzukündigen, was sie verlören; er fand sie vorbereitet; sein lauter Jammer war in der Stille der Nacht bis zu ihrem, nicht weit von dem seinen entfernten, Zimmer gedrungen; sie hatte geglaubt, seine Stimme zu erkennen; eine Ahnung der Ursache seines Schmerzes war in ihr erwacht, und sein Anblick am folgenden Morgen bestätigte diese vollkommen. Ihre Thränen vereinigten sich mit den seinigen, noch ehe ein Wort über die Veranlassung derselben gesprochen wurde.

Rosalba's erste bestimmte Aeußerung war jetzt der Vorsatz, nach Genua zu eilen, um wenigstens im Tode die geliebten Züge ihres Vaters zu sehen, den sie im Leben nie gekannt. Nur die Ueberzeugung, zu der Orlando mit vieler Mühe sie brachte, daß sie auch bei der möglichsten Eile, zur Erreichung dieses Zweckes, immer zu spät dort anlangen müßte, konnte sie davon abbringen. Nun aber bestand sie darauf, in's Kloster zurückzukehren, das sie vor zwei Tagen verlassen, um dort ihr ganzes Leben der Trauer um ihren Vater

zu weihen; denn der Gedanke, als ein freundloses, schutzloses Wesen, von keiner schirmenden Hand geleitet, in die ihr völlig unbekannte Welt zu treten, flößte ihr unnennbares Grauen ein. Orlando erbleichte, sein Herz erstarrte in unsäglicher Angst, als er dieses aus ihrem Munde vernahm; ihm war, als drohe die Sonne unterzugehen in langer endloser Nacht; ihm war, als müsse auch er aus der Welt, nun Rosalba sie nicht mehr schmücken wolle; doch eben sein Schmerz gab ihm Muth. Ernst, zürnend beinahe, stellte er der Zagenden das Unrecht vor, durch das sie im Begriff stehe, sich an dem Andenken ihres Vaters zu versündigen, wenn sie aus ängstlicher Sorge um sich selbst, den letzten Wunsch desselben unerfüllt lassen wollte, auf den der Verklärte sein Glück und seine Ruhe im Leben und im Tode gestellt, zu dessen Erfüllung er Alles vorbereitet habe, selbst auf den jetzt wirklich eingetretenen schmerzlichen Fall, den er mit ahnendem Sinn vielleicht lange vorher schon gesehen.

Still weinend hörte Rosalba den Jüngling an, und ergab sich endlich seinen Gründen mit frommer Demuth, die sie in seinen Augen zur

Heiligen verklärte. Von nun an sah sie in ihm ihren einzigen Beschützer in einer Welt, deren unruhiges Leben und Treiben, in ihrem tiefen Schmerz, sie unsäglich beängstigte. Sie stützte sich einzig auf ihn, als den Abgesandten ihres verklärten Vaters, um den Weg wandeln zu können, den dieser ihr vorgezeichnet hatte. Orlando klagte mit ihr, er theilte mit ihr den tiefen Schmerz um den Heißbeweinten, dem auch seine Thränen flossen; er gehörte ihr zu, er war der Einzige, der jemals zu ihr, der immer Vereinzelten, gehört hatte; er war ihr Freund, ihr Beschützer, ihr Berather, — mit einem Wort, er war die erste Liebe des unschuldigen, in klösterlicher Einsamkeit erwachsenen Mädchens, das nie auch nur den Namen jener alles beherrschenden, alles verzehrenden Leidenschaft gehört, die jetzt in der jungen zarten Brust erwachte.

Schon damals, als Rosalba's Augen zum erstenmal unverschleiert auf ihm ruhten, hatte Orlando gefühlt, daß diese Sterne von nun an die Richtung seines Lebens bestimmen müßten, wenn auch vielleicht aus unerreichbarer Höhe; wie die ewig strahlenden Lichter des sich über ihm wölben-

den Himmels, zu denen er auf nächtlichem Wege immer gern emporblickte, obgleich sie ihm zu ferne standen, um seinen dunkeln Pfad freundlich zu erhellen. Er war damals fest entschlossen gewesen, der Fürstentochter gegenüber in ziemender Ehrfurcht sich zu halten, und nie sich des Vertrauens unwerth zu bezeigen, dessen ihr Vater ihn einst gewürdiget; doch alles hatte nun sich anders gestaltet. Gemeinschaftliche Sorge, gemeinschaftlichen Schmerz, und zuletzt eine große Verlegenheit, in die sie bei ihrer Ankunft in Mailand geriethen, und durch die Rosalba gänzlich und einzig auf Orlando's schützende Vorsorge angewiesen wurde, alles dieses zusammen brachte beide im Laufe weniger Tage einander näher, als sie, im gewöhnlichen Gange des Lebens, sich vielleicht in vielen Monaten nicht gekommen wären.

Die Gräfin Gondalfi, Herzog Alberts Freundin, an die er in Mailand seine Tochter einzig gewiesen, war bei Rosalba's Ankunft in jener Stadt, dort nicht zugegen. Wichtige Angelegenheiten hatten sie gezwungen, plötzlich nach Frankreich zu reisen; den Brief des Herzogs, in welchem er ihr über die nahe Ankunft seiner Tochter

Gewißheit gab, hatte sie nicht mehr erhalten, er lag noch uneröffnet da; keine Anstalten zu Rosalba's Empfange waren getroffen, das Haus war verödet, denn die Gräfin hatte den bedeutendsten Theil ihrer Dienerschaft mit sich genommen, und Niemand war vorhanden, der im Stande gewesen wäre, den Ankommenden nur einigermaßen genügende Auskunft zu geben.

Ohne ein Wort zu sprechen, blickte jetzt die arme Rosalba, im tiefsten Gefühle unendlicher Verlassenheit, zu Orlando auf. Ihr war zu Muthe, wie es einem Schiffbrüchigen seyn mag, den die tobende Welle an das Ufer einer wüsten Insel auswarf. Laute Klagen, denen ihre Begleiterin sich überließ, vermehrten ihre Noth, denn die sonst herzensgute Madame Dubois, die jetzt für Rosalba's Mutter galt, war eigentlich eine sehr gewöhnliche Frau; die wenige Gewandtheit und Lebenserfahrung, welche sie früher in der Welt sich angeeignet haben mochte, waren während der zehn im Kloster zugebrachten Jahre ihr wieder verloren gegangen; sie jammerte daher jetzt völlig hülflos, als sähe sie ihren offenbaren Untergang vor Augen; und Orlando, von allen Seiten au

diese Weise gedrängt, bedurfte großer Geistesgegenwart, um hier das Beste zu wählen.

Sein erster Gedanke war, seine Pflegebefohlenen in den Schutz seines Pflegevaters, des Baron Greifenhorst, zu bringen; doch ihm fiel zugleich auch ein, daß der Bruder desselben, Leonhards Vater, noch bei diesem verweile. Er erinnerte sich, daß der verstorbene Fürst des Präsidenten von Greifenhorst als eines Mannes erwähnte, den er achte, dessen Pfad aber den seinigen oft durchkreuzt habe; Orlando wußte nicht, ob er nicht früher sogar zu den Widersachern desselben gehört haben möchte, und er trug daher mit Recht Bedenken, die Tochter des Herzogs Albert in die Nähe eines vielleicht gefährlichen Feindes zu bringen.

Das Einzige, was ihm übrig blieb, war also, die Damen einstweilen in einem Gasthofe so bequem als möglich einzurichten, sie dort dem Wirthe, den er kannte, auf das dringendste zu empfehlen, und dann sogleich nach P . . an die Fürstin H . . . zu schreiben, um dieser Dame den Tod des Herzogs zu melden, und sie zu bit-

ten, über Rosalba's ferneren Aufenthalt zu bestimmen.

Nachdem er auf diese Weise für sie gesorgt, trennte sich Orlando mit schwerem, tiefbewegtem Herzen von der ihm so theuer gewordenen Reisegefährtin, und ging, um den geliebten Freund seiner Jugend und den ihnen beiden gemeinschaftlichen Beschützer ihrer Kindheit, aufzusuchen. In der Verwirrung der letzten Tage hatte er versäumt, seine nahe Ankunft ihnen zu melden, doch sein Empfang war deshalb nicht minder herzlich. Leonhard flog mit lautem Freudengeschrei ihm in die Arme, und der Freiherr empfing ihn mit gewohnter väterlicher Milde, und inniger Theilnahme an dem Verluste seines hohen Freundes und Beschützers. Schon ging dem erfreuten Orlando an der Seite der lieben, lange ihm vertraut gewesenen Gestalten das Herz auf, schon war er im Begriffe, dem väterlichen wie dem brüderlichen Freunde die Begebenheiten der letzten Tage mitzutheilen, und wo möglich der verlassenen Rosalba den Schutz des Freiherrn von Greifenhorst zu erwerben, da öffnete sich langsam die Thüre, ernst und feierlich trat Leonhards Vater in's Zimmer,

und Orlando verstummte. Der beinahe feindselige Blick, mit welchem der Präsident von oben bis unten den Jüngling betrachtete, der mit vieler Förmlichkeit ihm vorgestellt wurde, ging diesem erkältend durch Mark und Gebein, und er pries sich glücklich, daß sein Geheimniß in der Nähe dieses Mannes ihm noch nicht entschlüpft sey, dessen ganze Erscheinung ihm höchst unheimlich dünkte.

Der Rest des Abends ging in ziemlich peinlicher Spannung vorüber, doch endlich schlug die lang ersehnte Stunde, in welcher die Freunde unbelauscht und unbeobachtet, unter dem Schutze der schweigsamen Nacht, den gewohnten, schmerzlich entbehrten Herzensergießungen, sich gegenseitig überlassen konnten. Nur wenige Wochen lang waren sie getrennt gewesen, und doch schien diese kurze Zeit ihnen reicher an Ereignissen, als ihr ganzes voriges Leben.

„Du glückliches Unglückskind!“ rief Leonhard, als Orlando mit der, Jenem sehr romantisch dünkenden Erzählung seiner Begebenheiten fertig war: „selbst deine Widerwärtigkeiten sind tausendmal mehr werth, als meine Glücksfälle.

Wie ganz anders als um dich, steht es um mich Armen! Alles, was Andere erfreut, wendet mir sich zur Qual. Mich, den jüngsten von dreien Brüdern, mich, den von Kindheit auf aus dem väterlichen Hause Verstoßenen, macht mein Geschick ganz unerwartet zum Stammhalter meines alten edlen Hauses, zum einstigen Erben eines bedeutenden Vermögens. Mein Vater, der vor wenigen Monaten sich kaum meiner Existenz noch erinnerte, unternimmt jetzt eine für sein Alter bedeutende Reise, um mich kennen zu lernen; er behauptet alle seine Erwartungen in mir übertroffen zu sehen, er überhäuft mich mit Beweisen seines Wohlwollens; und was ist für mich das Resultat von alle dem? Verrückung aller meiner früheren Lebensplane, völliger Untergang jener Freiheit, die mir Verwöhnten so nothwendig geworden ist, wie die Luft welche ich athme; und über dem Allen noch Trennung von dir, von dir, ohne den ich kaum zu leben weiß; Trennung auf unbestimmte Zeit! Wenn meines Vaters Plane in Erfüllung gehen sollten, können wir alt und grau darüber werden, ehe wir uns wieder sehen. Ach, Orlando, das Schwert des Damocles, das

ich an jenem unvergeßlichen Abende in Marseille über meinem Haupte hängen sah, ist gefallen — — —"

„Gottlob, daß es so weit ist," fiel Orlando fröhlich ein, „denn du lebst ja noch, und die größte Gefahr ist also einstweilen vorbei."

„Das Lachen soll dir vergehen, wenn du alles weißt," fuhr Leonhard fort. „Alles ist jetzt anders; daß ich einst in meines Oheims Besitzungen eintreten, und hier in deiner Nähe leben könnte, daran ist nicht mehr zu denken. Ich soll mit meinem Vater, ich soll, Gott weiß wie, eine eminente Carriere machen, wie er es nennt. Ich habe unumwunden erklärt, daß ich auf seine Plane nur eingehen kann, wenn du mich begleitest, um dein Glück mit mir auf der nämlichen Bahn zu versuchen. Mein Vater setzt sich offenbar dagegen. Vergebens suche ich ihm deutlich zu machen, was du mir bist, vergebens ihm zu beweisen, wie wir so ganz Eins sind, wie jeder von uns den andern im Lernen, Handeln, Denken und Empfinden ergänzt; wie keiner von uns, allein etwas Ganzes und Tüchtiges zu leisten im Stande sey. Er nennt mich einen exaltirten Fantasten,

er schilt auf dich, als den, der mich von der Uebung meiner Pflichten zurückhält; er nennt unsere Verbindung einen Schulknabenstreich, an den man im reiferen Alter nicht mehr denken dürfe. Oft dünkt mir sogar, er hasse dich, ohne mehr von dir zu wissen als daß ich dich liebe. Ich muß für's erste wenigstens gezwungen gehorchen, mein Orlando; in wenigen Tagen gehen wir nach P . . "

„Und ich schließe der Reise mich an. Wer will es mir wehren?" sprach Orlando sehr gelassen. „Und Rosalba bleibt schutzlos und verlassen in der fremden Stadt zurück?" fragte Leonhard. „Nun dann, ein Paar Tage kann man wohl zugeben; ich warte, bis auch sie von ihrer jetzigen Beschützerin, der Fürstin von Z . . . , nach jener Stadt abgerufen wird, was bald geschehen muß," erwiederte Orlando.

„Das darfst und kannst du nicht," rief Leonhard. „Denke an die schwankende Lage, in welcher das Geschick des Fräuleins sich befindet. Darfst du es wagen, durch deine Begleitung ihren Ruf, das Wohlwollen derer, von denen sie jetzt abhängig ist, auf das Spiel setzen zu wol-

len? Glaubst du denn, die Fürstin von Z . . .,
die künftig Mutterstelle bei ihr vertreten soll,
würde das gerne sehen? oder auch nur zugeben?
Und unser Oheim! können wir denn alle beide
den edlen Greis verlassen? gerade jetzt, da er
vielleicht mich auf immer verliert! Kannst du jetzt
fort, im Augenblick da du mündig wirst, und
unser freundlicher Wohlthäter seit Monaten schon,
sich nur mit Anstalten beschäftigt, um dir das
durch seine Vorsorge verschönerte und verbesserte
Eigenthum deiner Väter feierlich zu übergeben?
Kannst du seine treue, mehr als väterliche Liebe
ihm so lohnen wollen?"

Mit feuchtverklärtem Blick standen die Jünglinge eine Weile schweigend einander gegenüber.
Sie fühlten zum erstenmale, daß das Leben auch
an sie drückende Anrechte geltend zu machen habe,
und sanken schmerzlich bewegt sich in die Arme.

Orlando führte gleich am folgenden Morgen
den Freund der Geliebten zu. Sie wußte, daß
auch er ihrem Vater einst werth gewesen sey, und
nahm mit holder Freundlichkeit und unerkünstelter Anmuth ihn auf. Herzog Albert war der
Gegenstand ihrer Unterhaltung. Wenn im Ge-

spräche das Gesicht Rosalba's sich belebte, so flog von Zeit zu Zeit eine unverkennbare Aehnlichkeit mit ihrem Vater über die schönen Züge hin, wie ein flüchtig durch Wolken brechender Sonnenstrahl über ein Lilienbeet hinfliegt, und Leonhards Blicke ruhten dann in sichtlicher Bewunderung auf der holdseligen Erscheinung. „Nie hätte ich geglaubt, daß etwas so ganz Himmlisches auf Erden leben und wandeln könne," sprach er entzückt zu seinem Freunde, als sie zu Hause gingen. Orlando erbleichte: „du liebst sie!" flüsterte er ängstlich mit bebender Stimme, und wollte lächeln.

„Ja, ich liebe sie," erwiederte Leonhard, sehr mild, aber nicht ohne innerliche Bewegung. „Ich liebe sie wie einen Strahl des Himmels, wie eine köstliche Blume, wie ein Glück, das nur in so fern zu meinem Wesen und Leben gehört, als es bestimmt ist das deine zu erhellen."

Orlando erwiederte keine Sylbe, aber er barg beschämt das Gesicht an der treuen, liebevollen Brust seines Freundes. Der Tag, welcher die Freunde von neuem trennte, kam nur zu bald heran. Leonhard folgte gezwungen seinem Vater, und Orlando blieb zurück. Alle Zeit, welche die-

ser für sich gewinnen konnte, widmete er jetzt der Geliebten, die fortwährend in tiefer Verborgenheit mit ihrer angeblichen Mutter lebte, und ohne große Ungeduld die sich etwas verspätende Antwort der Fürstin Z . . . erwartete.

Außer Madame Dubois sah sie nur Orlando, und verlangte auch nach keiner andern Gesellschaft. Noch war kein einer Erklärung ähnliches Wort zwischen ihnen ausgesprochen, dennoch betrachteten beide sich völlig als zu einander gehörend. Dieses Verhältniß dünkte Rosalben so natürlich, daß sie gar nicht einmal daran dachte, es könne anders seyn. Sie bedurfte einer Stütze, die sie innig und liebend erfassen konnte, wie der Epheu die Eiche mit tausend zarten Liebesarmen umschlingt und umklammert.

Von dem Augenblicke an, in welchem sie mit bangem Zagen das Kloster verließ, war Orlando ihr diese Stütze gewesen; ihr Vater selbst hatte ihn ihr ausgewählt, ihr Leben hatte mit dem seinigen sich auf das innigste verzweigt, und bei ihrer Unerfahrenheit kam der Gedanke, daß Umstände einst vorwalten könnten, welche sie zwängen, dieses Verhältniß aufzugeben, ihr durchaus nicht in den Sinn.

Doch endlich, und gerade als sie es am wenigsten erwarteten, langte eine ältliche Dame von würdigem Ansehen, begleitet von einem sehr anständigen Gefolge, in Mailand an. Die Fürstin Z . . . hatte sie gesandt, um Rosalba nach P . . ., in die Arme der mit liebender Ungeduld sie erwartenden Freundin ihres Vaters zu geleiten. Orlando's tiefer Schmerz, entriß in der Stunde der Trennung ihm zuerst das Geständniß seiner Liebe; hingesunken zu Rosalba's Füßen, weinend, glühend, stammelte er ihr, fast unvernehmbar, was er für sie empfand; sie weinte mit ihm, ohne etwas weiter deutlich zu verstehen, als seine Klagen.

„Du liebst mich, und darum weinst du?“ rief sie endlich in süßer, ihr selbst nicht deutlichen Befangenheit; „Orlando! liebe ich dich denn nicht auch, und könnte ich, in meiner Verlassenheit, ohne dich wohl leben und glücklich seyn? Wo gehört dann in der Welt noch ein Wesen zu mir, außer dir?“ setzte sie sehr leise hinzu, und verbarg das erröthende Gesicht an seiner Brust.

Tausend und aber-tausendmal mußte Rosalba dem überseligen Orlando dieses entzückende Ge-

ständniß wiederholen, geloben ihn ewig zu lieben, nie sein zu vergessen. Sie that es, weil er es so wollte, aber sie schüttelte bedenklich das schöne Haupt. „Du sollst mir nichts geloben,“ sprach sie ungewöhnlich ernst, „denn wie kann man zweifeln? Wie kann man anderes Sinnes werden? Wie kann man aufhören zu lieben, was man liebgewonnen hat? Lernt man das vielleicht in der Welt, die ich noch nicht kenne?“

Rosalba reiste ab; Orlando blieb zurück; schwankend zwischen Wonne und Schmerz. Ein Brief seines Freundes aus P . . ., dem Rosalba ein Blättchen beigefügt hatte, erleuchtete zuerst wieder, durch einen Strahl seiner glücklicheren Vergangenheit, die Dunkelheit seines jetzigen Lebens. Leonhard meldete ihm, daß ein glücklicher Zufall, noch vor Rosalba's Ankunft in P . . . ihn der Fürstin Z . . . bekannt gemacht habe. Er beschrieb ihm diese wahrhaft edle ehrwürdige Dame als eine jener seltenen Erscheinungen, die mitten im Drange des buntesten Weltlebens jene Einfachheit des Herzens, jenes rein menschliche Wohlwollen gegen Andere sich erhalten haben, welche auf alle, die ihnen nahen, so wohlthätig wirken,

und doch so leicht im Gewirre der großen Welt untergehen. Er pries Rosalba's Glück, unter den Schutz dieser, eben so sehr durch Geist und Gemüth, als durch ihren hohen Rang ausgezeichneten Frau gekommen zu seyn; und beschrieb dabei auf das lebendigste die kindliche Freude des lieblichen Wesens, bei seinem völlig unerwarteten Wiedersehen.

„Es ist mein Stolz und mein Glück," schrieb er, „daß die Fürstin auch mich einiger Auszeichnung vor der Menge, und sogar eines gewissen Grades von Vertrauen würdigt. Ich gewinne überdem dadurch Gelegenheit, Rosalba täglich im engeren Kreise zwangloser Geselligkeit zu sehen; die Fürstin hat mich sogar zu ihrem Lehrer in der deutschen Sprache ernannt, und die Kluft die von dir uns trennt, ist uns allen beiden dadurch um vieles gemildert. Wir sprechen von dir, so wie wir allein sind, und bannen mit freundlichen Liebesworten im Geist dich zu uns herüber. Die Fürstin hat, unter dem Siegel des Geheimnisses, in Rosalba's Angelegenheiten mich zu Rathe gezogen; sie hat alle Documente mir vorgelegt, welche die Rechtmäßigkeit der hohen Geburt ihres Schütz-

linges beweisen. Nun der Herzog dahin ist, wird es schwer, vielleicht unmöglich werden, die fürstlichen Verwandten ihres Vaters zu bewegen, sie völlig in alle Vorrechte seines Standes eintreten zu lassen. Auch hält die Fürstin, in Rosalba's jetziger Lage, dieses nicht einmal für wünschenswerth; und du kannst leicht denken, daß ich ihr hierin nicht widerspreche. Was sollen dem einfach-holden Kinde diese goldnen Fesseln, die nur von allen Seiten es drückend einengen würden, ohne durch ihren Glanz, dem demüthigen lieblichen Geschöpfe, den mindesten Ersatz für seine verlorne Freiheit gewähren zu können. Uebrigens sind die Beweise für Rosalba's rechtmäßige Geburt so klar und gültig, daß es schwer werden möchte sie nicht anzuerkennen. Die Fürstin ist entschlossen, ihre großen Verbindungen ihr zum Vortheil zu benutzen, und so wird Rosalba hoffentlich bald für die ächtgeborne Tochter Herzog Alberts, und zur Erbin des größten Theils seines Allodial-Vermögens erklärt werden; obgleich sie, wegen der nicht ebenbürtigen Mutter, auf den Rang einer Prinzessin wahrscheinlich wird Verzicht leisten müssen."

Als Orlando diesen Brief empfing, fühlte er bei aller Freude dennoch etwas Beklommenes, das er sich selbst nicht zu erklären wußte. Er antwortete sogleich, sowohl der Geliebten als dem Freunde, und bat besonders Letzteren, ihn genau und umständlich von Allem, die Geliebte betreffend, zu unterrichten. „Laß mich Armen wenigstens von ferne mich an dem Glanz des Freudenfeuers ergötzen, das deine Tage, du Glücklicher, erhellt;" schrieb er. „Zeige mir wenigstens im Bilde, wie meine liebliche Blume im Sonnenschein der großen Welt immer herrlicher sich entfaltet; erhalte mir so lange als möglich den seligen Glauben, der vielleicht bald in einen Traum sich auflößt, daß sie für mich erblühe, mit treuem Sinn, bewacht von dir, du einziger Freund meines verwaiseten Lebens!"

Bereitwillig wie immer, befolgte Leonhard den Wunsch des geliebten Freundes, dessen schmerzliche Verlassenheit er um so tiefer empfand, je freundlicher in diesem Augenblick ihn selbst das Leben umfing. Seine Briefe waren heiter wie der blaue Frühlingshimmel über ihm; mit freudiger Beredsamkeit beschrieb er seinem Freunde

die Fortschritte Rosalba's in dem, was ihr zur Bildung für die große Welt noch gefehlt habe, und wie frei und leicht sie sich das alles aneigne, ohne nur das Geringste von jener ungesuchten Natürlichkeit zu verlieren, durch die sie die Herzen so unwiderstehlich zu gewinnen wußte.

„Sie hat eine eigene Gabe, die reine Heiterkeit ihres unverfälschten Gemüths Allen mitzutheilen, die ihr nahen," schrieb Leonhard unter andern. „Niemand fühlt das tiefer als ich; in ihrer Nähe gleichen alle Schroffheiten meines Charakters sich aus, ich fühle alle meine Neigungen und Fähigkeiten harmonisch sich ordnen, und erfreue mich einer stillen Zufriedenheit, wie ich sie früher weder gekannt noch gesucht habe. Die Welt hat nichts Anmuthigeres als diesen ruhigen Umgang mit ihr, dessen ich mich ungestört erfreuen darf. Oft sind wir lustig, ich möchte sagen wöhlig wie Kinder, und freuen uns über die Welt, über das Leben, und über uns selbst."

In einem andern Brief schrieb Leonhard:

„Rosalba ist das einzige vollkommen unbefangene Wesen, das ich jemals gesehen habe. Das

Leben fließt gleich einem klaren Strom an ihr und ihren Gedanken vorüber, die Wellen desselben ebnen sich vor ihr, und scheinen sie leicht und gerne zu tragen. In ihr ist durchaus nichts Absichtliches zu finden; auch sahe ich sie nie uneinig mit sich selbst, und was wir mit unsern innern Kämpfen wollen und meinen, würde sie wahrscheinlich gar nicht verstehen; denn das Rechte und Schöne ist ihr angeboren, und wird ihr unendlich leicht. Sie weiß noch sehr wenig von dem, was man die große Welt nennt; dennoch macht sie nie einen Verstoß gegen die in ihr angenommene Sitte, weil sie wirklich von Natur ist, was die Andern gern scheinen möchten, höflich, wohlwollend und nachsichtsvoll; die vielfachen Halbheiten, welche die Schritte der Meisten unsicher machen, sind ihr fremd; sie weiß immer klar und bestimmt, was sie will und soll. Oft möchte ich laut auflachen, wenn ich sie in der Mitte der ihr schmeichelnden Männerschaar stehen sehe, mit dem leisen Lächeln auf den feinen Lippen und dem treuen Blick. Tausendmal deutlicher als Worte es könnten, sagt mir dann ihr mich suchendes Auge: du verstehst mich wohl, du

weißt, wie ich seiner gedenke; und sie begreift es gar nicht, daß nicht auch alle Welt auf ihrer reinen Stirne diesen einen Gedanken, der ihre Seele füllt, lesen kann."

In diesem Ton schrieb Leonhard jedesmal. Rosalba's Briefe an den Geliebten waren hingegen voll von dem Lobe seines Freundes; in jedem derselben stand Leonhards Name, in jedem sprach sie freudig es aus, wie sie in ihm Orlando's zweites Ich liebe und ehre; wie Leonhard allein ihr helfe alles muthig ertragen, was sie beengend drücke. Orlando gab sich redlich Mühe, sich durch alles dieses nicht irre führen zu lassen, er suchte sich zu überreden, daß es ihn freue die beiden geliebtesten Wesen vereint zu wissen, indem sie mit liebender Treue sein Angedenken sich gegenseitig lebendig erhielten; aber eine ihm fremde Stimme, die er vergeblich zu unterdrücken strebte, erhob sich dennoch in seinem Innern dagegen. Es war die Stimme des Zweifels, jenes Dämons, der schon in der Kindheit der Welt, das Paradies den armen Sterblichen verschloß. Orlando haßte, verachtete sich selbst, als er sein Gemüth allmählig vom Mißtrauen beschlichen fühlte; er suchte es

mit aller Kraft zu bekämpfen, doch vergebens; das gehässigste, quälendste Gefühl bemächtigte sich seiner unter Todesmartern.

Verbergen wenigstens wollte er sein bitteres Elend, das er seine Schande nannte; er bemühte sich, in seinen Briefen an die geliebten Beiden, heiter und gefaßt zu erscheinen, aber sie vernahmen doch den verhaltenen Schmerzensschrei aus tief verletzter Brust, den er vergeblich zu unterdrücken strebte.

Unendliches Mitleid mit seinem Unmuth, zerstörte ihr stilles Glück um so mehr, da sie weit davon entfernt waren, den eigentlichen Grund seiner Qualen zu verstehen. Sie suchten auf alle Weise ihn zu erheitern, und seinen Trübsinn durch Beweise herzlicher Theilnahme zu mildern. Was sie nur immer zu ersinnen vermochten, wandten sie an, um seinen Mißmuth zu beschwichtigen: doch eine nicht zu besiegende, täglich wachsende Verwirrung des Sinnes, hatte des armen Orlando's sich bemächtigt, sie lehrte ihn, jedes Wort der sonst Geliebten zu mißdeuten. Eine ganze Hölle von Qualen wogte in seiner Brust, Feuerströme glühten in seinen Adern, Teufelslarven

schwärmten Nachts mit empörender Geschäftigkeit durch seine wilden Träume, ihr schneidendes Hohnlachen jagte ihn aus ruhelosem Schlummer auf; immer schwärzer wurden seine dunkeln Stunden, und in einer der dunkelsten derselben, hingerissen vom Wahnsinn der trostlosesten und mächtigsten Leidenschaft, ergriff er endlich die Feder, um schonungslos, in Worten die gleich Dolchstichen verwunden mußten, erst Leonhard anzuklagen, und dann sich selbst, daß er nicht Kraft besitze, auch dem ungetreuen Freunde, das Leben seines Lebens, ohne Zucken zum Opfer zu bringen.

Leonhard las diesen Brief, er las ihn wieder und wieder. Anfangs verstand er ihn nicht, er traute seinen Sinnen nicht; als endlich die Wahrheit unverkennbar ihm entgegen trat, da erlag er beinahe dem Schmerze. So verkannt sich zu sehen! so den Freund seiner Jugend zu verlieren, und in ihm alles, was er jemals von edelm Vertrauen und festem Glauben sich erträumt! Es war zu viel für seine treue Brust. Das Entsetzlichste war ihm geschehen, er hatte den Freund verloren, und was er so verlieren konnte, hatte er, seiner Ansicht nach, eigentlich nie besessen.

Alles war Täuschung gewesen; sein ganzes Leben ein langer Traum, aus dem er jetzt erwachte, trostlos darüber, daß er nie wieder ihn würde träumen können.

Die Nacht verging unter wilden Entschlüssen, schmerzlichen Kämpfen; Leonhard wollte fort, gleichviel wohin! Er wollte Rosalba nie wieder sehen, nie den Ungerechten, der an Allem, was ihnen sonst beiden heilig gewesen, so schwer sich versündigen konnte. Endlich überwältigte gegen Morgen der Schlaf die ermüdete Natur. Leonhard erwachte nach einigen Stunden, und sein erster Blick fiel auf Orlando, der neben dem Sopha saß, auf welchem er, in der leidenschaftlichen Bewegung der vorigen Nacht, sich angekleidet geworfen.

Mit einem furchtbaren Schrei schmerzlichen Erschreckens sprang Leonhard auf, und wandte sich von ihm ab.

„Leonhard! mein Leonhard! kannst du mir nicht vergeben?“ sprach Orlando leise, beinahe furchtsam: „mußt du, um eines wahnsinnigen Momentes willen, mich auf immer von dir stoßen?“

Leonhard sah voll Erstaunen ihn an; beider Blicke begegneten sich; jeder las wieder in den treuen wohlbekannten Spiegeln der Seele des Andern, und lautlos, in schmerzlicher Wehmuth, sanken sie sich in die Arme.

„Nur einen Augenblick ließ ich von meiner Verblendung mich hinreißen; laß dieses meine einzige Entschuldigung seyn," sprach jetzt Orlando. „Reue ergriff mich, bittere, nagende Reue, so wie ich jene unseligen Zeilen der Post übergeben hatte. Tag und Nacht bin ich in rastloser Eile ihr nachgefolgt; ich wollte wenigstens mit ihr zugleich hier eintreffen, um den Unheilsbrief dir zu entreißen ehe du ihn gelesen. Ich kam um einen Tag zu spät. Wenn du mir auch vergeben kannst, ich kann es nie."

Statt aller Antwort drückte Leonhard seinen Freund an seine Brust, und führte ihn dann zur Fürstin von Z . . ., um ihn erst dieser Dame als Rosalba's ehemaligen Beschützer vorzustellen, und ihm späterhin ein ungestörtes Wiedersehen der Geliebten zu bereiten. Er kämpfte es zu verbergen, aber sein Geist war umdüstert. Das Unzulängliche in Orlando's Entschuldigung stand zu

klar vor ihm; jener Brief konnte unmöglich das Kind des Augenblicks seyn, das fühlte er zu unwidersprechlich; lange Kämpfe, düstre Zweifel mußten geraume Zeit vorher Orlando's Vertrauen untergraben haben. Leonhard bemühte sich jede Aeußerung seines innern Unmuths zu unterdrükken; und daß ihm dieses gelingen konnte, war ein Beweis, daß auch er seinerseits dem Freunde nicht mehr so unbedingtes Vertrauen schenkte, wenn er gleich ihn noch liebte wie sonst. Zum erstenmale trachtet er ihm etwas zu verbergen; er fühlte dieses mit Schmerz und Verdruß, und vermochte doch nicht es zu ändern.

Orlando wurde mit ausgezeichneter Huld und Freundlichkeit von der ehrwürdigen alten Fürstin empfangen. Sie wiederholte ihm ihren Dank, für die besonnene Sorgfalt, mit der er auf der Reise ihren Liebling geleitet und beschirmt, lud ihn, für die ganze Dauer seines Aufenthaltes in P..., zur täglichen Theilnahme an allen geselligen Freuden ihres gastfreien Hauses ein, und trug dann seinem Freunde auf, ihn zu seiner ehemaligen Reisegefährtin zu führen.

Wie konnte Orlando Rosalba sehen, und nur

an Mißtrauen oder Zweifelmuth denken! In ihrem Entzücken bei seinem Eintritt, in der offenen Ahnungslosigkeit ihres holdseligen Wesens, sprach ein ganzer Himmel von Liebe sich aus. Die Dämonen des Zweifels, des Argwohns, flohen vor ihrem Anblick; die reine Quelle der Liebe wallte lebendig und ungetrübt in der Brust des glücklichen Orlando's wieder auf; er meinte in Wonne zu vergehen. Je länger er die Geliebte sah, je genauer er sie betrachtete, desto fester wurde er überzeugt, daß sie ihm, einzig ihm, ganz und ungetheilt angehöre. Er dankte Gott und seinem Freunde, daß Rosalba nie erfahren wie schwer er sich an beiden versündiget habe, und wurde im freudigen Taumel der schweren Wolken gar nicht gewahr, die immer dunkler Leonhards Stirne umzogen.

Die trübe Abschiedsstunde schloß, wie gewöhnlich zu frühe, der kurzen Reihe weniger, selig durchlebter Tage sich an. Orlando durfte nicht länger seinen gütigen Pflegevater allein lassen, dem er beinahe ohne Lebewohl entflohen war. Der Abschied von der Geliebten ward ihm unendlich schwer, obgleich er glücklicher ging als er ge-

kommen; der von dem Freunde hingegen war mehr beklommen als traurig. „Auf Befehl meines Vaters reise ich in wenigen Tagen nach W…, wo Geschäfte Monate lang, vielleicht noch länger, mich festhalten werden;“ flüsterte Leonhard seinem Freunde zu, indem er der letzten Umarmung desselben sich entwand, und dann schnell davon eilte. Orlando zuckte, schmerzlich getroffen von dem Vorwurfe, der in diesen wenigen Worten lag, aber er duldete ihn still, und wagte nicht zu zeigen, daß er ihn empfände. Die Zeit war nicht mehr, in der das Gemüth eines jeden von ihnen vor dem andern, gleich einem offenen Buche da lag; sie wollten einer den andern schonen, woran sie früher nie gedacht hatten.

Wenige Tage nach Orlando's Abreise verließ auch Leonhard Rosalba's Wohnort, und sie weinte bei seinem Abschiede fast nicht minder schmerzlich, als sie früher bei dem des Geliebten geweint hatte; ihre Thränen fielen brennend in Leonhards zerrissenes Herz. Er sah sich am Scheidepunkt, wo er, vielleicht auf immer, mit ihrer süßen Nähe alles verlieren mußte, was jetzt seinem Leben einzig noch Reiz und Werth verlieh. Orlando's Ver-

irrung hatte das Band, das dem Freunde ihn vereinte, zwar nicht zerrissen, die Wunde blutete zwar nicht mehr, die er ihm geschlagen, aber die Narbe voll schmerzlicher Nachwehen war geblieben. Ehe noch ein Gedanke von Möglichkeit der Schuld in Leonhards reine Seele gekommen, war er überschwenglich glücklicher gewesen. Orlando's Verdacht hatte zuerst diesen in ihm geweckt; er sah Rosalba weinen, als er von ihr schied, er gedachte Orlando's bei ihren Thränen, und glaubte plötzlich zu fühlen, daß er selbst vielleicht eigentlicher zu ihr gehöre, als jener mit dem heftigen Sinne, den sie wohl nie geliebt haben würde, hätte sie nicht zuerst ihn gesehen. Er gewöhnte sich allmählig, selbstgefällig darüber nachzudenken, wie er in Neigung, Talent und Gemüthsstimmung eigentlich ihr mehr ähnlich sey als Orlando, und riß dann wieder schaudernd von diesem Gedanken sich los, und verabscheute sich selbst, weil er nur einen Augenblick ihm hatte nachgeben können. In diesem wohlgemeinten Kampf mit sich selbst, stieß er den verwundenden Pfeil sich immer tiefer in das Herz; fern von Rosalba, stürmte Erinnerung mit jener Gewalt auf ihn ein, welche die der

Gegenwart oft übertrifft; sie machte ihn zum Träumer, zum Schwärmer; täglich, stündlich sagte er sich, daß er die Geliebte seines Freundes nicht lieben dürfe, und fing an, sie jetzt, da er sie nicht mehr sah, gleich einem Götterbilde zu verehren.

Vergebens suchte er in bessern Stunden diese Verirrung seines Gefühls zu bekämpfen; er dachte sich unaufhörlich Rosalba's unbeschreibliche Huld und Freundlichkeit, ihre bittere Thränen bei seinem Abschiede; troz aller Mühe, die er sich gab, sie sich abzuleugnen, fing die Möglichkeit seines Glückes an, in ihm aufzudämmern. Sein Stolz trieb ihn, sich von ihr abzuwenden; sein Herz ließ keinen andern Gedanken in ihm aufkommen; so verzehrte er sich im fruchtlosesten Kampfe, in Zweifeln und Reue, in glühenden Wünschen, die er schaudernd faßte und von sich stieß, und sank geistig und körperlich immer tiefer dem Untergange zu.

Monate waren auf diese Weise ihm in W..., in einem unbeschreiblich beklemmenden Zustande vergangen. Rosalba's Angelegenheit wurde inzwischen von der Fürstin Z... eifrig betrieben,

und Leonhard erhielt in Hinsicht auf dieselbe zuweilen Aufträge von ihr, die er freudig und gewissenhaft erfüllte. Die Entscheidung war jetzt nahe; Leonhard erwartete sie mit Ungeduld, obgleich er überzeugt war, daß sie nicht anders als günstig ausfallen könne. Da erhielt er ein Schreiben seines Vaters, das in ein Meer von Zweifeln, Wonnen und Qualen ihn stürzte, in welchem sein Denken, sein Gefühl für Recht und Unrecht, in gewaltsamer Verwirrung unterzugehen drohte.

„Der Tugend ihre Krone, dem weisen, vorsichtigen, die Wünsche seines Vaters ehrendem Sohne seine Belohnung,“ schrieb der Präsident von Greifenhorst. „Mit wahrem Wohlgefallen habe ich lange die Klugheit deines Betragens, die Mäßigkeit, welche deine Leidenschaften zügelt, bewundert, mein lieber Sohn, und als liebender Vater war ich immer darauf bedacht, dich zu seiner Zeit dafür zu belohnen, was mir denn auch jetzt nicht nur zu deiner Befriedigung, sondern auch zur Freude und zum Nutzen unserer ganzen Familie gelingen will, und zwar über alle Erwartung, auf das glänzendste.“

„Ich sowohl, als die Durchlauchtigste Fürstin Z . . ., haben längst die wechselseitige Neigung zwischen dir und dem jungen Fräulein bemerkt, das bis jetzt gleichsam Namenlos, in dem Hause jener vortrefflichen Dame seinen Aufenthalt hatte. Besonders gewahrte ich mit geheimer, aber großer Zufriedenheit die Vorsicht, mit der du dich entbrochen, diese Neigung zu deutlich zu äußern, so daß man keineswegs behaupten konnte, du hättest dir Verbindlichkeiten auferlegt, ehe das Schicksal jener jungen Person entschieden war, von dessen wunderbaren Verstrickung die Durchlauchtige Fürstin die Gnade hatte, mir, als einem alten Freunde derselben, unter dem Siegel der Verschwiegenheit manches zu verstehen zu geben. Für den Freiherrn Leonhard von Greifenhorst konnte eine namenlose junge Person keine passende Partie seyn; als eine dem regierenden Hause nahe verwandte Prinzessin wäre sie, obgleich in anderer Hinsicht, es ebenfalls nicht gewesen, das hast du wohl bedacht; und ich mache über die Reife des Verstandes, die du, ohnerachtet deiner Jugend, dabei bewiesen, dir mein aufrichtiges Kompliment."

„Jetzt aber hat das Blatt sich gewendet, und zwar zu deinen Gunsten; das Fräulein Rosalba von Blumenberg ist von der höchsten Behörde, in bester Form und unwiederruflich, als eine in so-genannter Ehe zur linken Hand geborne Tochter, des nun in Gott ruhenden Herzogs Albert aner-kannt. Sie ist zwar dadurch des hohen Ranges beraubt, der ihr möglicher Weise zukommen könnte; doch ist sie zur Erbin des größten Theils der Allo-dialgüter ihres hochseligen Herrn Vaters erklärt, und führt fortan von dessen reicher, ihr zugefalle-nen Herrschaft Blumenberg den Namen, bis sie, so Gott will bald, diesen am Altare mit dem nicht minder edeln einer Freyin von Greifenhorst vertauscht."

„Ja, mein theurer Sohn! Du siehst, was die Liebe eines Vaters vermag. Ihre Durchlaucht die Frau Fürstin Z . . . hatte die Gnade, die einstweilen noch geheim gehaltene Entscheidung des Schicksals des Fräuleins Rosalba von Blu-menberg mir zuerst zu vertrauen. Ich dagegen, habe mich nicht entbrochen ihr zu entdecken, wie ich längst bemerkt, daß du, mein Sohn, in Liebe zu diesem vortrefflichen Fräulein höchlich entbrannt

seyest. Auch habe ich ihr nicht verhohlen, wie ich Ursachen habe zu glauben, daß die junge Dame auch ihrerseits dir geneigt sey, welches die verehrte Durchlauchtige bestätigte, indem sie mir gestand, wie sie wohl bemerkt, daß das Fräulein seit deiner Entfernung ganz triste umhergehe, und dessen ehemalige Heiterkeit gleichsam verschwunden sey. Sie hat meine Bitten erhört, sich für die Vereinigung des jungen Liebespaares huldreich und thätig zu verwenden; sie hat ihren mächtigen Einfluß und ihre großen Verbindungen geltend zu machen gewußt, um die hohen und höchsten Verwandten des Fräuleins zu deinen Gunsten zu stimmen; ja, mein Sohn, ich habe demnach die Freude, dir aus väterlich gerührtem Herzen meinen Glückwunsch zu deiner, so Gott will, nahen Verbindung mit dem Fräulein Rosalba von Blumenberg hiermit abzustatten. Der Termin des Verlobungstages ist auf den Fünfundzwanzigsten dieses Monats, als den Geburtstag der Fräulein Braut, festgesetzt, zu deren höchlicher aber freudiger Verwunderung, du dann gleichsam als Angebinde, ihr präsentirt werden sollst. Denn die Frau Fürstin ist bei ihren übrigen vortrefflichen

Eigenschaften, auch eine etwas romaneske Dame, voll poetischer Gesinnungen. Sie liebt Ueberraschungen, und du wirst leicht aus dem Vorgemeldeten dir entnehmen können, daß es bei dieser Angelegenheit auf eine solche abgesehen ist, die dann nicht anders als zu gegenseitiger Zufriedenheit ausfallen kann, indem des Fräuleins so lange verheimlichte Liebe jetzt zu deutlich sich äußert, als daß sie noch dem mindesten Zweifel unterworfen bleiben könne."

Anordnungen wegen des Brautschmucks, vorläufiger Bericht von den schon entworfenen Bedingungen des Ehekontrakts, füllten den Rest dieses Briefes aus; Leonhard, nachdem er ihn gelesen, stand da wie vernichtet. Die Fürstin selbst hatte einige Zeilen hinzugefügt, in denen sie die Einwilligung des Mächtigsten von Rosalba's Verwandten ihm zusicherte, den sie für ihn zu gewinnen gewußt. Sie scherzte recht mütterlich fröhlich über sein und Rosalba's Heimlichthun, und meinte dabei, dieses sey ihm, dem welterfahrnen Mann, besser gelungen als dem unerfahrnen Kinde, das nur zu leicht und zu deutlich sein süßes Geheimniß habe errathen lassen. Jedes Wort der

Fürstin drohte dem Wahnsinn ihn zuzutreiben; seine Erinnerungen, seine Ueberzeugung, seine Begriffe von Recht und Unrecht, verwirrten sich zu einem nicht zu entwickelnden Chaos. Er versuchte indessen zu thun was er konnte; er schrieb an die Fürstin, er beschwor sie nichts zu übereilen; dann riß die Leidenschaft ihn hin; glühende Geständnisse der innigsten Liebe entschlüpften seiner Feder — und in der nächsten Minute loderte alles was er geschrieben in Flammen auf. Was geschehen müsse, stand mit unauslöschlichen Zügen in seiner Brust, doch daß dem so war, trieb aus allen seinen Himmeln ihn der Verzweiflung zu; wortlos, in zitternder Angst, regte eine leise Ahnung sich in seinem Herzen, daß Rosalba, sich selbst unbewußt, ihn längst liebe wie er sie, und lähmte seine Kraft, während schmerzliche Reue über seine Unthätigkeit ihn verzehrte.

„Und wenn dem denn wirklich so wäre?“ sprach er, sich ermannend, zu sich selbst, „wenn wirklich erst jetzt ihr Herz erwachte, wenn jugendliche Unerfahrenheit sie damals verleitet hätte, Dankbarkeit für Liebe zu halten, wenn sie mich liebte, mich! o mein Gott! — Bin ich dann be-

rechtigt, uns beide zu dem Elende ewiger Entsagung zu verurtheilen? Darf ich sie zwingen, sich einem andern Manne hinzugeben, dem sie Liebe heucheln muß, während sie mein Bild im Herzen trägt, und ihr Gewissen ihr ewig zuruft: du betrügst das liebendste Gemüth der Welt? Orlando! mein Orlando, nein, das hat er nicht um mich verdient! Entsagen ist tausendmal dem erzwungenen Besitz eines geliebten Wesens vorzuziehen, das demüthig und schuldbewußt wie eine Sklavin des Orients in unsern Armen schaudernd bebt, das haben wir tausendmal gegeneinander ausgesprochen; stets haben wir der ärmlichen Helden gespottet, die auf dem Theater oder in Romanen, um den Besitz einer Geliebten mit einander komplimentiren, und sie sich gegenseitig einander aufdringen wollen! Bringt doch jeder seinen Anspruch an Glück mit sich in die Welt! und darf ich die Ruhe, das Lebensglück, eines holden göttergleichen Geschöpfs, zum Motiv einer eitlen fantastisch überspannten Großmuthstragödie machen, bei der wir am Ende wahrscheinlich alle drei untergehen müßten?“

„Pferde! Pferde! gleich zur Stunde, Kurier-

pferde!“ rief Leonhard, endlich sich zusammennehmend, seinem Diener zu, und jagte bald darauf nach der einige Tagereisen weit entfernten Stadt P . . .

An der Seite des edlen Freiherrn von Greifenhorst, führte Orlando indessen ein stilles, wehmüthig-zufriedenes Leben, bald in Mailand, bald auf seinem Gute am blühenden Ufer des Comer-See's, das er zum künftigen Wohnsitz der Geliebten einzurichten und zu schmücken sich bemühte. Ihm war neben seinem hochbejahrten Freunde so ruhig, so feierlich zu Muthe, als sey er selbst schon beinahe ein Greis geworden; er hörte nicht auf die Uebereilung zu bereuen, die er in halbem Wahnsinne gegen den Freund sich erlaubt, und trug es geduldig, als wohlverdiente Strafe, daß Leonhard Anfangs nur selten ihm schrieb, und zuletzt gänzlich verstummte. Rosalba schrieb öfter, aber auch ihre Briefe hatten etwas Gedrücktes, Wehmüthiges angenommen, das ihrer heitern Natur sonst nicht eigen zu seyn pflegte. Mit gewohnter Offenherzigkeit klagte sie es ihrem Orlando, daß das Leben und die Gesellschaft um sie her ihr nicht mehr gefallen wolle, seit Leonhard ihr fehle; und Orlando legte es sich

gewissermaßen zur Buße auf, die über dieses Geständniß in ihm aufsteigende bittere Empfindung, gewissenhaft zu unterdrücken.

Seit er nach jenem stürmischen Ausfluge, zu seinem väterlichen Freunde zurückkehrte, war dieser der Vertraute seiner Jugendliebe geworden; auch er hatte einst geliebt, unglücklich geliebt; das Alter hatte sein Herz nicht verknöchert, warm und lebendig lebte noch in seinem Gemüthe die Erinnerung an seine schöne und traurige Jugend, und machte es ihm leicht, seinen jungen Freund zu verstehen. Den milden Trostworten des edlen Greises, seiner geduldigen und doch nicht zu nachgiebigen Theilnahme, verdankte Orlando allein die Stille des Gemüthes, die ihm jetzt einen Ruhepunkt gewährte, von welchem aus er seine Wünsche, seine Plane, seine Hoffnungen überblicken, und zugleich Kraft für neue Stürme sammeln konnte, denen, so lange das Erdenleben währt, auch der Glücklichste entgegen zu sehen hat.

Orlando und der Freiherr saßen eines Morgens in Mailand bei einander, als Letzterem die eben mit der Post angekommenen Briefe gebracht wurden. Orlando wandte mit trübem Blicke und

einem halb erstickten Seufzer sich ab; er gedachte seines Freundes Leonhard, und dessen Verstummen fiel ihm in diesem Augenblick schwer auf das Herz. Der Freiherr, dem so leicht keine Bewegung seines Lieblings zu entgehen pflegte, bemerkte dieses; er wollte von seinen trüben Gedanken ihn abziehen, wählte unter der bedeutenden Anzahl der Briefe einen der stärksten aus, und hielt ihn ein wenig spöttisch lächelnd in die Höhe, nachdem er ihn erbrochen: „hier Orlando," rief er, „sieh den seltenen Vogel, einen Brief von meinem diplomatischen Herrn Bruder, der sonst nur zu meinem Namenstag und zum neuen Jahre sich regelmäßig einzustellen pflegt. Komm mein Sohn, leihe mir deine jungen Augen; die Handschrift des Alten gehört zu jenen wohlberechneten, die ihrer Unleserlichkeit wegen allerlei Auslegungen zulassen. Lies den Brief mir vor, er kommt aus P . . . , vielleicht findest du darin eine Nachricht oder doch einen Namen, die dich interessiren."

Orlando nahm den schon eröffneten Brief aus des Freiherrn Hand, und fing an, den ganz gewöhnlichen Eingang desselben mit vernehmlicher Stimme vorzulesen; doch plötzlich stockte er. Er

zwang sich weiter zu lesen, seine Worte gingen in unverständliche Töne über, er erbebte von konvulsivischem Zittern ergriffen, sein Gesicht wurde todtenbleich, seine Augen sprühten Feuer, seine dichten schwarzen Locken theilten sich, und starrten einzeln auf seinem Haupte empor. Erschrocken stand der Freiherr auf, er wollte den geliebten Jüngling, den er plötzlich erkrankt glaubte, in seine Arme nehmen, doch Orlando entwand sich ihm mit einem gellenden Schrei. Wahnsinnig drohend hielt er den Brief hoch empor, riß unter schallendem Lachen ihn mitten durch, und sank dann bewußtlos, einem Todten ähnlich, zurück.

Orlando wurde in sein Zimmer getragen. Aerzte wurden herbei geholt, und während diese nicht ohne Erfolg sich um ihn bemühten, strebte der Freiherr Fassung genug zu erringen, um jenen unglücklichen Brief zu lesen, dessen Inhalt den furchtbaren Zustand seines jungen Freundes herbeigeführt haben mußte. Nur zu bald fand er in ihm was er suchte; dem schon erwähnten gleichgültigen Eingange desselben, folgte eine förmliche Ankündigung von Leonhards naher Vermählung mit dem Fräulein Rosalba von Blumenberg. Die

lange verschwiegene heimliche Liebe des jungen Paares, Rosalba's Anerkennung als Tochter des verstorbenen Herzogs Albert, das reiche väterliche Erbtheil, das ihr zugesprochen worden, Leonhards seltenes Glück, eine in jeder Hinsicht so ausgezeichnete Partie zu treffen, alles dieses war von dem Präsidenten von Greifenhorst, in dem Brief recht weitläufig und breit auseinander gesetzt. Der Fünfundzwanzigste des laufenden Monats wurde als der Tag der Verlobung bezeichnet; der Hochzeitstag sollte höchstens einen Monat später gefeiert werden; der Freiherr wurde dringend zur Feier desselben eingeladen, und auch Orlando war dabei nicht vergessen, um, wie der Präsident sich höflich ausdrückte, Leonhards Glück vollständig zu machen. Leonhard, hieß es ferner, würde bei den bedeutenden Besitzungen, die ihm jetzt zufielen, sich wahrscheinlich von öffentlichen Geschäften zurückziehen; ein ziemlich umständlich auseinander gesetzter Plan, wie Orlando an seines Freundes Stelle in die, diesem zugedacht gewesenen Carriere eintreten könne, endete den Brief, und bewies, wie sehr Herzog Albert Recht gehabt hatte, als er den Präsidenten von Greifenhorst

als einen Mann charakterisirte, der gerne die ganze Welt glücklich gemacht hätte, wenn sie es sich nur gefallen lassen wollte, es auf seine Weise zu werden.

Der Freiherr las mit ernster Aufmerksamkeit den Brief wieder und wieder; lange saß er da, in tiefes Nachdenken versunken, dann erhob er sich, gab seinen Dienern mehrere Befehle, deren schleunige Erfüllung er sehr ernstlich einschärfte, und ging dann zu dem geliebten Sohne seines Herzens. Orlando lag auf seinem Bette, seine Gesichtszüge waren kaum kenntlich, er selbst ein grausenvolles Bild bleicher starrer Verzweiflung. Man hatte ihm zur Ader gelassen, und war genöthigt gewesen ihm die Hände zu binden, weil er in rasender Wuth den Verband abreißen wollte, um sich zu verbluten.

Der Freiherr trat an sein Lager, und betrachtete ihn lange mit tiefer Rührung. „Orlando," sprach er endlich sehr sanft und mild, „Orlando, mein geliebter Sohn, kennst du meine Stimme?" Orlando wandte das starre Todtenauge ihm zu. „Willst du, mein Orlando, deinen alten Freund für alles was er je an dir gethan,

für seine mehr als väterliche Liebe, in diesem Augenblicke lohnen?" setzte der edle Greis mit unaussprechlich sanft bebender Stimme hinzu. Große Thränen traten in Orlando's weit offene Augen, aber sie erstarrten, ehe sie die Wange hinabrollten; doch verwandelten sich seine Züge, sie wurden milder, und er fing an sich selbst wieder ähnlicher zu werden.

„Bindet seine Hände los," befahl der Freiherr, „bindet sie los, sage ich." Zögernd gehorchte man ihm. „Steh' auf mein Sohn, kleide dich an, gib Befehl, daß Louis für dich den Koffer packe, wir reisen in zwei Stunden ab," setzte er so gleichgültig als möglich hinzu.

„Zu ihm!" jubelte Orlando mit Augen, aus denen der Wahnsinn des höchsten Ingrimms blitzte.

„Zu ihm, zu ihr, zu wem du willst, Orlando! denn wir gehen nach P...," war die Antwort; „vor allem aber zuerst zu meinem Bruder, mag er lösen, was er aus unzeitiger Lust zu schürzen, oder in einem Anfluge von Verrücktheit, oder Gott weiß aus welcher andern unbegreiflichen Ursache, so furchtbar verworren hat. Orlando, du selbst

so gut und treu, kannst du denn wirklich glauben, unser Leonhard, er, die zweite Hälfte deines Ichs, die du so oft die bessere nanntest, er, dein Bruder, er, mein Sohn, den wir immer ohne Falsch gefunden, kannst du wirklich glauben, daß er so elend, so über allen Ausdruck schändlich dich verrathen könne?" Orlando verhüllte sein Gesicht, er zitterte, er schluchzte konvulsivisch, gleich einem heftig Weinenden, doch keine Thräne netzte sein Auge.

„Richte dich auf!" sprach ernster der Freiherr, indem er seine Hand faßte; „fruchtloses Klagen ziemt dem Manne nicht; auch nicht voreiliges zorniges Wüthen, ehe wir von der Rechtmäßigkeit unseres Zürnens überzeugt sind. Komm, mein geliebter Orlando, richte dich auf, ermanne dich, wir wollen persönlich sehen, hören, prüfen, und dann erst das Urtheil sprechen. Wir gehen gerade nach P...; lange vor dem Tage zu welchem wir eingeladen sind, werden wir dort seyn."

„Nach P . . . zum Gericht!" wiederholte Orlando, stand auf und ließ sich ankleiden, während der Freiherr die Reise-Anstalten zu beschleunigen suchte.

Die ersten Tage brachte Orlando im Wagen, an der Seite seines edlen Freundes, in wohlthätiger sowohl geistiger als körperlicher Abspannung zu, in den folgenden wurde er auf das was um ihn her vorging, aufmerksamer; des Freiherrn milde Worte gleiteten nicht mehr ganz von ihm ab, sein heller Geist erwachte wieder, und sträubte sich nicht mehr die Gründe in sich aufzunehmen, mit welchen der vielerfahrne Greis ihm zu beweisen suchte, daß sowohl Leonhard als Rosalba unmöglich treulos werden konnten; obgleich er zugleich gestand, daß es ihm unmöglich sey zu errathen, welche Ursachen den nur zu weltklugen Präsidenten bewogen haben, zu handeln, wie er gethan.

Endlich, nach mancher langen ermüdenden Tagereise, stiegen die zackigen Mauern, die hohen gothischen Thürme der uralten ehemaligen Königsstadt vor ihnen auf, und neue Hoffnungslosigkeit, unbeschreibliche Unruhe, innere gewaltsame Empörung der verschiedenartigsten Gefühle, bemächtigten sich von neuem des armen Orlando. Er athmete kaum, sein Auge brannte, seine Stirn glühte, das rasch empörte Blut drohte Herz und Adern zu sprengen, um dem bang bewegten Leben Luft zu

machen. Schweigend, bleich wie eine Marmorbüste, und eben so regungslos, saß neben ihm der edle Greis; ein eigner Glanz verklärte das leuchtende dunkelblaue Auge, es hing mit unaussprechlichem Ausdruck an der ihnen jetzt ganz nahen Stadt. Wie zum stillen Gebete, hatte er das schwarze Sammtkäppchen von dem ehrwürdigen Haupte genommen, er hielt es zwischen den gefalteten feingeformten blassen Händen, und die Abendsonne schmückte mit ihren Rosen die reich herabwallenden schneeweißen Locken des ehrwürdigen Alten.

„Ich glaubte, diese Mauern, diese Thürme nie wieder zu sehen," sprach er endlich leise und nachdrücklich; „ich hatte mir selbst versprochen, mir dieses zu ersparen — doch so ist der Mensch! — dort liegen sie nun dicht vor mir, und die Vergangenheit mit ihren verjährten Schmerzen dringt von neuem mit unwiderstehlicher Gewalt auf mich ein. Jeder meiner Schritte rauscht hier über das Grab eines mir versunkenen Glückes hin; ich ziehe über die öde Stätte hinweg; ein trauriger einsamer Schatten. Orlando, Sorge für deine Ruhe, für dein Glück, konnte allein mich wieder hieher verlocken. Wirst du die Zahl der trüben Erinnerungen,

die ich von hier mitnahm, noch vermehren? Werde ich aufgescheucht vom düsteren Wahne, gespornt von leidenschaftlicher Uebereilung, auch dich dem Untergange zueilen sehen müssen, ohne daß meine warnende Stimme dich aufhalten kann?"

Ein Druck mit der Hand, war alles was Orlando dem edlen Greise zu erwiedern vermochte; des Herzens gewaltige Schläge drohten in diesem Augenblick ihn zu ersticken; er hatte keinen Athem, denn eben fuhren sie zum Stadtthore hinein. Sie durchkreuzten mehrere Straßen, um zu dem Gasthofe zu gelangen, wo sie absteigen wollten; Orlando's starrer Blick hing unabgewendet an denen Gebäuden, an welchen sie vorüberrollten; an einer der lebhaftesten Ecken, verursachte das Gewühl mehrerer, aus verschiedenen Richtungen herbeikommenden Fuhrwerke, einige Unordnung; es gab einen kurzen Aufenthalt, und schnell wie ein Gedanke, hatte Orlando während desselben den Schlag des Wagens aufgerissen, war über den nicht niedergelassenen Fußtritt hinweggesprungen, und im Getümmel verschwunden, ehe noch sein Reisegefährte seine Entfernung bemerkte.

Seine Bedienten mußten dem Freiherrn so-

gleich aus dem Wagen helfen; da stand nun der zitternde Greis auf der Straße, kaum fähig sich aufrecht zu erhalten, sein weißes Haar wehte im Winde, wüstes Geräusch übertönte seine bebende Stimme, die so laut er es vermochte Orlando's Namen rief; in Todesangst suchte er bei der sich vorüberdrängenden Menge zu erforschen, ob Niemand den Verlornen gesehen? Keiner hatte den bemerkt den er beschrieb; Viele sahen den Greis theils verwundert, theils mitleidig an, Andere eilten achtlos vorüber; ihm schwindelte, er fühlte einer Ohnmacht sich nahe, da eilte der Thürsteher eines in der Nähe befindlichen Palaståhnlichen Gebäudes herbei, und hieß gutmüthig die Bedienten des Freiherrn ihn hineintragen; mehrere von der Dienerschaft des augenscheinlich sehr vornehmen Hauses, kamen jetzt ebenfalls näher. Die Bedienten des Freiherrn nannten Namen und Stand ihres Gebieters, und dieser wurde jetzt sogleich in ein anständiges Zimmer gebracht. Seine Besinnung kehrte allgemach zurück; er fragte wo man ihn hingeführt habe? und erhielt zur Antwort: in das Palais der Fürstin von Z . . .

Ein belebender Blitzstrahl fiel mit diesen Wor-

ten ihm tröstend in die Seele. „O gewiß, hat er hieher sich gewendet," rief der Greis, und hob dankend die gefalteten Hände zum Himmel. „O meldet mich, meldet mich eurer Gebieterin!" rief er, abermals von einem schrecklichen Gedanken ergriffen, der ihn in diesem Hause eine Zusammenkunft Leonhards und Orlando's als möglich ahnen ließ; „sagt ihr, Greifenhorst aus Mailand flehe nur um einen Augenblick, aber schnell, ohne Säumen, denn es gälte Leben und Tod."

In diesem Augenblick ging die Thür auf, und die Fürstin, auf den Arm einer ihrer Frauen gestützt, trat Zeit genug hinein, um noch den Namen des plötzlich Erkrankten zu hören, dessen Anwesenheit in ihrem Hause man ihr gemeldet, und nach dessen Befinden sie, gütig wie immer, sich selbst zu erkundigen kam. Da standen sie nun einander gegenüber; sie waren in der Blüthe des Lebens sich bekannt gewesen, der Zufall hatte sie damals einander näher gebracht, und ihrer beider Geschick wunderbar verflochten; jedes von ihnen wußte, was das Leben, was die Welt dem Andern geraubt, was er besiegt, was er gelitten. Dreißig Jahre und mehr, lagen zwischen ihrem letzten

Scheiden, und diesem schmerzlich trüben Wiedersehen, bei welchem alle Verwüstungen, welche jene lange Reihe versunkener Jahre angerichtet, in Riesengestalt vor ihnen aufstiegen. Wehmüthige Trauer, über die auf immer entschwundene schöne Jugendzeit, schmerzliche Freude, endlich so weit auf ihrer Pilgerfahrt vorgeschritten zu seyn, vereinte in Beider Gemüth sich zu einem sie seltsam ergreifenden Gefühl, indem sie sich erkannten und begrüßten.

— Orlando war es indessen gelungen, im nämlichen Hause, begünstigt von der im Innern der Gebäude dunkler einbrechenden Dämmerung, über ihm wohlbekannte Gänge, Säle und Treppen, völlig ungesehen und unbemerkt, bis zu Rosalba's Zimmer zu dringen. Er hatte das vor allen Gebäuden der Nachbarschaft sich auszeichnende Palais der Fürstin im Vorüberfahren sogleich erkannt, sein Blick suchte die Fenster von Rosalba's Zimmer, ihm war, als sähe er an einem derselben ihre Gestalt vorübergleiten; der Wagen hielt im Gedränge, sein Herz riß ihn fort, hin zu ihr, und ließ alles andere ihn vergessen.

Da stand er nun mit hochklopfender Brust, in banger Erwartung der schnellen Entscheidung seines Geschicks, an der Thüre ihres Kabinets. „Nur daß ich ihn, nur ihn hier nicht finde!“ zitterte fast wortlos ihm durch den Sinn. Er hörte drinnen ein leichtes Geräusch, und hielt sich nicht mehr, er stieß plötzlich die Thüre auf, Rosalba hatte allein still weinend da gesessen, sie sprang bei seinem Eintritt erschrocken in die Höhe, und ein sehr glänzender Gegenstand, mit dessen Betrachtung sie beschäftigt gewesen zu seyn schien, rollte von ihrem Schoße bis dicht vor Orlando's Füße hin.—

Orlando hob ihn auf, und von einer Reihe großer blitzender Diamanten umgeben, lächelte Leonhard's sprechend ähnliches Portrait ihn an. Zur Bildsäule erstarrt, das Medaillon in den krampfhaft fest verschlungenen Händen, stand Orlando an die Wand gelehnt; wie versteinert haftete sein stierer Blick auf die zum Tode erschrockene Rosalba, die wieder zurück in ihr Sofa gesunken war, und ängstlich zu ihm aufsah.

„So also ist es! das sein Brautgeschenk,“ sprach Orlando kaum vernehmbar, mit glühenden Augen, zwischen fest geschlossenen Zähnen hindurch.

„Er hat geworben, er hat den Sieg errungen — glänzende Schlange, wie dieses dein Bild zertrete ich auch dich!“ rief er jetzt laut mit furchtbarem Ton, und warf das Medaillon klingend an den Boden, Rosalba bückte sich darüber hin, ehe es ihm gelang dasselbe zu vernichten; Orlando schauderte vor Ingrimm, und hielt nur mit großer Anstrengung sich zurück, ihr das Bild nicht gewaltsam wieder zu entreißen.

Rosalba betrachtete ihn schweigend und traurig. Der Geist ihrer Mutter kam plötzlich über sie; immer höher richtete sie sich auf, all' ihren Muth nahm sie zusammen, und trat endlich mit festem Blick ganz nahe vor ihm hin; er sah sie an und athmete kaum. „Orlando,“ sprach sie sehr mild und sehr ernst, „ich kann dich nicht länger schonen, obgleich ich mit dir leide; trage was du verschuldet. Ja, dieses ist Leonhards Brautgeschenk — er hat gesiegt, o welchen glorreichen Doppelsieg! er hat bei denen, die über mich zu gebieten haben, um mich geworben, und meine Hand erhalten — für dich, seinen Freund.“

Wie von einem Blitzstrahl zerschmettert, stürzte Orlando zu ihren Füßen hin.

Mehrere Stunden vergingen, ehe der ganz mit sich zerfallene Orlando fähig war, aus dem Munde seiner Freunde zu vernehmen, was Leonhard alles für ihn gethan; wie er, ohne seines Vaters Vorwissen, ins geheim nach P . . . gekommen sey, um bei der Fürstin von Z . . . der Liebe seines Freundes das Wort zu reden, und diese mächtige Beschützerin ihm zu gewinnen. Er konnte dieses nicht, ohne ihr den Zustand seines eigenen Gemüthes zu verrathen, denn Frauen jedes Alters und Standes sind scharfsichtig, wenn es gilt, den in der Brust heimlich lodernden Funken verborgener Liebe zu entdecken. Die Fürstin hatte in seinem Herzen schon gelesen, ehe er selbst es gekannt. Orlando's kurze Erscheinung in ihrem Hause, war fast unbemerkt an ihr vorüber gegangen, und so war es leicht möglich geworden, daß sie Rosalba's stillen Schmerz nach Leonhards Entfernung, der Trennung von diesem zuschrieb, ohne dabei Orlando's beinahe gleichzeitiger Abreise sich zu erinnern. Des Präsidenten eigenmächtige Erklärung der Liebe seines Sohnes kam dazu, um sie völlig irre zu leiten.

Nachdem er von der Fürstin erlangt, was er

gewollt, nahm er gefaßten Abschied von ihr und auch von Rosalba. Er ließ dieser sein Bild zurück, welches sein Vater wirklich ihr zum Brautgeschenk bestimmt hatte, und ging dann auf lange Zeit, vielleicht auf immer. Die Fürstin verhieß ihm beim Abschiede, den Vater ihm zu versöhnen. An Orlando ließ er folgende Zeilen in Rosalba's Händen.

„Du siehst es, das Schwert, das uns drohte ist gefallen, und hat auf lange Zeit, vielleicht auf das ganze Leben uns getrennt; uns, die wir unzertrennlich uns dünkten."

„Ich gehe weil ich muß; und du, mein Bruder! mein innigst Vertrauter! wirst mich nicht fragen, warum ich nicht anders kann. Dein Gemüth war ja stets der Wiederhall des meinen, und so wirst du wahrscheinlich verstehen, was ich, obgleich keine Schuld mich drückt, mir selbst verbergen möchte."

„Mein Weg ist weit, und du wirst in langer Zeit nichts von mir hören; doch mein Herz bleibt

dir, und der innigste Wunsch für dein Glück wird mich überall hin begleiten. Ich habe einer Gesellschaft für ihre Wissenschaft begeisterter Freunde der Natur mich angeschlossen, wir werden die entferntesten Zonen aufsuchen, um die Wunder der großen Göttin zu erspähen. Jahre werden vergehen, bis ich mit ruhigerem Geiste, reicher an Wissenschaft und Erfahrung, in mein Jugendland zurückkehren kann. Denket meiner, ihr alle meine Lieben, und gebe ein guter Gott, daß ich einst bei meiner Heimkehr, keinen aus dem lieben Kreise vermisse."

So wie Orlando diese Zeilen gelesen hatte, reisete er unverzüglich nach dem Hafen ab, von welchem aus Leonhard und seine Gesellschafter die große gefahrvolle Reise antreten wollten. Er kam zu spät, das Schiff war mit der kleinen Karavane schon unter Segel gegangen. Trostlos und reuevoll kehrte er zurück, und es währte lange, ehe er sich einigermaßen mit sich selbst wieder aussöhnen konnte. Nach Jahresfrist reichte Rosalba ihm die Hand am Altare. Das liebende Paar, den alten Freiherrn in seiner Mitte, führt bald am Ufer

des Comer-Sees, bald in Mailand, ein glückliches für alle die mit ihm in Berührung kommen, erfreuendes Leben, und sieht seit einiger Zeit, der ihm als nahe angekündigten Heimkehr des edlen geliebten Leonhards, voll froher Hoffnung entgegen.

Meine Großtante.

Aus den

Papieren eines alten Herrn.



Noch vor wenigen Jahren stand in meiner Vaterstadt, dem alten ehrwürdigen Cöln, ein durch hohe, unverändert gebliebene Alterthümlichkeit sich auszeichnendes Haus. Oft, wenn ich als Knabe, mit meiner Großmutter auf dem Gange zur Kirche, an demselben vorüber kam, blieb die gute alte Frau betrachtend davor stehen, und machte auf die krausen Schnörkel von Bildhauerarbeit, auf die kleinen, gewundnen Säulchen, die tabernackelartigen Vorsprünge, mich aufmerksam, welche den sehr hohen Giebel zierten. Dann beschrieb sie mir die innere Einrichtung des ihr so werthen Hauses, die in demselben enthaltenen weiten Säle, die zahlreichen Prunkgemächer, und sprach mit sichtbarer Rührung von ihrer so glücklichen und fröhlichen Jugendzeit. Sie, die gute, freundliche Pflegerin meiner früh verwaiseten Kindheit, war in diesem Hause geboren, in welchem, weit über hundert Jahre lang, ihre Familie in Ansehen und

Wohlstand gelebt hatte, und das seit kurzem durch mehrere Sterbefälle in derselben, in fremde Hände gekommen war.

Wenn sie so sprach, pflegte ich wohl mit kindisch-scheuer Sehnsucht zu den, durch das sie umgebende Schnitzwerk umdüsterten, kleinen, achteckigen, in Blei gefaßten Scheiben, der tief in der Mauer liegenden Fenster, hinauf zu blicken. Ich meinte hinter denselben müsse das Glück, von welchem meine Großmutter so viel sprach, noch immer leibhaftig wohnen. Sie schilderte es mir als ganz aus der Welt geschwunden; was Glück eigentlich sey oder heiße, wußte ich damals noch nicht, desto reizender war der dunkle Begriff, der meiner jungen alles personificirenden Phantasie davon vorschwebte. Ich war damals noch in dem Alter, wo man das Glück in sich trägt, ohne sich dessen bewußt zu seyn, weil man eben noch nicht erfahren hat was Unglück eigentlich sey; so wie der ganz Gesunde, der nie krank gewesen, auch nicht weiß was Gesundheit ist.

Das liebe alte Haus existirt nicht mehr. Die Grundmauern desselben mögen vielleicht noch allenfalls beibehalten worden seyn, alles übrige was

mich daran erfreute, ist verschwunden. In seiner jetzigen modernisirten Gestalt, mag ich zu der im neuen Styl erbauten, mit hohen Fenstern von Spiegelglas prangenden Façade desselben gar nicht mehr hinauf sehen, und wähle lieber einen Umweg, um nur nicht daran vorüber zu kommen.

Doch nicht das Glück allein, auch die Schönheit war, wie meine Großmutter behauptete, in dem alten Hause einheimisch gewesen. Eine lange Reihe ausgezeichnet schöner Frauen, war im Lauf der Jahre in demselben geboren, oder durch Heirath in dasselbe eingeführt worden. Dieses, bei der Geburt einer Tochter, wie bei der Vermählung eines Sohnes sich immer wiederholende anmuthige Ereigniß, hatte endlich sogar in der großen Stadt zu einer sprüchwörtlichen Redensart Anlaß gegeben; „sie ist schön wie eine van Dooren," pflegten die Leute zu sagen, wenn sie die Gestalt andrer jungen Frauen und Mädchen recht loben wollten.

„Aber Großmutter, du bist ja auch eine in jenem Hause geborne van Dooren!" sprach ich einmal, und sah ihr freundlich schmeichelnd in das liebe, fromme Gesicht.

„Naseweis du!" erwiederte sie. Ein wirklich

noch recht angenehmes Lächeln glitt über ihre veralteten Züge, sie erröthete sogar ein wenig, indem sie mir mit der flachen Hand über die krausen Locken und die muthwilligen Augen strich. „Die Zeiten sind längst vorüber;" setzte sie mit einem fast unmerklichen Seufzer hinzu: „und obgleich der liebe Gott nichts an mir versehen gehabt, so war ich eigentlich doch nie was man schön nennt; wenigstens war ich es nicht, wenn man mit meiner Schwester mich verglich."

„Deine Schwester? Hast du denn eine Schwester gehabt, Großmutter? von der hast du mir ja niemals erzählt; und wie hieß deine Schwester?" fragte ich neugierig.

Die Großmutter seufzte tief auf, wie von schmerzlichen Erinnerungen ergriffen. „Eigentlich war sie meine Stiefschwester, die Tochter der ersten, früh verstorbenen Frau meines Vaters," sprach sie endlich. „Sie war nur drei Jahre älter als ich, und hieß Walburga. Doch nun frage nicht weiter."

Ich fragte aber doch, und so oft, und so lange, bis die Großmutter eines Abends ein alterthümliches, verschlossenes Kästchen herbeiholte, das beinahe einem großen Quartanten glich. „Du sollst

sie sehen, damit ich endlich Ruhe vor dir habe," sprach sie, indem sie den kleinen Schrein aufschloß, der auch wie ein Buch sich auseinander legen ließ. Er zeigte, so geöffnet, zwei neben einander stehende, von einem vorzüglichen niederländischen Meister trefflich in Oel gemalte Miniaturbilder.

Schon seit geraumer Zeit sind, nach dem Ableben der guten Mutter, beide Porträts mein Eigenthum geworden. Ich halte sie hoch in Ehren, wie ein Heiligthum. Ich betrachte sie oft; still bewegt im tiefsten Herzen, weilt mein Blick auf den regelmäßig schönen, und doch so ungemein anmuthigen Zügen meiner Großtante, auf dem blonden, glänzenden Haar, mit Federblumen und Perlen durchflochten, dem kleinen, ein wenig trotzig aufgeworfenen, und doch so holdlächelnden Mund; ich blicke gerührt in die hellleuchtenden, blauen Augen, die der Tod längst geschlossen, und seufze über die kurze Dauer des Schönen auf der Erde.

„Und wer ist denn der?" fragte ich damals, nachdem ich lange genug das Bild der schönen Walburga mit stiller Bewunderung betrachtet, und nun zu dem zweiten Porträt überging: „ist das auch ein van Dooren, vielleicht ihr Bruder? schön

genug wär er wohl, aber er sieht ihr doch auch nicht im mindesten ähnlich; so braun, so fremd, so ich weiß nicht wie. Ich könnte mich vor ihm fürchten, nicht weil ich meinte er würde mir etwas zu Leide thun, darum nicht, aber er kommt mir wie der Geisterkönig aus deinen Mährchen vor, die du mir Abends erzählst, oder wie ein mächtiges verzaubertes Wesen, das kein Mensch ist. Er ist noch sehr jung, fast noch ein Knabe, und schaut doch so klug und verständig aus seinen schwarzen, blitzenden Augen.“

„Ach von dem wäre viel zu sagen,“ erwiederte meine Großmutter, und schüttelte bedenklich das greise Haupt. „Für dich ist das noch nicht, wenn du älter bist, kannst du es vielleicht einmal erfahren. Ein Unglückskind ist das wundersame Wesen, das über die arme Walburga, über unsere Familie, und auch über sich selbst schweres Leid gebracht hat, so viel ist gewiß,“ setzte sie hinzu, indem sie den kleinen Schrein wieder zuschloß und an seinen Ort stellte.

Alles fernere Fragen über diesen Gegenstand war mir von nun an streng untersagt, wodurch meine Neubegier natürlicherweise immer quälender

werden mußte. Viele Monate lang beschäftigte ich mich in meinen Freistunden unaufhörlich mit der schönen Walburga und ihres räthselhaften Begleiters wunderbarem Geschick. Die Befriedigung, welche mir von außen unabänderlich verweigert wurde, suchte meine geschäftige Phantasie innerlich zu ersetzen. Obgleich ich, nach der Sitte der damaligen Zeit, noch immer wie ein Kind gehalten und betrachtet wurde, stand ich doch schon in meinem sechzehnten Jahr. Das eifrige Studiren der Alten, zu welchem ich in der Schule des geistlichen Gymnasiums angehalten wurde, die ich besuchte, hatte mir den Sinn für Poesie früh erweckt, und so setzte ich mir denn, ganz in der Stille, ein höchst abenteuerliches Mährchen zusammen, in welchem die Urbilder jener beiden Porträts, deren Anblick mir nicht zum zweitenmal gewährt wurde, die Hauptrolle spielten. Zuletzt fing ich an von der Wahrheit meiner eigenen Erfindung fest überzeugt zu seyn; ein Fall, der bei als bekannte Lügner verrufenen Leuten weit öfter eintritt, als man es denkt, wenn sie ihre eigenen Erfindungen, mit allen Nebenumständen, zu wiederholten Malen erzählen.

Ganz in der Stille durchsuchte ich das ganze

Haus, Rumpelkammern, alte Schränke und Kasten, um Belege für die Wahrheit meiner vermeinten Entdeckung zu finden, und war auch endlich so glücklich auf ein Päckchen vergilbter Briefe und anderer Schriften zu stoßen, welche vieles von dem enthielten was ich zu wissen verlangte. Eifrig studirte ich sie durch, so gut als ich es vermochte; wunderte mich nicht wenig alles ganz verschieden von dem zu finden, was ich mir gedacht hatte, trug aber doch, mit heimlichem Triumph, meinen Fund zur Großmutter hin.

Alles kam wie ich es erwartete; zuerst wurde ich wegen meines Vorwitzes hart angelassen, dann gebührlich ausgescholten und zur Ruhe verwiesen, endlich aber erfuhr ich doch von der guten Mutter, alles was ich zu wissen verlangte.

So viel aus den Reden derselben sowohl, als aus den aufgefundenen Briefen hervorging, mag mein verstorbener Aeltervater, Herr Simon van Dooren, ein Mann gewesen seyn, mit welchem zu leben weder angenehm noch leicht war. Er war ein sehr bedeutender Kaufmann, despotisch und eigensinnig, wie reiche Leute seines Standes es oft sind, und scheint für wenig Anderes Sinn gehabt

zu haben, als für sein Geschäft, und die Aufrecht-haltung seines Ansehens, in seiner Vaterstadt so-wohl als in der Handelswelt; vor Allem aber in seinem eignen Hause.

Schwerlich aus Liebe, hauptsächlich nur um seinen und seines Hauses Namen nicht untergehen zu lassen, und nebenher auch die oben erwähnte, zum Sprichwort gewordene Berühmtheit der Frauen aus seiner Familie in Ehren zu erhalten, fühlte er sich bewogen die anerkannteste Schönheit in Brüssel als Gattin heimzuführen. Ein stilles, mit liebender Sorgfalt erzogenes Mädchen, von guter Herkunft, aber ohne alles Vermögen. Bittendes Zureden der Aeltern, hatte die Arme bewogen, dem fremden, ungeliebten Manne in seine Heimath zu folgen, wo sie bedrückt von dem Geldstolz der reichen Verwandtschaft, ein einsam-traurig Leben geführt haben mag.

Sehnsucht nach den Ihrigen, verschwiegener Kummer, häuslicher Unfriede zehrten an ihrer Jugend. Ihre Kräfte nahmen ab, ihre Schönheit verblühte lange vor der Zeit; die Hoffnung, ihren immer mißmüthiger werdenden Gatten durch einen Erben zu erfreuen, und sich selbst dadurch vielleicht

ein leidlicheres Loos zu bereiten, war schon zweimal zerstört worden. Herr Simon van Dooren wünschte nichts sehnlicher, als in einem Sohn den dereinstigen Stammhalter seines Hauses, oder in einer Tochter die Erbin der zu schnell entschwundenen Schönheit ihrer Mutter, in seinen Armen zu halten, und rief daher alle Aerzte der Stadt zu einer Berathschlagung zusammen, als er, bei sich erneuerndem Uebelbefinden seiner Gattin, ihr das Geständniß entlockt hatte, daß sie zum drittenmal zu Mutterhoffnung sich berechtigt glaube.

Nach einer kurzen Berathschlagung in lateinischer Sprache, welcher Herr Simon aufmerksam zuhörte, ohne eine Silbe davon zu verstehen, erklärten die gelehrten Herrn Doctoren einstimmig, die Leidende müsse nach Montpellier, dem berühmtesten Sitz ärztlicher Wissenschaft, zu welchem in der damaligen Zeit reiche Kranke schaarenweise wallfahrteten, wie in der unsrigen in die Bäder. Die Reise, die Veränderung der Luft, der Aufenthalt in einem wärmeren Clima wurde als das einzige Mittel angegeben, die bleiche, hinfällige Frau wieder zu erkräftigen. Eine große Reise wie diese, wurde freilich in jenen Tagen von Frauen als ein

Wagestück betrachtet, zu welchem man nur im höchsten Nothfall, unter Zittern und Zagen sich entschloß, und es stand kaum zu erwarten, daß Herr Simon in die Ausführung des ärztlichen Gutachtens einwilligen werde. Er aber ergriff diesen Vorschlag zu aller Welt Erstaunen mit freudigem Eifer, und ohne auf die furchtsamen Einwendungen seiner Frau zu hören, begann er sogleich alle Anstalten zum baldigen Antritt der Reise zu treffen.

Nichts konnte in der That gerade in dieser Zeit ihm erwünschter kommen, als dieser Ausspruch der Herren Doctoren, durch den er ohne alle Weitläufigkeit, und mit geringen Kosten, von der Unlust eine kränkelnde Frau um sich sehen zu müssen, befreit wurde, und die ihm zugleich Gelegenheit bot, der Welt, das heißt seinen Bekannten und seiner Familie, seine Bereitwilligkeit alles für die Wiederherstellung ihrer Gesundheit zu thun, zu beweisen. Sein rauhes, unfreundliches Betragen gegen die arme Leidende, war von einigen seiner Bekannten mißbilligend bemerkt worden; jeden ihn treffenden Tadel, nahm er als eine Verletzung seiner Rechte auf, und ihm mußte

daher alles daran liegen, den Ungrund desselben in's hellste Licht zu stellen.

Frau van Dooren wurde also einem Vetter ihres Mannes übergeben, der eben in Geschäften desselben nach Cette reisen sollte; dieser brachte sie glücklich nach Rotterdamm, wo ein von Herrn Simon befrachtetes Schiff ihn erwartete. Die Jahreszeit war für eine Seefahrt die günstigste, Frau van Dooren fürchtete das Meer nicht, war auch der Seekrankheit, wie sie aus Erfahrung wußte, nicht unterworfen, und wendete also nichts dagegen ein, als sie in Rotterdamm, ungefähr wie ein Waarenballen mit eingeschifft wurde. Gott läßt den Wind warm wehen, wenn das Lamm geschoren ist, sagt ein altes, frommes Sprichwort, dessen Wahrheit auch an der leidenden Frau sich erprobte; die Reise ging ungewöhnlich schnell und glücklich von statten, der Hafen von Cette wurde in fast unglaublich kurzer Zeit erreicht, und schon am nächsten Morgen, begleitete der dortige Handelsfreund ihres Hauses sie nach Montpellier, wo er eine bequeme allen ihren Wünschen angemessene Wohnung ihr verschaffte.

Die Wahl derselben hätte für Frau van Doo-

ren nicht glücklicher ausfallen können, denn in dem nämlichen Hause wohnte auch die Gattin eines der angesehensten Handelsherren in Marseille, Madame Seymour, mit ihren beiden Kindern; einem etwas kränkelnden Knaben, um dessentwillen die Mutter sich einige Monate in Montpellier aufhalten wollte, und einer jüngern Tochter. Beide Frauen fanden bald sich zusammen, und schlossen immer enger sich an einander an, so daß sie endlich jede Stunde des Tages mit einander zubrachten, den kleinen Kranken gemeinschaftlich pflegten, und das kleine dreijährige Mädchen, das hübscheste, muthwilligste, eigensinnigste und liebenswürdigste Geschöpf in der Welt, unter Schelten und Liebkosen auf alle Weise verzogen.

Zum erstenmal seit ihrer Verheirathung, sah Frau van Dooren wieder, von ihr wohlwollenden freundlichen Menschen sich umgeben, die sie mit Schonung und Theilnahme behandelten. Deutsch zu lernen, besonders der im Haushalte unentbehrliche Dialect der dortigen Volksklasse, war ihr in Cöln beinahe unmöglich gewesen; hier hörte sie wieder die geliebten Töne ihrer Muttersprache, wenn gleich mit einem ihr fremdartigen Accent aus-

gesprochen, konnte wieder, ohne Schwierigkeit, allen ihren Umgebungen sich verständlich machen, und war glücklich, wie in ihrer frohen Jugendzeit. Ihre gesunkene Lebenskraft erstarkte von neuem, sogar ihre Schönheit begann wieder zu erblühen.

Doch nun kam leider, für sie viel zu frühe, der unerwünschte Zeitpunkt ihrer Rückkehr in die Heimath herbei. Der Vetter hatte nach einigen Monaten seine Geschäfte im südlichen Frankreich beendet, er drang auf Beschleunigung der Abreise, weil seine Gegenwart im Comtoir des Herrn Simon mit jedem Tage nothwendiger würde, und die kaum Halbgenesene mußte, auf Befehl ihres strengen Gebieters in Cöln, sich geduldig seinen Anordnungen fügen, und unter heißen Thränen von ihrer neuen Freundin, ohne Hoffnung des Wiedersehens, sich trennen.

Die schwere Stunde, der sie mit bangem, zwischen Todesfurcht und Todeshoffnung getheiltem Gemüthe entgegengesehen, trat bald nach ihrer Heimkehr, früher als sie es erwartet hatte, ein, und ging schneller und schonender an ihr vorüber, als sie selbst und ihre Umgebungen es gehofft hatten.

Ein schöneres Kind als die kleine Walburga, hatte, nach dem einstimmigen Urtheil der Frau Basen und Muhmen, welche die Wöchnerin umgaben, die vier Wände, des wegen der Schönheit der in demselben gebornen Töchter berühmten Hauses noch nicht beschrien. Selbst entfernte Bekannte der Familie drängten sich herbei, das Wunderkind zu sehen, dem der über dessen Daseyn wirklich erfreute Vater, schon vor der Taufe, den unharmonischen Namen Walburga beigelegt hatte. Alle Porträte, der wegen ihrer Schönheit berühmten Ahnfrauen des Hauses, wurden mit den weichen Zügen des lächelnden Kindes verglichen, täglich wurde darüber gestritten, welcher von diesen es am ähnlichsten sey, ohne daß man sich darüber hätte vereinigen können; die kleine Walburga war und blieb ein Wunder, wie die Welt noch keines gesehen, wuchs aber dabei immer lustiger heran, und war und blieb nicht nur ein sehr schönes, sondern auch ein sehr kräftiges, gesundes Kind.

Die arme Mutter desselben welkte aber indessen mit jedem Tage sichtlicher dem Grabe zu. Die kleine Walburga, oder wie ihre Mutter sie lieber nannte, die kleine Wally, hatte ihr zweites Jahr kaum

erreicht, als man mit Gewißheit das Leben der Frau van Dooren nur noch auf Wochen bestimmen konnte. Sie fühlte und erkannte ihren Zustand: von Himmelssehnsucht begeistert, sah sie dem Tage, der von einem durchaus freudenarmen Leben sie erlösen sollte, ohne Bangen entgegen; nur der Gedanke, wie unter der unumschränkten Leitung eines harten Vaters, sich das Geschick ihrer geliebten Tochter dereinst gestalten könne, erschwerte ihr den Tod, und preßte dem längst müde geweinten Auge der Sterbenden, noch manche stille Thräne aus.

Mehrere Monate nach dem Ableben der Mitleidswerthen, kam ein Besuch, der ihr an ihrem Sterbebette, wäre er früher erschienen, zu einem Engel des Trostes hätte werden können; ihre Freundin aus Montpellier, Madam Segmour.

Diese war indessen Wittwe geworden, ihr verstorbener Gatte, der, wie schon aus seinem Namen hervorgeht, von Geburt ein Engländer war, hatte ihr ein sehr großes Vermögen hinterlassen, und daneben das bedeutendste Handlungshaus in Marseille, dessen Geschäft ein vieljähriger treuer Diener desselben, für ihre und ihrer Kinder Rechnung fortsetzte. Sie selbst war der Abkömmling

einer katholischen sehr vornehmen Familie in Irland. In der großen Welt erzogen, rasch, thätig, von männlichem Muthe beseelt, hatte sie, als eine sehr verständige Frau, sich in die Beschränkungen willig gefügt, welche ihre Verhältnisse als Gattin und Beherrscherin eines sehr großen Haushaltes, ihr zur Pflicht machten; jetzt aber, nachdem sie ihre Angelegenheiten gebührend geordnet, benutzte sie die ihr gewordene unumschränkte Freiheit, zur Erfüllung eines lang gehegten Lieblingswunsches, auf welchen, in der damaligen Zeit, eine Frau nicht leicht verfiel. Sie trat mit ihren Kindern eine große Reise an, um fremde Sitten und Länder kennen zu lernen. So war sie denn auch nach Aachen gekommen, die Nähe von Cöln weckte in ihrem Gemüthe Erinnerungen an die liebenswürdige Frau auf, mit der sie einige Monate in Montpellier gelebt hatte, und die, wahrscheinlich wegen der zwischen beiden vorherrschenden Verschiedenheit ihres Wesens, ihr lieb geworden war, denn der gutgesinnte Starke liebt immer den Schwachen, der mit unbedingtem Vertrauen sich ihm hingibt.

Madame Seymour eilte nach dem nahen Cöln, um ihre Freundin durch einen Besuch zu über-

raschen, und vernahm dort, mit ungeheucheltem Schmerz, das frühe Hinsinken der zarten Blume, der sie schon in Montpellier keine lange Dauer zutrauen konnte. Herr Simon aber unterließ nicht, ihr persönlich aufzuwarten, sobald er ihre Ankunft vernahm. Das stattliche Ansehen der welterfahrnen Frau, mehr noch ihr großer Reichthum, und die in der ganzen Handelswelt rühmlichst bekannte Firma ihres Hauses flößten wahre Ehrfurcht ihm ein. Er ruhte nicht eher, bis sie seinem dringenden Flehen, ihre Wohnung einstweilen in seinem Hause aufzuschlagen, endlich nachgab; ein Anerbieten das bei der damaligen Beschaffenheit der Gasthöfe in Deutschland, ihr allerdings nicht unwillkommen seyn mußte; und als er sie in demselben eingeführt hatte, that er das Möglichste, um mit einer Aufmerksamkeit, einer Pracht sie zu bewirthen, durch die ebenfalls selbst eine regierende Fürstin hätte zufrieden gestellt werden mögen.

Madame Seymour eignete sich indessen nicht dazu, durch den glänzenden Schimmer verblendet zu werden, hinter welchem Herr Simon die ihm eigene Kargheit, und kleinliche Knauserei zu ver-

bergen sich bestrebte. Sie durchschaute ihn bald, und das trübe Geschick ihrer armen Freundin, über welches diese nie eine Klage hatte gegen sie laut werden lassen. Sie erkannte den Wurm, der an dem Leben der schönen Blüthe heimlich genagt hatte, und ihr edles Herz floß über von Mitleid, mit der früh dahingeschiedenen Mutter sowohl, als mit der kleinen Waise, deren seltene Schönheit auch sie entzückte. Es entging ihrem Scharfblick nicht, daß Herr van Dooren, obgleich seine Gattin erst seit wenigen Monaten im Grabe ruhte, schon auf die Wahl der zweiten sehr ernstlich bedacht war; und welch' trübes Loos hatte die arme kleine Wally, unter der Zucht dieses Vaters, und einer wahrscheinlich an Sinnesart ihm ähnlichen Stiefmutter zu erwarten! Die gute edle Frau erwog dieses alles so lange in ihrem Gemüthe, bis sie eine Art von Verpflichtung zu fühlen glaubte, das kleine, liebliche Geschöpf vor solchem herben Unglück zu bewahren, und nach der ihr eigenen, schnell entschlossenen Art, ergriff sie die erste Gelegenheit, um Herrn Simon zu bitten, ihr sein verwaistes Töchterlein auf unbestimmte Zeit anzuvertrauen, um es in ihrer Heimath mit ihren Kindern,

die es sehr lieb gewonnen hatten, erziehen zu lassen.

Dieser Antrag versetzte Herrn Simon in nicht geringes Erstaunen, und zugleich auch in große Verlegenheit. Er war sogar geneigt sich dadurch beleidigt zu fühlen, aber wie hätte er es über sich gewinnen können, einer so reichen und angesehenen Frau gegenüber dieses zu äußern? Er ließ es also einstweilen bei allerlei Einwendungen, die seine abschlägige Antwort motiviren sollten, bewenden, kam aber, während er mit anscheinendem Eifer noch sprach, allmählig auf andere Gedanken. Es fiel ihm ein, wie das Kind, so jung es noch sey, doch schon zu allerlei Sorgen und Beschwerden Veranlassung gäbe, die mit den Jahren sich beträchtlich vermehren müßten, und hielt es denn endlich für das Gerathenste, sich erbitten zu lassen.

Madame Seymour erhielt von ihm was sie wünschte, und kehrte mit ihren Kindern und der kleinen Wally sehr zufrieden nach Marseille zurück. Wenige Monate später heirathete der Vater der letztern eine schöne Cölnerin, deren im Grunde gutes aber festeres Herz, bei einer dauerhafteren Gesundheit, sich nicht so leicht, als das ihrer un-

glücklichen Vorgängerin, brechen ließ, und im Lauf der Jahre, trug die bald auf einander folgende Geburt mehrerer Kinder, zur leidlichen Zufriedenheit dieser Ehe bei. Die Jahre vergingen, und da die Stiefmutter, eine übrigens ganz gute Frau, nach der abwesenden Wally sich eben nicht zu sehnen schien, so blieb diese ungestört wo sie war, und wurde im väterlichen Hause fast vergessen, bis ganz unerwartet die Nachricht von dem plötzlichen Tode der gütigen edlen Pflegerin ihrer Jugend in demselben eintraf. Jetzt endlich fühlte Herr van Dooren die Verbindlichkeit, seine Tochter, die indessen ihr siebzehntes Jahr zurückgelegt hatte, zu sich zu berufen; denn in Marseille konnte ihres Bleibens nicht länger seyn, indem die Tochter der Madame Seymour selbst noch des Schutzes bedurfte.

Wally langte in dem Hause ihres Vaters glücklich an. Sie trat auf in aller Glorie ihrer sich eben entfaltenden, blendend schönen Jugendblüthe, und Muhmen und Basen, die ganze Familie, vor allem aber der Vater, geriethen über ihren Anblick in einen Taumel von bewunderndem Entzücken. Einige Tage lang war die schöne Wally der Stolz des ganzen

Hauses, von Jung und Alt bewundert, geliebt, gelobt; aber dieser erste Freudenrausch währte, besonders in der nächsten Verwandtschaft, nicht lange. Vater, Mutter, Basen und Muhmen fühlten durch Wally's Nähe sich genirt, denn sie war anders als sie alle, und paßte keineswegs in den sie umgebenden Kreis. Nur ihre Stiefschwester, späterhin meine Großmutter, die damals ein kaum vierzehnjähriges Mädchen war, kam mit ächter herzlicher Liebe ihr entgegen; konnte aber bei der Art von Erziehung, die sie erhalten, der armen Wally nur einen sehr schwachen Ersatz für die schönere Vergangenheit gewähren.

Wally war gewöhnt worden, das Leben weit freier und leichter zu nehmen, als es damals in ihrer Vaterstadt, besonders aber in ihrer an dem Althergebrachten mit Leib und Seele hangenden Familie, genommen wurde. Madame Seymour hatte mit ihren Kindern und ihr einige Zeit in Paris gelebt, sie hatte mit ihnen London, Dublin und die bedeutendsten Städte in Frankreich und Großbritanien besucht, und immer die durch feineren geselligen Ton und geistige Bildung sich auszeichnenden Kreise zu den ihrigen gemacht. Wally kannte

keine andere, und stieß, mit dem besten Willen sich in alles zu fügen, alle Augenblicke gegen die steifen Formen der damaligen reichsstädtischen Sitte an, in welche sich zu finden ihr fast unmöglich dünkte.

Die sorgfältige Erziehung, der Unterricht der vorzüglichsten Meister, die sie gemeinschaftlich mit der Tochter ihrer gütigen Pflegemutter genossen, hatten Talente in ihr entwickelt, und überhaupt alle Eigenschaften ihr gewährt, die für das Leben in großen Städten, und in der höher gebildeten Gesellschaft sie eignen konnten; aber sie war auch an die Freiheit des Landlebens gewöhnt. Sie hatte mit Madame Seymour und ihrer Familie mehrere Sommer, auf den Landsitzen der vornehmen Anverwandten derselben, in den irländischen Hochlanden zugebracht. Sie war gewöhnt, Wälder und Felsenthäler zu Pferde zu durchstreifen, der Jagd zu folgen, aber auch in die Hütten der Armen hinabzusteigen, um ihnen Trost und Hülfe zu bringen. Jede ängstliche Berechnung dessen, was die Leute sagen könnten, lag ihr unendlich fern, so lange sie sich bewußt war, im Rechten zu seyn. Aber sie hatte auch Muth und Gewandt-

heit, das, was ihrem Gefühl nach das Rechte war, zu vertheidigen, und sich nicht davon abwendig machen zu lassen.

Ein solcher Charakter mußte freilich Schroffheiten und Ecken an sich tragen, die besonders bei Wally's jetzigen Umgebungen sehr fühlbar hervortraten; aber ein Hauch der anmuthigsten Lebensfrische, vereint mit der innigsten Herzensgüte, überkleidete diese, ohne sie zu verhüllen; und gerade das, was man ihr als Fehler hätte anrechnen können, erhob den Reiz des lieblichen Wesens, und ließ es nur noch interessanter erscheinen.

Dennoch mußte Wally sehen und empfinden, wie fremdartig sie unter ihren nächsten Umgebungen dastand, und wie sie, unerachtet ihres ehrlichen Strebens sich in ihre Weise zu schicken, ihnen dennoch mit jedem Tage lästiger ward. Ein ungeheurer, höchst bänglicher Lebensüberdruß bemächtigte sich ihrer, dem nicht zu erliegen sie alle ihre Geisteskraft anwenden mußte. Ihr einziger Trost, wie ihre liebste Beschäftigung in dieser drückenden Lage, war der fortgesetzte Briefwechsel mit ihrer einzigen Jugendfreundin, der Tochter der Madame Seymour, der geliebten Gefährtin ihrer glücklichen

Frühlingszeit. Keine Woche verging, in welcher nicht, unerachtet der weiten Entfernung, Briefe herüber und hinüber flogen; und gerade diese sind es, die ich größtentheils in der Rumpelkammer meiner Großmutter in einer alten Schatulle aufgefunden, und die mir hier zum Leitfaden dienen.

Niemand dachte daran, diese Correspondenz beschränken oder gar verbieten zu wollen. Die Stiefmutter bekümmerte sich wenig um Wally's Thun und Lassen, der Vater hielt den Briefwechsel für eine nützliche Uebung in der französischen Sprache, und so ging er unangefochten, regelmäßig und ununterbrochen seinen Gang.

Ein Jahr schlich auf diese Weise vorüber; Wally war und blieb mitten unter ihren nächsten Anverwandten eine Fremde, und Herr Simon fand endlich, daß es hohe Zeit sey, der Sache ein Ende zu machen. Seine Frau beklagte sich nicht über Wally, aber er fühlte doch, wie lästig die Gegenwart derselben, besonders im Haushalte, ihr war; er sah keinen andern möglichen Ausweg, die Tochter mit guter Manier aus dem Hause und alles in demselben in das gewohnte Gleis wieder zu bringen, als eine Heirath. Er besprach sich

darüber mit seiner Frau, und diese war, wie leicht zu erachten, vollkommen seiner Meinung.

Aber reich mußte der Mann seyn, den Wally heirathen sollte, dieses wurde sogleich unter ihnen ausgemacht. So lange ihr Vater noch lebte, war Wally eben so arm wie ihre Mutter es gewesen, als sie in dieses Haus kam. Kein mütterlicher Nachlaß war vorhanden, auf den die Tochter hätte Ansprüche machen können, und Herr Simon war gar nicht gesonnen, noch bei Lebenszeit, zur Aussteuer einer Tochter, einen Theil seines Vermögens herzugeben. Aber eine Ausstattung sollte sie erhalten, so reich und vollständig als nur irgend eine in Cöln, ganz nach reichsstädtischer Art, darauf bestand die Stiefmutter, um der Leute willen, wie sie aufrichtig bekannte.

Jetzt galt es nur noch den Bräutigam aufzufinden, doch dieses war unter der Mitwirkung der Muhmen und Basen eben nicht schwer. Ein ziemlich junger, reicher Kaufmann, an welchen durch die dritte und vierte Hand der Antrag gebracht wurde, zeigte sich sehr bereitwillig, vor der Hand auch ohne Aussteuer, die dereinstige Miterbin des reichen, schon bejahrten Simon van

Dooren zu heirathen, die noch obendrein für die erste Schönheit in Cöln galt. Als die ihm bestimmte Braut einmal in der Kirche ihm gezeigt wurde, ging er, von außerordentlicher Liebesflamme entzündet, sogar so weit, sie wie sie war, ohne die sonst übliche Ausstattung, nehmen zu wollen; doch dieses unvorsichtig ausgesprochene Erbieten wurde sehr übel aufgenommen, und es fehlte nicht viel, so wäre die ganze Sache darüber den Rückweg gegangen.

Wally erschrack heftig, als ihr Vater, ohne große Umschweife, sie mit ihrer künftigen Bestimmung bekannt machte. Offen und frei, fest und bestimmt erklärte sie ihren Widerwillen gegen jede bloß conventionelle, durch fremde Vermittelung herbeigeführte Verbindung. Herr Simon sah höchlich verwundert sie an; von allem was sie sagte, war kaum die Hälfte ihm verständlich, und dieses Wenige schrieb er der damals bei solchen Gelegenheiten üblichen Ziererei zu. „Sieh ihn nur erst, das Uebrige wird hernach sich schon von selbst finden," sprach der Papa, und ging gelassen seines Weges.

In der nächsten Woche wurde bei einem Oheim

ein feierliches Gastmal veranstaltet. Wally sah den ihr bestimmten Bräutigam, und ihr Widerwille gegen die ihr zugemuthete Verbindung stieg, bis zu dem ausgesprochensten Abscheu vor dem bloßen Gedanken daran. Der Mann dem sie Liebe und Treue geloben sollte, war ein fader, süßlicher, von Moschus und Bisam duftender, unbeholfener Geck, der durch das Bestreben sich witzig und elegant zu zeigen, noch unerträglicher ward. Zu Hause erklärte sie ihren Aeltern ganz unumwunden den festen Entschluß, diesem widerwärtigen Geschöpf nie am Altar ihre Hand zu reichen. Sie bat, sie weinte, sie trotzte, sie gerieth in Verzweiflung, wenn nur der Name des Verhaßten erwähnt wurde, aber vergebens. Ein Heer von Tanten, Basen, Oheimen, zuletzt sogar der Beichtvater, wurden auf sie losgelassen, um durch Zureden und Ermahnungen sie zur Vernunft zu bringen. Der nach Entscheidung schmachtende Liebhaber, mußte von einem Tage zum andern durch leere Hoffnungen sich hinhalten lassen. Er seufzte erbärmlich, verdrehte die Augen, meinte, seine heiße Liebesflamme werde doch endlich das Eis schmelzen, welches das Herz der schönen Spröden, gegen die

Pfeile des kleinen losen Gottes Kupido verhärte; und rückte endlich mit der Erklärung heraus, daß er zu seinem großen Schmerz, eine längst nothwendig gewordene Geschäftsreise nicht länger aufschieben könne, die ihn ein Paar Monate von dem Ziel aller seiner Gedanken und Wünsche entfernt halten werde. In tiefster Devotion empfahl er sich seinen künftigen, hochzuverehrenden Schwiegerältern, versicherte, daß sein Tod oder Leben in ihren Händen liege, daß er hoffe, bei seiner Rückkehr die Bahn zum Glück seines Lebens, durch ihre thätige Vermittelung, völlig geebnet zu finden, küßte der Frau Schwiegermama die Hand, und empfahl sich auf glückliches und baldiges Wiedersehen.

Durch die Abwesenheit ihres zudringlichen Verehrers, wurde der Zustand der armen Wally eher verschlimmert als verbessert. Ihre Aeltern wollten die Dauer derselben benutzen, um sie zur Nachgiebigkeit zu bewegen, und gleich nach der Zurückkunft des Bräutigams die Verlobung feiern zu können. Als kein Bitten noch Zureden ihren festen Sinn zu erschüttern vermochte, als selbst die wiederholten salbungsvollen Ermahnungen ihres Beichtva-

ters, mit Widerwillen von ihr zurückgewiesen wurden, hielt Herr Simon es an der Zeit, die Widerspenstige auf andere Weise zu bändigen zu suchen. Er drohte mit Verstoßung, mit Entehrung, und sperrte zuletzt die ungerathene Tochter in ein dunkles Hinterstübchen ein, in den ersten Tagen sogar bei Wasser und Brod.

Gestraft wie ein Kind, verhöhnt auf alle Weise, tief verletzt, gereizt und beleidigt, mußte das arme Mädchen einsam gefangen sich sehen. Die Exaltation und Verwirrung ihres Geistes warfen sie endlich auf das Krankenlager, doch auch hier ließen ihre mit Ermahnungen, Drohungen und Vorwürfen sie quälenden Verfolger, ihr keine Ruhe.

Ihr einziger Trost in ihrem Jammer war die, lebhafter als jemals fortgesetzte Correspondenz, mit ihrer Jugendfreundin in Marseille, die aber jetzt freilich sehr heimlich betrieben wurde. Ihre Stiefschwester, die ihr wirklich sehr anhing, und immer Mittel und Wege fand, sich zu der armen Gefangenen zu schleichen, besorgte dieselbe mit einer Gewandtheit, die man dem jungen, unerfahrnen Kinde kaum hätte zutrauen sollen. Sie wußte sehr geschickt Wally's Briefe auf die Post, und

die Antworten auf dieselben, ihr in die Hände zu bringen.

Mehrere Wochen waren auf diese Weise vergangen, und die Ankunft des Bräutigams stand vielleicht sehr bald zu erwarten. Herr Simon wurde immer verdrießlicher; er berieth sich eines Tages sehr ernstlich mit seiner Frau, über die Möglichkeit, den Eigensinn der Tochter doch endlich zu brechen, als sein Cassirer in's Zimmer trat, und ihm berichtete, wie unten im Comptoir ein junger, fremder Herr sich befinde, der einen Wechsel, welcher übrigens so gut wie baares Geld zu betrachten sey, realisiren wolle, die Größe der Summe und die überaus große Jugend des Fremden, habe ihn aber doch stutzig gemacht, deshalb habe er anfragen wollen, was hier zu thun sey.

Indem er noch so sprach, brachte ein Bedienter eine Karte des Fremden, Herr Simon las Maria William Seymour, und traute seinen Augen kaum.

„Wie ist mir denn?“ rief er. „Ist denn der junge Seymour nicht noch vor seiner Mutter in Brasilien gestorben? Ach über alle die Verwirrung im eigenen Hause, weiß man am Ende selbst nicht

mehr, wo einem der Kopf steht; aber mich dünkt doch, daß uns einmal so etwas notificirt worden sey. Doch gleichviel, der Fremde muß hinauf geführt werden. Ich irre mich wohl, oder die Wittwe Seymour hatte zwei Söhne, obgleich ich mich nicht erinnere, davon gehört zu haben. Unsereins hält sich an die Firma, und damit Punktum."

Der Fremde erschien, in tiefe Trauer gekleidet; er benahm sich wie ein diesem Hause befreundeter Bekannte, doch dabei mit großer, fast formeller Höflichkeit, erwähnte in wohlgesetzten Ausdrücken, als etwas den Anwesenden längst Bekanntes, den schmerzlichen Verlust, den seine Familie durch das schnell aufeinander folgende Hinscheiden seiner Mutter und seiner Geschwister erlitten. Herr van Dooren wußte gar nicht was er bei dem Allem denken, noch weniger was er sagen sollte. Aus den Reden des jungen Mannes ging hervor, daß nicht nur Madam Seymour und ihr Sohn, sondern auch ganz kürzlich die Tochter gestorben wären, und nun stand auf einmal ein zweiter Sohn der Madam Seymour vor ihm, von dessen Existenz jemals gehört zu haben, er sich durchaus nicht zu erinnern wußte.

Es verdroß ihn nicht wenig, daß die Familienverhältnisse dieses Hauses ihm so ganz aus dem Gedächtniß entschwunden seyn sollten; er ärgerte sich über sich selbst, aber was blieb ihm anderes übrig zu thun, als sich anzustellen, als ob ihm alle Ereignisse, auf welche der junge Mann hindeutete, ihm vollkommen wohl bekannt wären: denn seine Vergeßlichkeit oder vielleicht gar seine Zweifel sich abmerken zu lassen, wäre doch ein zu arger Verstoß gegen das Schickliche, und obendrein eine große Thorheit gewesen; stand doch der junge Segmour, ganz arglos und unbefangen, leibhaftig vor ihm, und sah obendrein seiner seligen Mutter sehr ähnlich. Creditschreiben, Wechsel, Papiere, die er von Hause mitgebracht und vorzeigte, befanden sich in der vollkommensten Ordnung, von der wohlbekannten Hand des Mannes unterzeichnet, der schon seit langen Jahren die Geschäfte des Hauses Segmour in Marseille dirigirte, und legitimirten ihn unwiderleglich als den, für welchen er sich ausgab.

Nach einer kurzen, flüsternden Berathung zwischen Herr und Frau van Dooren, wurde der junge Segmour auf den folgenden Tag zum Mittagessen gebeten, er aber lehnte diese Einladung

bescheidentlich für diesesmal ab, erbat sich indessen die Erlaubniß, einige Tage später seine Aufwartung machen zu dürfen. Dann erkundigte er sich sehr höflich nach dem Befinden der Tochter des Hauses, hörte mit Bedauern, daß sie unwohl sey, hoffte sie doch vor seiner Abreise noch zu sehen, was ihm auch versprochen wurde, erbat und erhielt die Erlaubniß, ihr durch einen Bedienten einige kleine Arbeiten seiner seligen Schwester auf ihr Zimmer zu schicken, die er ihr zum Andenken an dieselbe mitgebracht hatte, und empfahl sich.

Zwischen diesem seinem ersten Erscheinen, und dem, zu dem ihm zu gebenden Gastmahl bestimmten Tage, liefen Nachrichten über den jungen Seymour ein, welche die dem Herrn van Dooren natürliche Hochachtung für reiche Leute, bis zur höchsten Veneration steigerten, und ihm ein felsenfestes Vertrauen auf ihn einflößten. Der Geschäftsführer des Seymour'schen Hauses sandte nicht nur einen unlimirten Creditbrief für seinen jungen Herrn ein, sondern ließ sogar, in einem eigenhändigen Schreiben, mit lobender Weitschweifigkeit, über den Charakter, den großen Verstand und übrigen vortrefflichen Eigenschaften desselben sich

breit und lang aus, erzählte, wie der noch sehr junge Herr, obgleich er eigentlich nicht zum Kaufmannsstande erzogen worden sey, sich durch Leitung einiger sehr wichtigen, dem Hause große Vortheile bringende Unternehmungen, die Bewunderung der ganzen dortigen Kaufmannswelt erworben habe, und dabei so bescheiden, oder vielmehr so vorsichtig sey, im gewöhnlichen Umgange von dem allen sich nichts abmerken zu lassen, sondern vielmehr sein Licht unter dem Scheffel wohl zu bewahren.

Ein Gast dieser Art, von so ausgezeichneten Vorzügen, so begünstigt vom Glück, konnte nicht zu hoch geehrt werden; alles wurde aufgeboten, um das Gastmahl, das ihm gegeben wurde, zu verherrlichen, Monate lang nachher sprach noch die ganze Stadt von der dabei vorherrschenden Pracht. Sogar Wally wurde für den Tag ihrer Haft entlassen, und erhielt auf Bitten ihres ehemaligen Jugendgespielen, ganz gegen die gewohnte Sitte, bei Tafel den Ehrenplatz neben ihm.

Zwei Tage später ließ Herr Seymour bei Herrn und Frau van Dooren sich feierlich anmelden, und hielt mit gebührender Förmlichkeit um die Hand ihrer schönen Tochter bei ihnen an; ein

Antrag, der Herrn Simon in nicht geringe Verlegenheit setzte. Nach der, bei solchen Gelegenheiten damals üblichen Sitte, erbat dieser im ersten Schrecken ein Paar Tage Bedenkzeit für sich und seine Tochter, aber er bedurfte ihrer auch wirklich, um jedes Hin und Wider gehörig zu überlegen.

Wally's unüberwindliche Abneigung gegen den ihr zuerst vorgeschlagenen Bräutigam, der weltbekannte Reichthum des einzigen Erben des Hauses Seymour, gegen welchen das, übrigens ganz bedeutende, Vermögen des cöllner Pretendenten gar nicht in Anschlag kommen konnte, und das diesem letztern dennoch gegebene Wort, versetzte Herrn Simon in ängstliche Unentschlossenheit. Er wußte in der That sich weder zu rathen noch zu helfen, bis eine, vielleicht ganz achtlos hingeworfene Bemerkung seiner Frau ihm zur Entscheidung verhalf. Sie äußerte, Wally sey doch nun einmal an das ausländische Leben gewöhnt, sie sey dafür erzogen, passe nun einmal weder nach Cölln noch in die Familie, und würde ihnen allen noch dereinst viel Herzeleid machen, wenn sie gezwungen darin verbleibe.

Herr Simon meinte eine Stimme vom Him-

mel zu hören, als sie so sprach, er wußte jetzt mit einemmal wie er sich zu benehmen habe. Er spielte den liebenden Vater, der es nicht über das Herz bringen kann, der Neigung seines Kindes Gewalt anzuthun; legte die Hand seiner Tochter in die ihres Jugendfreundes, ließ acht Tage später ganz in der Stille, und nur im Beiseyn der nächsten Verwandten das junge Paar trauen, das von seinem Segen begleitet sogleich die Reise nach Italien antrat, wohin wichtige Geschäfte den jungen Ehemann riefen, und war herzlich vergnügt, daß alles so glücklich, noch vor der Ankunft des verschmähten Bräutigams, hatte abgemacht werden können. Von Aussteuer war gar nicht die Rede gewesen, die Ausstattung aber ließ die Stiefmutter sich nicht nehmen, diese wurde so prachtvoll als möglich besorgt, die ganze Stadt sprach davon Monate lang. Nachdem alle Welt sie gesehen und bewundert, wurde sie in vielen Ballen und Kisten eingepackt, nach Marseille geschickt. Wally ließ nur selten von sich hören, sie brachte ihre Zeit mit ihrem Gemahl auf Reisen zu, ihre Familie verlor sie darüber endlich ganz aus dem Gesicht, ohne diesen Verlust sonderlich zu fühlen.

Was der verschmähte Bräutigam sagte, als er bei seiner Rückkehr die Braut nicht mehr fand, was er für ein Gesicht dazu machte, und wie er sich benahm, habe ich nicht erfahren. Getröstet hat er sich, soviel ist gewiß, denn er hat einige Jahre später Wally's Schwester geheirathet und ist mein Großpapa geworden. Da er im Grunde kein böser Mensch, und meine Großmutter ihm an Geist weit überlegen war, so hat er mit der sanften, liebenswürdigen Frau zwar keine ausgezeichnet glückliche, aber auch keine direkt unzufriedene Ehe geführt, bis an das Ende seines nicht sehr langen Lebens.

Mißmuth über die unseligen politischen Verhältnisse seines, auch von innern Zwistigkeiten zerrissenen Vaterlandes, Trauer über den Verlust einer schönen, jungen Braut, welche der Tod ihm entrissen, neben diesem Allen auch etwas Ueberdruß und Langeweile, hatten den jungen Grafen Casimir Sabielsky, aus Warschau, seiner Vaterstadt, in die weite Welt hinausgetrieben. Die den höhern Ständen seines Volkes angeborenen Eleganz und Gewandtheit, das fremdartige seiner

reichen, eine ohnehin schöne Gestalt auf das vortheilhafteste heraushebenden Nationalkleidung, hatten in Paris, wo er sich längere Zeit aufgehalten, ihm, besonders bei den Damen, die günstigste Aufnahme verschafft. Von dort wollte er nach Rom sich wenden, um zu Hause erzählen zu können, wie er dem Papste den heiligen Pantoffel geküßt, und wählte den Weg durch die Schweiz, diesem, in jener Zeit bei weitem nicht so wie in unsern Tagen, bereiseten und beschriebenen Lande. Die malerische Schönheit der Felsen, Gletscher und Seen entzückte ihn, und verleitete ihn zu manchen Abschweifungen von dem geraden Wege nach Italien, den zu verfolgen ohnehin keine Verbindlichkeit ihn zwang, und so war er denn auf seinen Kreuz- und Querzügen an den schönen Brienzer-See gekommen, hatte an einem sonnenhellen Frühlingsmorgen, an den Ufern desselben, auf weiches Moos sich gelagert, von überhängendem Gebüsche gegen die Sonne geschützt, und sah fast gedankenlos den mit weißen Perlen umsäumten kleinen Wellen, des vom hohen Felsen hinabstürzenden Giesbaches zu, wie sie scheltend und brausend dem ruhigen See zueilten.

Zufällig hob er die Augen höher, und es fehlte nicht viel, so wäre er über einen Anblick, wie er in dieser abgeschiedenen Einsamkeit ihn nimmermehr erwartet hätte, selbst in den See gefallen. Am andern Ufer des Giesbaches, mehrere Fuß über ihm, ruhte, in halb sitzender halb liegender Stellung, auf einem moosbedeckten Felsenstück, die schönste weibliche Gestalt, die er jemals, selbst in seinem an schönen Frauen so reichen Vaterlande, nicht gesehen zu haben meinte. Ein leichtes, weißes Morgenkleid umfloß die lieblichen Formen, reiche blonde Locken, von der damaligen entstellenden Kunst des Haarkräuslers noch ungefesselt, umspielten das anmuthige Gesicht. Die großen blauen Augen blickten mit dem sanften Ausdruck heimlicher, unbestimmter Sehnsucht, fast träumerisch in das brausend dahin strömende klare Gewässer zu ihren Füßen. Die eine Hand stützte das im vollsten Jugendglanz blühende Köpfchen, die andere spielte nachläßig mit einem frischgebrochenen Rosenzweig, und warf ihn zuletzt in den Bach.

Im lustigsten Wellentanz hüpfte der Zweig über Felsstücke und Kiesel, von einer Seite zur andern

geworfen, die rasche Bahn hinab, dem See zu. Casimir sah die reizende Unbekannte sich über den Felsen, auf welchem ihr Arm ruhte, überbeugen, um dem raschen Hinabgleiten des Rosenzweiges nachzusehen. Ihr Blick traf auf das dunkel glühende Augenpaar, das unter dem dichtbelaubten Gebüsch am jenseitigen Ufer sie belauschte, sie sah eine Hand aus demselben sich ausstrecken und die Rosen auffangen, und sprang erschrocken von ihrem Sitze auf.

Um sie wenigstens durch seinen vollen Anblick zu beruhigen, denn dieses in Worten zu versuchen erlaubte das Tosen des Wasserfalles nicht, trat der junge Pole aus seinem Verstecke jetzt hervor. Mit ächt polnischer Galanterie beugte er vor der schönen Erscheinung ein Knie, hob die Rose hoch über seinem Haupte empor, drückte sie an seine Lippen, barg sie im Busen, und zog mit ehrfurchtsvollem Neigen sich wieder in das ihn verhüllende Laubgewölbe zurück.

Ein sehr junger Mann eilte jetzt von der andern Seite über Felsenstücke und Kiesel-Gerülle auf die Dame zu, wahrscheinlich ihr Bruder, denn nach der überaus zarten und schlanken Gestalt, und

dem äußerst jugendlichen Gesichte zu urtheilen, schien er kaum über die ersten Jünglingsjahre hinaus zu seyn. Er umfaßte sie vertraulich, um sie den etwas steilen Pfad hinauf zu führen, sie sprach lebhaft zu ihm, sie schien das kleine Abentheuer, das sie eben erlebt, ihm zu erzählen, beide lachten recht herzlich. Eine Wendung des Fußpfades, brachte das schöne Paar dem noch immer lauschenden Kasimir etwas näher; er konnte nicht umhin, den zierlichen Wuchs, die seltene Eleganz und Lebhaftigkeit der Bewegungen des Jünglings zu bewundern. Ein eignes Gemisch von hoher Leidenschaftlichkeit, ungetrübter Seelenreinheit, und fast verachtender Ironie drückte in dem stolzen Feuerblick der großen dunkeln Augen, dem feinen ernsten, an die Antike erinnernden Munde sich aus.

Gewiß sind es Geschwister, dachte Casimir, und doch! das reiche blonde Haar, der durchsichtig weiße Teint des schönen Mädchens, bezeichnen deutlich die Nordländerin; er aber, mit den nächtlichdunkeln Locken, mit dem schwarzen Flammenauge, mit den augenscheinlich von einer wärmeren Sonne gebräunten Zügen, kann nur ein Südländer, vielleicht ein Eingeborner Spaniens oder Italiens seyn.

Casimir suchte, indem er nach dem Gasthofe in Brienz sich begab, die seltsame Erscheinung des schönen jungen Paares sich auf alle Weise zu deuten; für ein Ehepaar wollte er es durchaus nicht gelten lassen, und doch war es eins, Herr und Madame Williams, wie er unten im Dorfe von der Dienerschaft desselben erfuhr, die das Mittagsessen bestellt hatte, und jetzt die Ankunft ihrer Herrschaft erwartete.

Auf Reisen, besonders aber in der Schweiz, werden Reisende sehr leicht mit einander bekannt, das Mittagsmahl wurde gemeinschaftlich eingenommen, Herr Williams erzählte, wie er und seine Gemahlin willens wären die Welt noch einige Jahre zu durchstreifen, um das schöne Jugendleben in vollkommener Freiheit zu genießen. Der junge liebenswürdige Pole schien beiden ein recht willkommener Zuwachs ihrer kleinen Gesellschaft zu seyn, und dieser, der ebenfalls nur von seinem eigenen Wollen abhing, kam sehr bald zu dem Entschluß, den heiligen Vater sammt dessen Pantoffeln einstweilen aufzugeben, die schöne Frau für jetzt nach Bern zu begleiten, und vielleicht spä-

terhin in ihrer und ihres Gatten Gesellschaft, Italien zu bereisen.

Alles, was dieses Paar umgab, deutete auf jene Unabhängigkeit, welche nur Reichthum gewähren kann, aber beide benutzten diese Begünstigung des Geschicks mit feinem Sinn und edler Mäßigung, ohne jemals in Prahlerei oder Verschwendung zu verfallen. Die seltene Bildung ihres Geistes, der feine Takt, mit welchem sie in geselligen Verhältnissen sich zu benehmen wußten, machte den Umgang mit ihnen eben so leicht als angenehm, und Casimir hatte noch nie sich so wohl befunden, als in dieser Gesellschaft.

Anfänglich trieb ihn nur die ihm angeborne, schevalereske Galanterie seines Volkes, sich ganz dem Dienst seiner schönen Reisegefährtin zu weihen, bald aber ging sein Gefühl für sie in Liebe über, die bis zur glühendsten Leidenschaft sich steigerte, als er bemerkte, daß der Gegenstand aller seiner Wünsche, durch die zuweilen nicht zu unterdrückenden Ausbrüche derselben, sich keineswegs beleidigt fühlte.

Die junge Frau liebte ihren Gatten, das ging bei jeder Gelegenheit aus ihrem Betragen gegen

denselben deutlich hervor, aber sie behandelte ihn als einen Freund, kam ihm nie mit zärtlicher Hingebung entgegen, und schien keines eigentlichen Pflichtgefühls gegen ihn sich bewußt. Unbefleckte Seelenreinheit, zur festen Gewohnheit gewordene Sittsamkeit bezeichnete ihr ganzes Betragen, sprach aus ihren Augen, wie aus ihren Worten, aber in diesen Augen war nicht nur der unschuldige Wunsch, zu gefallen, zu lesen, den jede junge, von der Natur nicht ganz verwahrloste Frau empfindet, sondern auch den, geliebt zu werden, innig, feurig, mit glühender Leidenschaft, selbst bis zum Ueberschreiten aller Rücksichten.

Williams war gegen seine Frau die Nachsicht und Freundlichkeit selbst: er sah gelassen ihr Verhältniß zu dem jungen Polen sich immer ernster gestalten, sah ihrem zuvorkommenden Betragen gegen ihn mit zufriedener Nachgiebigkeit zu, ohne eine Spur von Eifersucht zu zeigen, und ohne es bemerken zu wollen. Während sie in Bern verweilten, ging er gewöhnlich ganz allein aus, und überließ seinem Reisegefährten, für die Unterhaltung der lebhaften jungen Frau zu sorgen, sie bei Spaziergängen und Lustpartieen zu begleiten, deren

es, besonders damals, in der streng republikanischen, an höchste Einfachheit gewöhnten Stadt Bern, freilich nicht viele gab.

Williams liebster, fast einziger Umgang in Bern, war ein alter Maler aus Antwerpen, ein früher sehr berühmter Meister, von welchem er auch sein und seiner Gattin Portrait malen ließ. Der alte Maler besaß, neben seiner Kunst, auch noch andere bedeutende Kenntnisse, besonders im Fache der Kunstgeschichte, für welche auch Williams sich lebhaft interessirte. Aus einem ausübenden Künstler war er jetzt mehr ein Sammler geworden, hauptsächlich alter Gemälde und mit Miniaturgemälden geschmückter Manuscripte, mit denen er eine Art Tauschhandel trieb. Seit mehreren Wochen hielt er in Bern sich auf, um dort die Ankunft eines deutschen Kunstfreundes zu erwarten, für den er bedeutende Ankäufe gemacht hatte. Williams sah die Gemälde: eines davon erregte in ihm den Wunsch, es zu besitzen, aber der Alte weigerte sich, ohne Zustimmung dessen, für den er es eigentlich gekauft hatte, es ihm zu überlassen; und Williams, dessen Lust zu dem Besitz des seltenen, mit Recht hochgehaltenen Gemäldes,

durch die Schwierigkeit, zu demselben zu gelangen, noch gesteigert wurde, beschloß bis zur Ankunft des erwarteten Kunstliebhabers, ebenfalls in Bern zu verweilen.

Walther, so hieß derselbe, traf zur bestimmten Zeit in Bern ein, und er sowohl als Williams, fühlten, gleich beim ersten Anblick, sich wunderbar und gegenseitig zu einander gezogen, obgleich jeder von ihnen im ausgesprochensten Contrast zu dem andern stand. Walther war ein anspruchsloser durchaus einfacher Mann, von etwa dreißig Jahren. Schlichtes blondes Haar umgab ein etwas blasses Gesicht, mit dem man erst genauer bekannt werden mußte, um es eben so interessant als regelmäßig schön zu finden. Sein möglichst einfaches Betragen war durchaus anständig, ohne auf Eleganz Anspruch zu machen, er war meistens still, ernst, vorsichtig und gehalten in seinen Aeußerungen. Selten wurde er warm, immer nur bei Gegenständen von höherem Gehalt, als die gewöhnliche Conversation sie zu bieten pflegt, aber diese Ausbrüche des schönsten jugendlichen Enthusiasmus, der seine Brust erfüllte, und dem er in solchen Momenten sich

ohne Rückhalt überließ, erschienen auch alsdann um so interessanter und hinreißender.

Naturwissenschaft war das Fach, dem er mit ganzer Seele sich ergeben, und das er zur Hauptbeschäftigung seines Lebens sich erwählt hatte. Von äußern Verhältnissen begünstigt, die des Suchens einer Anstellung ihn überhoben, lebte er von keinen fremden Banden gefesselt, sich selbst und seiner Wissenschaft, in Berlin, wo damals, unter der Regierung Friedrichs des Großen, der deutsche Gelehrte freilich ganz unbeachtet, aber doch in völliger Geistesfreiheit, seinem eignen Streben überlassen blieb. Walther sprach selten von sich selbst und seinen persönlichen Verhältnissen, ohne deßhalb den Geheimnißvollen zu spielen. Er mochte von seinem früheren Leben wenig zu erzählen haben, denn aus allem ging hervor, daß ein besonders günstiges Geschick ihn mit den Stürmen verschont habe, die es bei Andern begleiten. Williams erfuhr nach und nach nur so viel von ihm, daß sein Vater ein wohlhabender Gutsbesitzer, daß seine Mutter vor Kurzem gestorben, und seine einzige, geliebte Schwester seitdem verheirathet sey. Diese Schwester, welche von der Mutter,

einer ehemals ausgezeichneten Dilettantin in der Malerei, die Liebe zur Kunst ererbt hatte, war mit ihrem Manne in ein fernes, nordisches Land gezogen, und Walther sammelte alle diese Gemälde für sie, um sie ihr bei einem Besuche, den er ihr zudachte, zum Trost ihrer Einsamkeit zu überbringen.

Williams und Walther wurden bald unzertrennlich. Die natürliche Folge hiervon war, daß letzterer auch in das häusliche Leben seines neuen Freundes eingeführt wurde, und das seltsame Verhältniß Casimirs zu der Gattin desselben bemerken mußte, deren blendende Schönheit ihn beim ersten Anblick mit unsäglicher Bewunderung erfüllt hatte.

Selbst dem unbefangensten Zuschauer, konnte Casimirs glühende Leidenschaft kein Geheimniß mehr bleiben; sie flammte hell in seinen Augen auf, sobald er den Blicken der Geliebten begegnete. Die nach Art seiner Landsleute, an Sklaverei gränzende Aufmerksamkeit, mit der er jede Bewegung, jede Miene der schönen Frau bewachte, um jedem ihrer kaum gedachten kleinen Wünsche zuvorzukommen; die scheue Sorgsamkeit, mit der er in ihre Nähe zu gelangen suchte, sein Erröthen

und wieder eben so schnelles Erbleichen, wenn ihre Hand im Gespräch ihn zufällig berührte; alles an ihm sprach die Art seiner Empfindung für sie nur zu deutlich aus.

Daß seine Huldigungen, statt Zorn zu erregen, beifällig aufgenommen wurden, war eben so leicht zu bemerken, nur Williams allein, schien von Allem, was um ihn her vorging, nichts zu hören noch zu sehen, und blieb in dieser Hinsicht seinem Freunde ein unauflößliches Räthsel. Walthers zartes Gefühl für Ehre, Sitte und Tugend, empörte sich oft gegen Williams unerklärliche Duldsamkeit, die er innerlich zürnend, unmännlich nannte. Mit forschendem Ernst ruhte sein Blick dann auf dem immer dreister werdenden Polen, und wandte sich fragend dem Freunde zu, der ihm immer theurer ward, obgleich er in diesem Punkte seine Unzufriedenheit mit ihm, sich selbst nicht mehr zu verhehlen vermochte. Aber sein stummes Fragen blieb unbeantwortet, und es in Worten zu fassen, dazu war er seinem feinen Gefühle nach, nicht berechtiget.

In Williams Betragen, sowohl gegen dessen Frau, als gegen Walther selbst, schien ohnehin

etwas Geheimnißvolles zu liegen, das auf letztern oft eben so anziehend als abstoßend wirkte. Es gab Stunden, in denen Williams gegen seinen Freund sich so hingebend, so vertrauensvoll bezeigte, als wären sie, von ihrer frühsten Jugend an, innigst verbunden gewesen; dann kamen wieder andere, in denen er sich fremd von ihm abwandte, und oft konnte er Tage lang jedem vertrauten Gespräche fast ängstlich aus dem Wege gehen, das vielleicht zu einer gegenseitigen Erklärung hätte führen können.

Auf diese Weise vergingen mehrere Wochen. Der niederländische Maler war längst wieder abgereist; der durch keine sichtbare Veranlassung zu erklärende lange Aufenthalt der vier räthselhaften Fremden, die Niemand eigentlich kannte, fing schon an, den Einwohnern von Bern aufzufallen, als Williams eines Tages seinem Freunde erklärte, daß er Willens sey, in wenigen Tagen mit seiner Frau nach Warschau zu reisen. Bleich vor Schrecken sah Walther ihm starr in's Gesicht, ohne ihm eine Silbe erwiedern zu können.

Gerade in diesen Tagen mußte zwischen der schönen Frau und dem jungen Polen eine Erklä-

rung statt gefunden haben; beide schienen mehr als jemals die ganze Welt, alles was sie umgab, zu vergessen. Casimir war ganz in Liebe aufgelöst, der Schleier, der das Geheimniß der Liebenden decken sollte, war so ätherisch dünn geworden, daß selbst ein Kind ihn hätte durchschauen müssen, und in diesem Augenblick eben, wollte Williams seine junge, unerfahrne Frau in das Vaterland, vielleicht sogar in das Haus des verführerischen Mannes führen, um welchen sie augenscheinlich in Gefahr stand, Pflicht, Ehre, Treue und das ganze Glück ihres Lebens zu vergessen und zu zerstören.

„Gehst du allein mit deiner Frau nach Warschau? oder in Begleitung?" fragte Walther endlich seinen Freund, der mißmuthig und stumm im Zimmer auf und ab lief, und trat, ihm sehr ernst in's Gesicht blickend, dicht vor ihn hin. „Casimir wird uns in seine Vaterstadt einführen," erwiederte dieser etwas kleinlaut und verlegen. Walther schwieg, nahm bald darauf seinen Hut und ging sichtlich verstimmt.

Beinahe gegen Williams Erwartung, stellte er aber doch am folgenden Tage, zur gewohnten

Stunde, sich wieder bei ihm ein. Eine Wolke des Mißmuths schwebte zwar noch auf Walthers sonst immer heiterer Stirn; aber er schien doch ruhiger und weniger verstimmt zu seyn, als er es am vorigen Abend gewesen. Williams war damit beschäftigt, seine Papiere für die nächstens anzutretende Reise zu ordnen und einzupacken, Walther bot seine Hülfe dabei ihm an: „Hier liegt noch ein Document in der Ecke, und den darauf befindlichen Siegeln nach ein wichtiges,“ sprach er, indem er es ihm hinreichte. „Ach! mein Heirathscontract!“ rief Williams nachlässig, und gab es mit einem seltsamen Lächeln seinem Freunde wieder, der sich damit in eine Ecke setzte, und es eifrig durchlas.

„Also doch! doch wirklich seine ihm angetraute Frau!“ seufzte er unhörbar leise, und gab es wieder zurück.

In der Frühe des folgenden Tages erhielt Williams von seinem Freunde ein Billet. Zum erstenmal schien etwas Unklares in diese sonst so heiter gestimmte Natur gekommen zu seyn. Der Inhalt des Schreibens war verworren ausgedrückt, und dadurch fast unverständlich geworden, nur

daß es einen Abschied enthielt, glaubte Williams zu errathen, und eilte in hoher Aufregung nach Walthers Wohnung. Er fand ihn schon vor dem Hause, im Begriff, in den Wagen zu steigen. Walther sah sehr bleich und angegriffen aus, sein ganzes Wesen hatte etwas Verwirrendes, Fremdartiges angenommen, er sprach unaufgefordert von sich selbst, was ihm sonst niemals widerfuhr; er gestand, daß diese Abreise ihm schmerzlich sey, und suchte zugleich, mit kaltem, mißlingendem Witz, sich über seinen eigenen Schmerz zu verhöhnen; er sprach von Selbsttäuschung, dann wieder von der physischen und psychischen Natur des Menschen, ein buntes, wunderliches Durcheinander. Dabei hielt er Williams Hand fest, betrachtete sie lange sehr aufmerksam, und ließ sie dann plötzlich, beinahe wegwerfend, wieder los, während sein Gesicht einen fast verachtenden Ausdruck gewann.

Williams bemühte sich indessen, die leidenschaftliche Bewegung seines Gemüthes zu verhehlen; er wußte sich kaum zu fassen; beide schienen einander durchaus nicht mehr zu verstehen. Williams gab Walthern eine Adresse, mit der dringenden Bitte, ihm nach sechs Monaten zu schrei-

ben, und den Brief nach dem auf der Karte genannten Orte an ihn abzuschicken; Walther murmelte einige unverständliche Worte, und steckte das Blatt unbesehen ein. Indem er in den Wagen sprang, sprach er etwas, das wie ein Scherz über die Gefahr, der Gatte einer schönen Frau zu seyn, klingen sollte, eigentlich aber eine, jedoch keineswegs beleidigend ausgedrückte Warnung enthielt. Dergleichen versteckte Andeutungen lagen aber so wenig in Walthers Art, daß er selbst, indem er sie aussprach, darüber in Verlegenheit gerieth, und dem Postillion zurief, nur schnell zuzufahren. Beide Freunde waren getrennt, und Williams schlich in Schwermuth versunken seiner Wohnung zu.

Die Reise nach Polen wurde bald darauf angetreten, und wurde auf Casimirs Bitte mit grosser Eile, fast ohne Aufenthalt unterwegs, fortgesetzt, denn er wünschte, noch während der guten Jahreszeit in seinem Lande anzulangen, in welchem damals weder durch Verbesserung der Landstraßen, noch auf andere Weise für die Bequemlichkeit der Reisenden gesorgt war, und wo

der früh eintretende mit verdoppelter Strenge herrschende Winter sich weit unwirthlicher bezeigt, als in andern besser cultivirten Ländern. Casimir fuhr allein in seinem eigenen Wagen, von einem schwer beladenen Packwagen gefolgt, und mußte unterwegs von seinen Reisegefährten manchen Spott über das große Volumen seines Toiletten-kastens erleiden, der eines eigenen Lastwagens zum Transport bedürfe. Er aber nahm das Alles ganz gelassen hin, ohne sich über den Inhalt der Kisten und Kasten, welche er mit sich führte, weiter auslassen zu wollen.

Die polnische Gränze war endlich erreicht. Den ganzen Tag hindurch fuhren sie unter Casimirs Leitung, auf furchtbaren Wegen, durch ein fruchtbares aber ödes, fast unbewohnt scheinendes Land, und kamen nur selten an ein Häuflein schwarz beräucherter, mit Einsturz drohender Hütten vorüber, denen man die Ehre erzeigte, es ein Dorf zu nennen. Mit einbrechender Dämmerung hielten die Wagen vor einem Hause, das zwar noch immer düster und abschreckend genug, aber doch einer menschlichen Wohnung einigermaßen ähnlich sah. Es war ein sogenannter Judenkrug, in wel-

chem sie auf Casimirs Anordnung ihr Nachtquartier aufschlagen sollten.

Die junge verwöhnte Frau fuhr erschrocken zurück, als sie, von ihrem Manne geleitet, in die niedrige, stallähnliche Stube trat, aus welcher beim Oeffnen der Thüre, ihr die widrigsten Gerüche entgegen qualmten; noch heftiger erschrack sie, als der Wirth des Hauses, ein polnischer, spitzbärtiger, mit einem schmutzigen, schwarzen Talar bekleideter Jude, sich vor ihr in den Staub warf, um unter lautem, unverständlichem Geschrei den Saum ihres Kleides zu küssen, und die ganze sehr zahlreiche Familie desselben, seinem Beispiel folgte. Aengstlich sah sie nach Williams sich um, ihr Blick fiel auf ein graues, im Zugwind sich bewegendes, florartiges Gewebe, das gleich einer Tapete die Wände von oben bis unten bekleidete. Sie betrachtete es näher, die seltsame Tapete war die durch Staub, Rauch und zahllose große Motten verdichtete Arbeit vieler tausend, wahrscheinlich seit Erbauung des Hauses hier in ungestörter Ruhe wohnender Spinnen.

Solch eine Entdeckung war mehr, als sie ertragen konnte; schnell wie ein dem Käfig entschlüpf-

ender Vogel, eilte Frau Williams, ohne sich noch einmal umzusehen, zum Zimmer, zum Hause hinaus, ihrem Wagen zu, an welchem Casimir, sie erwartend, schon stand. „So räche ich Ihre Spötteleien über meinen großen Toilettenkasten, dessen Nützlichkeit Ihnen gleich einleuchten soll,“ sprach er lachend, indem er ihr wieder in den Wagen einsteigen half; „und nun schöne Freundin, bleiben Sie nur ein halbes Stündchen ruhig,“ setzte er hinzu, „mein der Landesart kundiger Kammerdiener bleibt bei Ihnen zu Ihrem Schutz; sobald alles zu Ihrem Empfange bereit ist, komme ich, Sie abzuholen.“

Sie sah ihn, gefolgt von mehreren Dienern, die seine Ankunft an diesem Orte erwartet zu haben schienen, davon eilen und verschwinden. Nach einer kleinen Stunde erschien er wieder, um sie einem ganz aus Holz erbauten Gebäude zuzuführen, das dem Ansehen nach, nichts mehr und nichts weniger als eine große Scheune seyn konnte; sie trat hinein, und glaubte ein kleines Feenschloß zu sehen.

Mitten in dem weiten, mit Wachskerzen erleuchteten Raum dieser Scheune, war ein geräu-

miges, elegant decorirtes Zelt aufgeschlagen, aus welchem der Duft der feinsten, auf silbernen Kassoletten brennenden Aroma des Orients ihr entgegen kam. Ein mit leichten seidenen Vorhängen versehenes zierliches Feldbette, nahm den Hintergrund des Zeltes ein, ein türkischer Teppich deckte den Fußboden, eine wohlversehene Toilette nebst Spiegel, drei bequeme Feldstühle und ein ähnlicher Tisch, vollendeten das Ameublement. Die junge Frau war wie bezaubert.

„Jetzt sehen Sie den Inhalt meines armen verspotteten Toilettenkästchens," sprach Casimir lächelnd; „ich kannte mein Vaterland, und die Art, wie es Damen allein möglich gemacht werden kann, eine Reise durch dasselbe leidlich zu ertragen."

Ein leichtes, aber eben so gut zubereitetes als elegant aufgetragenes Abendessen, für welches die Dienerschaft des jungen Polen indessen gesorgt hatte, vollendeten den Zauber dieses Abends, und vermehrte das Erstaunen seiner Gäste.

Die Reise wurde noch einige Tage auf die nämliche Weise fortgesetzt. Casimir blieb im Dienste der Geliebten unermüdlich; kein rauhes Lüftchen durfte sie anwehen, er war ganz Auge, ganz

Ohr in der Sorge für sie. Diese Sorge machte sichtbar das Glück seines Lebens aus, und der Gegenstand derselben schien ihm durch sie immer theurer zu werden. Immer heller glühte die ihn jetzt ganz beherrschende Flamme der Leidenschaft auf, sie durchbrach alle Schranken; nur Williams allein schien noch immer, mit unerklärlicher Kaltblütigkeit, sie nicht bemerken zu wollen; es war, als ob er in diesem einzigen Falle wie mit Blindheit geschlagen wäre. Tiefsinnend, in Gedanken verloren, die nicht immer die angenehmsten seyn mochten, träumte er die Stunden hin, während Casimir und seine Frau, sich ungestört ihren Gefühlen überließen.

Die Reisenden mochten noch ungefähr eine gute Tagreise von Warschau entfernt seyn, als sie vor dem großen prächtigen Landsitz der Starostin Sabielsky, Casimirs Tante anlangten, wo sie, in Folge eines diesem geleisteten Versprechens, einige Tage ausruhen sollten, bevor sie in die Residenz einzögen. Das palastartige Gebäude lag in einer weiten, von undurchdringlich scheinenden Wäldern rings umgebenen Ebene, sehr große, mit Sinn und Geschmack angelegte, aber nicht sorg-

sam gepflegte Gartenanlagen, zogen von allen Seiten sich um dasselbe her. Je näher sie dem Schlosse kamen, je imposanter erschien es. In architectonischer Hinsicht paßte zwar kein Theil desselben zu dem andern, allen sah man es an, daß sie zu sehr verschiedenen Zeiten, in von einander völlig abweichendem Styl, erbaut worden waren; der ältere Theil der Gebäude, schien sich sogar hin und wieder dem Verfall mächtig zuzuneigen, und doch hatte das Ganze ein großes, wahrhaft fürstliches Ansehen.

Im Vorhofe wimmelte ein seltsames, Jahrmarktartiges Gewühl von Pferden und Wagen, eleganten Reitern und schön geschmückten Reiterinnen, von polnischen Juden, großen Jagdhunden, von Bedienten in reichen Livreen, und allerlei zigeunerhaftem, in bettelhafte Lumpen gehülltem Gesindel. Vor dem Portale des Schlosses hielten einige große mit Betten, Möbeln und Koffer beladene Packwagen, deren Ladung eben in das Schloß hineingetragen wurde, kaum daß die Wagen unserer Reisenden sich durch dieses bunte Gewimmel Bahn machen konnten.

„Meine Tante hat Gesellschaft, wie immer auf

dem Lande," sprach Casimir, indem er seine halb erschrockene Freundin in die große hochgewölbte Eintrittshalle des Schlosses führte. Hier sah es fast noch bunter aus, als draußen auf dem Hofe. Ein Schwarm größtentheils betrunkener Bedienten in Livreen von allen Farben, dazwischen zwergartige, groteske Gestalten in buntbarocker abentheuerlicher Kleidung, riesengroße Heiducken, Laufer mit hohen Federbüschen in ihrem seiltänzerartigen Costüm, in Feuerfarbe prangende Mohren mit langen Perlengehängen in den Ohren, trieb in derselben ungehindert ihr Wesen; niedliche Zofen trippelten geschäftig hin und her, jeder that, was ihm eben beliebte. Einige lagen schnarchend auf dem schmutzigen Fußboden, eingewickelt in die kostbaren Mäntel ihrer Gebieter, andere würfelten, andere tanzten nach dem Klange einer verstimmten Violine und eines Dudelsacks, keiner von allen beachtete die Fremden in dem lauten, allgemeinen Wirrwarr. Ein französischer Kammerdiener, den Casimir bei seinem Namen herbeirief, hatte endlich die Gefälligkeit, die Angekommenen zu der Starostin zu führen.

Hinauf ging es nun eine prachtvolle mit ver-

goldeten Geländern verzierte Marmortreppe, die aber seit Jahren weder Besen noch Bürste berührt hatte, durch ein Paar ebenfalls mit einem müßigen Bedienten-Schwarm angefüllte Vorzimmer. In einem derselben wurde, in kostbaren Vasen und Tellern vom feinsten Procellain, das Dessert für die herrschaftliche Tafel geordnet. Die seltensten Früchte, Confituren und Blumen standen in langer simetrisch geordneter Reihe, auf dem seit Jahren nicht gescheuerten, mit handhohem Staube bedeckten Fußboden.

Die Bedienten liefen mit ihren Stiefeln dazwischen hin und her, sprangen auch wohl gelegentlich darüber hinweg; in einer Ecke wischten ein Paar himmellange Heiducken die silbernen Teller mit ihren eigenen, oft und viel gebrauchten Schnupftüchern ab; Madame Williams wußte nicht mehr, ob sie wache oder träume. In der langen Reihe von Zimmern, durch die sie jetzt geführt wurde, fiel ihrem an Ordnung gewöhnten Auge, das wunderliche Gemisch von Alt und Neu besonders auf. Neben mit zerrissenem Goldbrokat überzogenen Lehnstühlen aus dem vorigen Jahrhundert, glänzten die elegantesten Möbeln im

neuesten Pariser Geschmack; übrigens ging es, mit wenigen Abänderungen, in diesen Prunksälen fast eben so her, als unten in der Bedientenhalle. Alte, junge, mitunter auch geistliche Herren, jubelten in den Ecken der Zimmer überlaut beim brausenden Champagner, eine andere ähnliche Gesellschaft, saß an einem großen mit Goldhaufen beladenen Tisch beim Pharaospiel, in allen Zimmern wurde getanzt, gelacht, gesungen, Musik gemacht, jeder that, was ihm zu thun eben gelegen war.

Madame Williams hätte am Ende über all' den Wirrwarr, in welchen sie ganz unvermuthet hineingerathen war, gewiß alle Besinnung verloren; zum Glück aber war sie endlich am Ziele, und ihr Fuß betrat den reichen türkischen Teppich des mit gelbem Atlas tapezirten Cabinets der Gebieterin dieses wunderlichen Schlosses, in welchem die karmoisinrothen, dicht zugezogenen Fenstervorhänge ein wunderbares, dem Auge schmeichelndes Dämmerlicht verbreiteten.

Hier, auf einer Bergère nach der damaligen neuesten Mode, lang ausgestreckt, lag die Starostin, eine große starke Frau mit hochrothgeschmink-



ten Wangen, und rings um sie her saßen noch fünf oder sechs Damen; alle waren, wie sie selbst auch, über die Jahre der Jugend, sogar über die sogenannten besten, längst hinaus, aber so jugendlich gekleidet, als ständen sie eben noch im Beginn ihres Frühlings.

Die Starostin erhob sich beim Eintritt der Fremden, und ging ihnen, unerachtet ihrer kolossalen, etwas unbeholfenen Figur, mit vieler Grazie entgegen, um die längst Erwarteten zu begrüßen. Mit ihren beiden starken, aber blüthenweißen und sammetweichen Armen, umfaßte sie Madame Williams, bog über die wohl um einen Kopf kleinere Frau sich hinweg, und küßte sie auf den Nacken; dann stellte sie ihren Freundinnen sie vor, auch diese erhoben sich, und kamen, Eine nach der Andern, um die junge Frau auf die nämliche Art zu umarmen, die ganz verlegen dastand, und kaum wußte, wie ihr geschehen. Erst später merkte sie, daß diese Embrassaden, selbst unter Männern, die gewöhnliche Begrüßungsformel sey.

Allmählig ordnete sich Alles wieder, einige junge Männer, Casimir's Freunde, kamen hinzu,

die Conversation zwischen diesen und den Damen, wurde in französischer Sprache mit so großer Geläufigkeit, so geistreich, lebendig und angenehm geführt, daß Madame Williams zu Muthe wurde, als wäre sie plötzlich nach Paris, in eine der dortigen elegantesten Societäten vom besten Ton versetzt worden; sie begann hier, mitten unter den Sarmaten, sich völlig einheimisch zu fühlen. Casimir fuhr fort ihr zu dienen, auf jedem Schritte ihr zu folgen, ohne daß dieses Jemanden aufgefallen wäre; denn in dem ganzen Cirkel befand sich keine einzige Dame, die in ihrem Gefolge nicht wenigstens einen solchen Cavaliere servente mit sich geführt hätte.

Bei etwas mehr Ruhe, würde Madame Williams sich hier sehr wohl befunden haben, doch alles um sie her blieb in ewiger, rastloser Bewegung. Die Anzahl der im Schlosse versammelten Gäste nur einigermaßen zu bestimmen, blieb ihr unmöglich, so viel Mühe sie sich auch anfangs deßhalb gab. Alle Augenblicke erschienen neue Gesichter, früher Dagewesene verschwanden, Niemand, selbst nicht die Starostin, achtete darauf. Man kam, man ging, wie und wann man wollte, ge-

tanzt wurde vom Morgen bis in die Nacht, gegessen, getrunken, gespielt, geliebelt ebenfalls, überall, in allen Zimmern.

Was Madame Williams, unerachtet der Größe des Schlosses, am wenigsten begreifen konnte, war die Möglichkeit, eine solche Anzahl Gäste nebst ihrem zahlreichen Gefolge auch nur leidlich für die Nacht unterzubringen. Casimir hatte mit gewohnter Aufmerksamkeit, für sie und ihren Gemahl, Sorge getragen. Ein Pavillon im Park, eigentlich ein mehrere Zimmer enthaltendes, kleines, elegant eingerichtetes Haus, in welchem sie mit ihrer Dienerschaft sich ganz bequem nach eigener Wahl einrichten konnten, war ihnen, fern von der im Schlosse herrschenden Unruhe, zur Wohnung eingeräumt worden. Aber was wurde nun aus der übrigen Gesellschaft?

Als sie einst, einige Stunden später als gewöhnlich, die Gesellschaft verließ, löste, auf dem Wege zu ihrer abgesonderten Wohnung, sich ihr dieses Räthsel auf eine Weise, die ihr auch nicht im Traume eingefallen wäre; sie sah in den von der Gesellschaft eben verlassenen Tanz- und Speisesälen lange Reihen kleiner, eiserner, mit seidenen

Vorhängen versehener Feldbetten aufstellen, ganz ähnlich dem, in welchem sie auf Casimirs Veranstaltung unterwegs geruht hatte. Den ältesten und vornehmsten Damen waren freilich besondere Zimmer angewiesen worden, die übrige größere Anzahl derselben, richtete mit ihrem eigenen mitgebrachten Mobiliar sich gesellig hier ein. Die Gesellschaftsfräulein aber, welche in großer Anzahl vorhanden waren, suchten in den übrigen Zimmern auf Canapeen, Bergèren und Stühlen, im Fall der Noth auch auf dem Fußteppich, sich ein Ruheplätzchen. Die Männer brachten in Remisen und Scheunen, auch wohl in den Billiardzimmern, überall, wo sie Raum fanden, sich unter, und am folgenden Morgen war alle Welt wieder frisch, lebenslustig, geistreich, elegant geputzt, wie am vorigen Tage. „Wie ist das in aller Welt möglich!" rief Madame Williams.

„Sie werden in unserm Lande bei allen Villegiaturen unsers Adels die nämliche Einrichtung finden," erwiederte Casimir lächelnd, der ihr den Arm gegeben, um sie nach Hause zu führen. „Wir haschen die Freude, wo sie sich antreffen läßt, oft freilich nur, um unser eigenes herbes Leid darüber

zu vergessen. Wir kennen die Kürze des Lebens, und mögen durch häusliche Sorgen und Einrichtungen es uns nicht mehr noch verkürzen."

Indem er im Gehen so sprach, gab er einem quer über die Stufen der Treppe gelagerten schnarchenden Heiducken, einen derben Fußstoß, der Mensch kehrte sich brummend auf die andere Seite, ohne zu erwachen, und Madame Williams mußte mit Casimirs Hülfe über ihn wegsteigen. Gänge, Treppen und Vorsäle wimmelten von ähnlichen Schläfern, die an dem Platze, wo das Bedürfniß des Schlafes sie überfiel, sich ohne weitere Umstände zur Ruhe begeben hatten.

„Sie sind es nicht anders gewohnt, und haben auch, seit sie leben, es nie anders gehabt," sprach Casimir ganz gelassen.

Die Unordnung, das ewige Geräusch, der unerträgliche Schmutz, und alle übrigen Unannehmlichkeiten eines solchen verwirrten Haushalts, konnten der an eine ganz verschiedene Lebensweise gewöhnten Frau freilich nicht gefallen; indessen fühlte sie sich doch unterhalten, auch wohl durch



den Reiz der Neuheit angezogen; weit anders aber stand es um Williams selbst.

Mit diesem war, seit er das Schloß der Starostin Sabielsky betreten, eine unerklärliche Veränderung vorgegangen, die ihn seiner Frau, und seinem bisher von ihm so nachsichtig behandelten Reisegefährten, ganz unkenntlich machte. Er zeigte sich mürrisch, heftig, eifersüchtig, mitunter sogar unartig, sowohl gegen seine Frau, als gegen Casimir. Sichtlich betrübt ging Madame Williams still neben ihm her. „Er ist krank," flüsterte sie ihrem Freunde zu, der mit leidenschaftlichen Fragen in sie drang: „nur auf diese Weise läßt die völlige Umwandlung dieses sonst so heitern milden Wesens sich erklären. Ach und wenn er sterben, hier sterben sollte, in diesem fremden Lande!" seufzte sie mit dem Ausdruck unsäglicher Angst, und verhüllte schmerzlich weinend ihr Gesicht.

Sehr bald ward offenbar, wie wenig sie in ihren Vermuthungen sich geirrt. Kaum waren sie acht Tage in diesem Schlosse gewesen, als Williams mitten in der Gesellschaft von einem Schwindel befallen ward, der ihn zwang, sich nach seiner Wohnung bringen zu lassen. Außer seiner Frau

wollte er niemand um sich dulden, sogar seinen eigenen Bedienten nicht, und brachte die Nacht in wilden Fieberphantasieen zu.

Ein Arzt sollte am folgenden Tage aus Warschau geholt werden, Williams wollte es durchaus nicht erlauben: die Starostin begab sich selbst zu dem Kranken. Vergebens drang sie mit bittenden Vorstellungen deßhalb in ihn, er bestand fest auf seiner Weigerung, keinem Arzt den Zutritt zu erlauben, und gerieth endlich in so heftigen Zorn, daß die erschrockene Starostin einen Wahnsinnigen vor sich zu sehen glaubte, und ängstlich aus dem Zimmer floh.

Die Gesellschaft erfuhr bald, daß ein an einem gefährlichen Nervenfieber Erkrankter in dem Gartenhause sich befände, und keiner aus dem lebenslustigen Völkchen wagte es, auf hundert Schritte in die Runde, sich demselben zu nahen. Nur Casimir allein versuchte es, aber auch ihm wurde der Einlaß versagt. Er sah die Geliebte bleich und verweint am Fenster stehen, er hörte vor der Thüre das wilde Geschwätz des phantasirenden Fieberkranken, ließ schnell satteln, und flog, wie

vom Winde getragen, nach Warschau, um den Arzt herbei zu holen.

Neue Gäste von hohem Range langten indessen im Schlosse an; über die dadurch entstehende Unruhe, vergaß man sich um den Kranken und seine treue Pflegerin weiter zu bekümmern, ein Krankenwächter, der ihnen angeboten wurde, erhielt eben so wenig Einlaß, als jeder Andere, und so blieb das Ehepaar ganz allein sich selbst überlassen.

Mitternacht war vorüber, im Schlosse war noch alles bei Spiel und Tanz in freudiger Bewegung, als plötzlich die den Aufbruch ihrer Herrschaft auf dem Schloßplatz erwartende Dienerschaft, zitternd in das Schloß hinein stürmte; aus hoher Luft war plötzlich ein ängstlicher Jammerschrei erklungen, der sie alle mit abergläubischem Schrecken erfüllte. Ihre Angst theilte auch den übrigen Dienern sich mit, ein furchtbarer Lärmen entstand, ein tumultuarisches Durcheinanderschreien von wenigstens fünfzig heisern oder kreischenden Stimmen, das endlich bis zu dem etwas abgelegenen Cabinette der Starostin drang, wohin sich diese schon zurückgezogen hatte. Sie zog die Schelle, um die Veranlassung dieses ungewöhnlichen Lär-

mens zu erfahren; aber es währte lange, ehe einige von ihren Dienern erschienen, um ihr Rede zu stehen. Was eigentlich diesen panischen Schrecken unter sie gebracht habe, wußte indessen keiner von ihnen genau anzugeben; Furcht und Angst lag auf ihren bleichen Gesichtern, von einem übernatürlichen Schrei war freilich die Rede, von einem gespensterartigen Jammerton, der eben so plötzlich verklungen als entstanden sey.

„Ruft sogleich den Lipinsky aus dem Tanzsaal hierher, zündet Fackeln an, im großen Pavillon muß ein Unglück geschehen seyn," befahl die Starostin, von einer ihr nicht ganz deutlichen Ahnung ergriffen, und ließ ihren Mantel sich reichen, um dem schnell sich ordnenden Zuge zu folgen.

Lipinsky war einer der zu dem Hofhalte der Starostin gehörenden Edelleute, wie es deren damals in Polen in jedem großen Hause mehrere gab, die, ohne eigentlich dazu berufen zu seyn, sich der Familie anschlossen, wie zu derselben gehörend, in ihr lebten, und dafür zu allerlei kleinen Dienstleistungen sich willig und bereit finden ließen, die man nicht füglich einem Bedienten auftragen konnte. Sie mußten unter andern, wenn

es nöthig wurde, am Spieltisch oder im Tanzsaale eine Lücke ausfüllen helfen, und Lipinsky war eben im Begriff gewesen, mit einem, von der Natur wie vom Glück und von der Gesellschaft etwas vernachläßigten Fräulein zu einem Masureck anzutreten; denn Ritterdienste dieser Art gehörten in diesem Hause ebenfalls zu seinen Pflichten, dessen Gebieterin alles um sich her heiter und zufrieden sehen wollte.

Daß er zu dieser Stunde aus dem Tanzsaale abgerufen wurde, erregte bei seinen Mittänzern einiges Aufsehen; man fragte, man horchte, und bald ging wie ein Lauffeuer die Nachricht von Mund zu Mund, daß im Gartenpavillion etwas besonderes vorgefallen sey. Die Begier, etwas Neues zu sehen und zu hören, überwog bei den Meisten die Tanzlust, sogar die Furcht vor dem ansteckenden Nervenfieber kam darüber in Vergessenheit, die bis dahin alle abgehalten hatte, auch nur von Ferne nach dem Pavillion hinzublicken. Die Männer, sogar viele der Damen folgten unter laut werdenden Vermuthungen dem Fackelzuge, der unter des tapfern Lipinsky Anführung, sich durch den Park nach dem Pavillion hinbewegte.

Man fand die Thüre desselben weit offen stehen, übrigens war alles still. Oben an der Treppe aber lag Frau Williams in halber Bewußtlosigkeit; mit dem Ausdruck unaussprechlicher Angst blickte sie die Kommenden an, wollte reden, und brach in Thränen aus. Das Schlafzimmer, das Bette des Kranken waren leer.

„Entflohen! im Fieberwahnsinn — unsere Diener waren im Schloß, dem Tanze zuzusehen, ich allein konnte ihn nicht festhalten,“ stammelte kaum verständlich Madame Williams, und verbarg, zitternd und schluchzend, ihr Gesicht am Busen der sie mitleidig in den Armen haltenden Starostin.

„Mehr Fackeln, Windlichter, den Park durchsucht, jeden Winkel, jeden Busch,“ befahl diese, und suchte dann recht mütterlich, die trostlos Weinende mit beruhigenden Worten zu trösten.

„Der Park ist ringsum von einer hohen Mauer umgeben,“ sprach sie; „sobald es Nacht wird, sind alle Ausgänge verschlossen, man wird ihn finden, und morgen früh, in wenigen Stunden kommt Casimir mit dem Arzt.“

Alles stürzte nun hinaus, die jungen Herren schlossen der suchenden Dienerschaft sich an, der Park ward hell wie am Tage, von hundert nach

allen Seiten hin sich vertheilenden Fackeln erleuchtet. Kein Gebüsch, keine Grotte, kein Tempel, keines der vielen größeren und kleineren Gebäude, die in den Gartenanlagen zerstreut lagen, blieb undurchsucht. Alle Ausgänge wurden sorgfältig verschlossen befunden, und nirgend eine Spur von dem Verlornen.

„Halloh! Halloh! Hier! Hier!" erscholl plötzlich aus der entferntesten Ecke des Parks Elpinsky's Stimme, als schon der größte Theil der Suchenden den Rückweg antreten wollte. Die ihm am nächsten sich befanden, eilten herbei; sie fanden eine kleine, aus den Angeln gehobene, im dichtesten Gebüsch versteckte Gartenthür, welche die wenigsten der Bewohner des Schlosses kannten, indem sie nur dazu diente, das Unkraut aus dem Garten zu schaffen, und selten gebraucht ward. Neben dieser schlecht verwahrten Thüre, die leicht zu erbrechen gewesen war, lag einer der Pantoffeln des Vermißten, den er bei der Anstrengung, sie aus den Angeln zu heben, vermuthlich verloren. Durch diese Thüre gelangte man an das etwas erhöhte Ufer eines nicht breiten, aber reißenden, und an einigen Stellen unergründlich tiefen

Waldstroms, der einige hundert Schritte weiter einen sehr großen Teich, der wohl ein Landsee genannt werden durfte, bildete, und dann im raschen Laufe dem nahen Weichselstrom zueilte. Unheilahnend wandelte man weiter längs dem Ufer, bis an den See; ein Stück von einem Taschentuch mit Williams Namen und Wappen bezeichnet, flatterte an den Zweigen eines Dornbusches; beim Schein der Fackeln entdeckte man etwas auf dem See schwimmen, Lipinsky und noch ein Paar der Anwesenden warfen sich in einen am Ufer befestigten Kahn, und fischten den zweiten Pantoffel und ein buntes ostindisches Tuch auf, welches Williams um den Hals geschlungen zu tragen pflegte, wenn er im Morgenanzug war.

Er war verloren, hatte in den Fluthen sein Grab gefunden, daran war kaum noch zu zweifeln. Der größte Theil der Ausgegangenen kehrte mit dieser Trauerbotschaft in das Schloß zurück. Lipinsky aber blieb, um die nöthigen Anstalten zum Auffinden des entseelten Körpers des allgemein Bedauerten zu treffen. Doch alle Bemühungen waren vergebens, der Strom, der See, die ganze Umgegend wurde sorgfältig durchsucht, der Wald-

strom hatte wahrscheinlich den Verunglückten der Weichsel zugeführt, in deren Tiefen er auf immer seine Ruhestätte gefunden.

Die junge Wittwe ging nach Warschau, um, wie damals Frauen von Stande oft zu thun pflegten, ihr Wittwenjahr in der abgeschiedenen Stille eines Klosters zuzubringen. Niemand außer der Starostin, die sie fleißig besuchte, erhielt Zutritt zu ihr; auch Casimir nicht, der an jenem Schrekkenstage mit dem berühmtesten Arzte in Warschau zu seiner Tante zurückkehrte.

Die Nachforschungen nach dem so plötzlich verschwundenen Williams, wurden indessen mit unermüdlichem Eifer fortgesetzt. Casimir ließ in allen Zeitungen des In- und Auslandes Aufrufe an ihn selbst, und an die, so vielleicht Nachricht von ihm zu geben wußten, einrücken; denn ihm vor Allen lag daran, über Williams Leben oder Tod Gewißheit zu erhalten; der Unglückliche war und blieb verschwunden, Niemand, auch seine Wittwe nicht, zweifelte mehr daran, daß er nicht mehr unter den Lebenden sich befinde.

Frau Williams ließ gegen das Ende ihres Trauerjahrs sich erbitten, die letzten Wochen des-

selben im Hause und unter dem Schutze der Starostin zuzubringen, die mit großer Freundlichkeit und mütterlicher Liebe der liebenswürdigen Fremden sich annahm, bis diese auch durch verwandtschaftliche Bande ihr angehörte, indem sie dem jetzt überseligen Casimir am Altare die schöne Hand reichte. Die sehr große, sehr vornehme und sehr stolze Familie desselben schien sogar über diese Verbindung mit einer fast namenlosen Fremden entzückt, denn in Williams Nachlaß hatten sich Documente über sehr bedeutende Summen vorgefunden, die auf den Namen seiner Frau in der englischen Bank niedergelegt waren; diese war also eine sehr reiche, und folglich auch sehr wünschenswerthe Partie.

Monate verrauschten dem neuen Ehepaar in einem ewigen Wonnetaumel des höchsten Glückes auf Erden; und selbst als dieses Glück allmählig den Reiz der Neuheit verlor, und beider Herzen ruhiger zu schlagen begannen, blieben sie, was sie von der ersten Stunde desselben einander gewesen, in herzlicher Liebe und Treue.

Leider aber darf kein Glück auf Erden sich immer ganz gleich und völlig ungetrübt bleiben.

Die Zeit kam, und leider nur zu bald, in welcher die junge Frau von Sabielsky erfahren mußte, was jede Frau früher oder später erfährt, die vor ihrer Ehe mit einem längst geliebten Manne um seinetwillen von dem Pfade abweicht, den Pflicht und Sitte ihr vorzeichnen. Casimir vertraute ihr nicht mit jener ruhigen vollkommenen Ueberzeugung, die allein im Stande ist, das Glück einer dauernden Ehe zu begründen. Er zweifelte nicht an ihrer Tugend, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, denn sogar in sehr verführerischen Momenten, unerachtet der heißen Liebe zu ihm, die sie ihm oft gestanden, hatte er in dieser Hinsicht sie nie schwach gefunden; er zweifelte auch nicht daran, daß sie ihn noch über Alles liebe; aber er zweifelte, ob dieses immer so bleiben werde oder könne, denn, hatte sie nicht auch den unglücklichen Williams einst geliebt? und war es nicht dennoch ihm selbst gelungen, über diese Liebe zu siegen, und ihr Herz sich zu gewinnen? Von Natur heftig und zum Argwohn geneigt, fing er an, seine Gemahlin mit unruhiger Eifersucht zu bewachen, jeden ihrer Blicke zu belauschen, und leider lag in ihrem ganzen Wesen so Manches, das zu

schwankenden Zweifeln ihn anregte, die um so quälender ihm wurden, je weniger er sie auf einen bestimmten Gegenstand richten konnte.

Heimliche Unruhe und Sehnsucht schien die junge Frau oft schmerzlich zu bewegen, und in einer vertrauten Stunde mochte sie auf sein dringendes Bitten ihm nicht verhehlen, wie fremd sie in ihren jetzigen Umgebungen sich noch immer fühle, und wohl stets fühlen werde. Sie gestand ihm frei und offen, daß sie an die leichte freie Sitte, an die nur um Galanterie und Witzeleien drehende Conversation der Gesellschaft, die so ganz alles Ernstes ermangle, sich nie werde gewöhnen können, nicht an den steten Wechsel rauschender Vergnügungen, die sie ermüdeten, ohne sie zu ergötzen.

Casimir fühlte durch solche Aeußerungen sich verletzt, denn was sie so bitter tadelte, war die Sitte seines geliebten Vaterlandes, in der er aufgewachsen war, auch ward es ihm schwer, an die Wahrheit desselben zu glauben.

Halb im Zorn forderte er seine Frau auf, zu versuchen, ob es ihr nicht gelänge, einen andern Ton, Unterhaltung anderer Art, in der Gesell-

schaft einzuführen; sie folgte seinen Worten, und ihr erster Versuch mißglückte gänzlich. Man fand ihn sehr anmaßend von einer Fremden, und äusserte dieses laut; die Zahl ihrer Feindinnen, deren eine so glänzende Erscheinung, wie die ihrige, viele haben mußte, mehrte sich mit jedem Tage. Die Männer blieben freilich in der Adoration, doch dieses half ihr wenig. Bei allem äußern Schimmer, der sie umgab, wurde ihr Standpunkt in der Gesellschaft immer schwankender und unangenehmer.

Auch in ihrem Haushalte traten tausend Widerwärtigkeiten ihr entgegen, und vergebens mühte sie sich ab, Ordnung, Sitte, und vor allem, Reinlichkeit in demselben einzuführen. Ihre Hauptplage aber war ein böser Hausgeist, den sie nicht zu bannen vermochte; ein alter Franzose, Namens Gilard, der, halb Kammerdiener, halb Gesellschafter, sich durch allerlei kleine Künste in des jungen, leichtsinnigen Casimirs Gunst festgesetzt, und das völlige Vertrauen desselben zu erschleichen gewußt hatte. Gilard war ein Mensch, auf dessen Stirn das Wort „Abentheurer“ mit deutlichen Zügen zu lesen stand, der dabei klug genug war,

für einen halben Narren gelten zu wollen, und sich den erniedrigsten Späßen der hohen Herrschaft geduldig hingab. Wenn in der Unterhaltung eine Pause eintrat, wußte er die Gesellschaft mit allerlei Taschenspielerkünsten zu amüsiren, spielte auf der Violine zum Tanz auf, so oft und so lange man es wollte, und ließ überhaupt sich zu allem brauchen, wozu man ihn zu brauchen für gut fand.

Dieser Elende war zu schlau, um nicht den innern Widerwillen zu erkennen, den seine neue Gebieterinn gegen ihn empfand, und dieser schien ihm zu gefahrdrohend, als daß er nicht alles hätte anwenden sollen, die zu befürchtenden Wirkungen desselben wenigstens zu entkräften. Er umschlich Frau von Sabielsky auf allen Wegen, und entdeckte bald, daß sie zuweilen Briefe erhielt, die sie ihrem Gemahl zu verbergen suchte. Froh dieser Entdeckung, eilte er, sie seinem Herrn mitzutheilen, und wußte diesen zu bereden, die Mittheilung derselben sich zu erbitten.

Unter ängstlichem Erröthen, mit Augen voll Thränen und bittender Stimme, aber doch standhaft wurde diese ihm verweigert, was allerdings

auf Casimirs zum Argwohn geneigten Charakter einen sehr übeln Eindruck machte, der durch Gilards giftige Ohrenbläsereien noch verstärkt wurde.

Auch Casimirs sehr bigott und fanatisch gesinnte Verwandte, besonders der weibliche Theil derselben, wußte Gilard gegen seine Gebieterin einzunehmen; mit erheuchelter frommer Betrübniß, trug er seine Besorgnisse um das Seelenheil derselben ihnen vor, klagte darüber, daß sie nur Sonntags und an hohen Festtagen, und zwar nur eine einzige Messe besuche, daß sie sehr selten zur Beichte gehe, und zum höchsten Aergerniß der frommen Dienerschaft, an Fasttagen die heiligen Vorschriften der Kirche ungescheut verletze, und sogar ihren Gemahl dazu verleite.

Alle, sogar die Starostin, unerachtet ihres sonst so gebildeten Geistes, schauderten jetzt vor der Ketzerin zurück, obgleich keine sie laut anklagen mochte. Casimirs Tante aber hatte sie dennoch wirklich zu lieb, um sie nicht um jeden Preis vom ewigen Verderben retten, und auf den rechten Weg des Seelenheils zurückbringen zu wollen. Sie faßte sich ein Herz, und benutzte die erste Gelegenheit, die sich ihr bot, um ihren Neffen unter vier Augen

zu ermahnen, sich von den ketzerischen Gesinnungen seiner Gemahlin nicht anstecken, sondern vielmehr es sich angelegen seyn zu lassen, sie wieder zu dem rechten allein seligmachenden Glauben zu bekehren.

Casimirs Erstaunen über diese überraschende Anklage seiner Frau war nicht geringe. Sein langer Aufenthalt im Auslande, die dort erworbene höhere Bildung seines vorurtheilsfreien Geistes, hoben ihn selbst zwar hoch über den mönchischen Aberglauben, seines damals noch in tiefer Unwissenheit versunkenen Volkes; aber er fühlte deshalb um so mehr, wie leicht ein solcher Verdacht das Glück des liebenswerthen Wesens rettungslos untergraben könne, an dem er noch immer mit heißer Liebe hing. Fein und gewandt, wie er war, wurde es ihm nicht schwer, die Starostin einstweilen zu besänftigen, ihr Gemüth zu beruhigen, und zugleich den Namen des Anklägers seiner Frau von ihr zu erforschen.

Sein Zorn gegen Gilard war gränzenlos, als dieser ihm genannt wurde. Er kannte die religiösen Ansichten desselben zu gut, um nicht die wahre Ursache, die diesen zu einer so heuchleri-

schen Anklage bewogen, deutlich zu erkennen, und beschloß, noch am nämlichen Abende ein strenges Gericht über ihn ergehen zu lassen. Kriechend demüthig, suchte Gilard sich zu vertheidigen, Casimirs Zorn entbrannte darüber noch heftiger, seine Reitgerte lag eben zur Hand, und er trieb den Elenden auf beschimpfende Weise zum Zimmer hinaus.

Am folgenden Morgen war Gilard heimlich entflohen, er hatte seinem Herrn bedeutende Summen an Gold und Geldeswerth entwendet, und mit auf die Reise genommen; doch dieser Diebstahl wäre vielleicht nicht sogleich entdeckt worden, hätte er nicht auch zugleich eine kleine Cassette der Frau von Sabielsky sich angeeignet, die er, wegen der ungewöhnlichen Sorgfalt, mit welcher diese sie bewachte, für ihr Juwelenkästchen gehalten.

Dieser Verlust wurde sogleich entdeckt, Frau von Sabielsky war außer sich vor Zorn und Schmerz über denselben; die Cassette enthielt, ihrer Versicherung zufolge, Dinge, die für Niemand Werth haben konnten, als für sie selbst, Andenken aus ihrer Jugendzeit, von zum Theil schon verstorbenen Freunden und Verwandten. Casimir sah ihre

Thränen, sie trieben zur Thätigkeit unwiderstehlich ihn an, alles wurde angewandt, um des Räubers sammt seines Raubes wieder habhaft zu werden; dieses gelang nur zu gut und zu bald; schon am folgenden Tage lag Gilard im Gefängniß, und seine Effecten, die er bei sich führte, waren den Gerichten zur Untersuchung gegeben.

Alles, auch die dabei sich befindende Cassette der Frau von Sabielsky, wurde in Casimirs Gegenwart eröffnet. Außer einigen Portraits und andern Andenken von Freunden, enthielt diese nur Briefe. Briefe von der Hand ihres Gemahls. Ein lauter Schreckensschrei Casimirs beim Anblick dieser ihm wohlbekannten Handschrift führte die nähere Untersuchung derselben herbei; Casimir hatte in einem dieser Briefe den erkannt, welchen Gilard, als eben mit der Post angekommen, in den Händen seiner Gemahlin ihm einst gezeigt, und den diese ihm mitzutheilen sich geweigert. Es fand sich jetzt, daß diese Briefe lange nach dem angeblichen Tode desselben, von Williams eigenhändig geschrieben; der Inhalt derselben war zu geheimnißvoll und dunkel, als daß die der französischen Sprache nicht sehr mächtigen Richter, ihn hätten

entziffern oder verstehen können, aber um so gefährlicher schien er ihnen zu seyn.

Frau von Sabielsky war rettungslos verloren, des schweren Verbrechens einer wissentlichen Doppelehe angeklagt, Casimir war aller Besinnung beraubt. Aus Schonung für den hohen Rang der Familie desselben, wurde die Unglückliche zwar sogleich verhaftet, aber nicht in ein öffentliches Gefängniß abgeführt, sondern der Aebtissin eines Klosters von der strengsten Ordensregel, zur einstweiligen Bewahrung übergeben. Casimir konnte sie nicht retten; er war durch diesen unerwarteten Schlag wie vernichtet, und selbst in so hohem Grade der Mitwissenschaft verdächtig geworden, daß seine Familie alles aufbieten mußte, um ihn vor den Folgen dieses Verdachts zu bewahren. Um so eifriger aber enthielt sie sich auch jeder Einmischung in das Geschick der unglücklichen Frau, die sie einstimmig und überlaut für eine arge Kezzerin erklärte, welche man der wohlverdienten Strafe ihres Verbrechens nicht zu entziehen trachten dürfe, ohne desselben mit theilhaftig sich zu machen.

Das geistliche Gericht bemächtigte sich der Ent-

scheidung des Processes, der gegen Frau von Sabielsky erhoben ward, und war auch hier, wie gewöhnlich, Richter und Ankläger zugleich. Alles, was die so hart Beschuldigte in den vielfachen Verhören, denen sie sich unterwerfen mußte, zu ihrer Vertheidigung vorbrachte, wurde von ihren erbarmungslosen Richtern, als unwahrscheinliches Mährchen verlacht und verworfen. Mit der größten Härte behandelt, schmachtete sie mehrere Wochen in ihrem düstern Kerker einsam hin, und kein freundlicher Zuspruch erheiterte ihre geängstete Seele. Die Arme fühlte sich von Gott und den Menschen verlassen. Casimir wurde von seinen Verwandten ängstlich bewacht, bis Schmerz und Sorge ihn auf das Krankenlager warfen; aber seine unglückliche Gattin erfuhr nichts davon, sie mußte auch von ihm, dem Geliebten, um den sie alles litt, verworfen und vergessen sich glauben.

Endlich trat wenigstens eine Abänderung ihres traurigen Geschickes ein. Das geistliche Gericht von Warschau, hatte an die hohe Geistlichkeit der Vaterstadt der Angeklagten sich gewendet, um über manchen Punkt ihrer, in den Verhören zu ihrer Vertheidigung von ihr ausgesprochenen Angaben,

Auskunft zu erhalten, und diese, den dortigen Erzbischoff an der Spitze, drang jetzt auf Auslieferung der Gefangenen, um selbst über sie, als eine vor den Richterstuhl derselben gehörende, das Urtheil zu sprechen. Die polnische Geistlichkeit sträubte sich, dieser Aufforderung zu willfahren, sie mochte ungern eine so glänzende Gelegenheit, ihre Macht zu zeigen und zu üben, verlieren; doch die Familie Sabielsky war über die Aussicht, den unglücklichen Gegenstand ihres Hasses zu entfernen, höchlich erfreut; sie sah darin das einzige Mittel, ihren Verwandten gänzlich von den Banden der Liebe, die ihn noch fesselten, zu entstricken, und das ganze, Aufsehen erregende, unselige Ereigniß allmählig in Vergessenheit zu begraben. Die Familie war mächtig und reich, es konnte an Mittel ihr nicht fehlen, die Geistlichkeit endlich zum Nachgeben zu bewegen; und die arme Wally, denn meine scharfsinnigen Leserinnen haben gewiß längst errathen, daß Frau Willams, Frau von Sabielsky und meine unglückliche Großtante, eine und dieselbe Person sind: die arme Wally also, wurde als Gefangene nach Cöln abgeführt. Welche Erinnerungen während dieser traurigen Reise sich ihr aufdrängten,

wie schmerzlich sie den Abstand zwischen jetzt und ehemals empfand, bedarf wohl keiner besondern Auseinandersetzung.

Krank, geistig und körperlich zerstört, langte sie in Cöln an. Auch hier wurde sie, wie in Warschau, aus Achtung für ihre Familie, mit einem gewöhnlichen Kerker verschont, und einem der härtesten Buße geweihten Nonnenkloster, zu strenger Haft übergeben. Ihr Proceß wurde vor dem geistlichen Gerichte geführt, und schien, durch die Thatsachen, die sie zu ihrer Vertheidigung anführte, immer verwickelter werden zu wollen. Niemand von ihren Verwandten durfte oder wollte ihr nahen, und so war und blieb die arme Wally, mitten in ihrer Vaterstadt, eben so trostlos und verlassen, als sie es in Warschau gewesen.

Walther, Williams ehemaliger Freund, war indessen von der, bei der Trennung von letzterem angetretenen Reise zu seiner Schwester, wieder nach Berlin zurückgekehrt; Jahr und Tag war, seit er Williams zum letzten mal gesehen, verflossen, und Walther hatte die Adresse nicht be-

nutzt, die sein Freund ihm beim Abschiede aufgedrungen; er hatte die flehende Bitte desselben, ihm zu schreiben, nicht erfüllt, doch wahrlich nicht, weil er seiner nicht mehr gedachte.

So vielfach die Erinnerung an Williams sich Walthern auch aufdringen mochte, so ernstlich strebte er auch, sie aus seinem Gemüthe zu verbannen, und sich ganz von einer Empfindung loszureißen, die ihm jetzt widrig, sogar unnatürlich erschien. Von der ersten Stunde an, war in Williams ganzem Wesen etwas Räthselhaftes ihm aufgefallen, zuletzt war er sogar unwürdig, fast verächtlich ihm vorgekommen; und indem er den heimlichen Zauber fühlte, der ihn noch immer zwang, mit stiller Sehnsucht des ehemaligen Freundes zu gedenken, mußte er sich eingestehen, daß er weder diesen Zauber, noch sich selbst mehr verstand.

Ein eigener, die Harmonie desselben zerstörender Mißlaut, hatte ohnehin in Walthers Wesen sich eingeschlichen, oft war er jetzt, was er sonst nie gewesen, unruhig, übellaunig, reizbar, bis zur völligen Verstimmtheit; seine vertrautesten und ältesten Freunde hatten oft Mühe ihn wieder zu erkennen. Seine geliebte Schwester lebte jetzt wie-

der in Berlin, mit ihm unter dem nämlichen Dache. Weit früher, als zu hoffen gewesen, war der Gatte derselben aus dem nördlichen Verbannungsorte zurückberufen worden, in welchen er beim Antritt seiner Geschäftscarriere versetzt worden war, und hatte, in der Residenz selbst, eine eben so bedeutende, als ehrenvolle Anstellung erhalten. Doch selbst das erwünschte häusliche Leben, in der Mitte der Seinen, vermochte Walthern nicht ganz heiter zu stimmen. Mitten im frohen glücklichen Kreise der Seinen, saß er stumm und in sich gekehrt da, er, der sonst die alles belebende Seele desselben gewesen.

Eines Morgens trat er, wie er gewohnt war, in das Wohnzimmer seiner Schwester, um sie noch ein Paar Minuten zu sehen, ehe er ausging. Er fand sie nicht in demselben; eine Dame saß, sie erwartend, am Fenster, die sie zu besuchen gekommen; sie stand bei seinem Eintritt auf, ihn zu begrüßen. Walther fuhr erbebend zusammen, sobald er sie genauer in's Auge faßte, auch die Dame zitterte sichtbar; Todesblässe überzog beider Gesicht, keines von ihnen vermochte ein Wort aufzubringen.

War das Williams Schwester? war er es selbst? Er, ja er selbst mußte es seyn, denn diese Aehnlichkeit, bei Verschiedenheit der Geschlechter, lag nicht im Reiche der Möglichkeiten. Williams war ein Weib, Todesbangen, Himmelsseligkeit, wogten bei diesem Gedanken durch Walthers Brust, und hemmten ihm Athem und Sprache. Das war die Auflösung des Räthsels, die er so lange gesucht! Das war es, was er längst in der Tiefe seiner Seele geahnt, ohne es in Worte fassen zu können. Aber der Ehecontract, den er in Händen gehabt, und mit seinen eigenen Augen gelesen? Was und wer war sie denn? Was konnte zu einem so ungeheuern, fortgesetzten Betruge sie bewogen haben, denn ein solcher war hier augenscheinlich im Spiele. Vermuthlich war sie eine unwürdige Abentheuerin, die jetzt auf andere Weise — Walther mochte nicht weiter denken, er hatte nicht den Muth sie anzureden, noch weniger den, eine Frage an sie zu richten. Noch einmal schlug er die Augen zu ihr auf, dann entfloh er, zum Zimmer, zum Hause hinaus, durch die halbe Stadt in den Thiergarten, er wußte selbst nicht wohin.

Als er ziemlich spät wieder nach Hause kam,

fand er folgendes an ihn gerichtetes Billet, dessen Handschrift ihm nur zu bekannt war, aber mit keinem Namen unterzeichnet.

„Wenn vor dem klaren Blick eines vorurtheilsfreien, kräftigen Mannes, eine vielleicht unbesonnene, aber gewiß nicht unedle Handlung, durch seltsame Verknüpfungen des Geschicks und der Zufälligkeiten entschuldigt werden kann, so darf ich hoffen, daß ein Gespräch mit Ihnen, uns beide wieder frei und unbefangen einander gegenüber stellen wird. Darum bitte ich Sie, Walther, morgen früh gegen zehn Uhr zu mir zu kammen, denn ich bin noch zu bewegt, von Ihrem Anblick zu erschüttert, um Sie heute sehen zu können; und was ich Ihnen zu sagen habe, greift sehr tief in mein inneres, wie in mein Außenleben ein. Sollte ich in der Hoffnung, daß Sie mich nicht zu hart beurtheilen können, und daß wir uns verständigen werden, mich irren, so bleibt nach dieser letzen Unterredung mir wenigstens der Trost, Ihnen gegenüber vollkommen wahr gewesen zu seyn, und die uns dann auf immer trennende Ferne wird mir durch dieses Bewußtseyn erträglicher werden; denn nichts scheidet schmerzlicher und dauernder,

als Mißtrauen und Argwohn. Ich rechne darauf Sie morgen zu sehen."

Nach einer in seltsamen Ahnungen und Gedanken halb durchwachten, halb durchträumten Nacht, eilte Walther zur bestimmten Stunde dem ihm bezeichneten Hause zu. Schon von ferne fiel ein ungewöhnliches Zusammentreten und Stillestehen der Vorübergehenden, vor demselben ihm wunderlich auf. Als er näher kam, sah er einen von Polizeidienern umgebenen Miethwagen vor der offenen Hausthüre stehen; einer von diesen lehnte in derselben, ließ ihn aber ungehindert hinein gehen. Alles, was er sah, schien anzudeuten, daß eine Person von nicht ganz gemeinem Stande hier arretirt werden sollte.

Unheilahnend stieg Walther die Treppe hinauf. Die Thüre des ersten Zimmers oben stand ebenfalls weit offen, Walther warf einen Blick hinein. Sehr bleich, sehr ernst, aber gefaßt und ohne eine Spur von Aengstlichkeit in ihrer Haltung zu verrathen, stand die Dame, die ihn zu diesem Besuch aufgefordert hatte, an einem Tisch-

auf welchem einige Papiere ausgebreitet lagen, und neben demselben saß ein sehr alter, schwarz gekleideter Mann mit schneeweißen Locken, und verbarg mit den zitternden Händen das bleiche, weinende Gesicht.

„Walther! Gott sey Dank,“ rief freudig die Dame, sobald sie ihn erblickte. „Mein Herr:“ sprach sie mit hohem, gefälligem Anstande, gegen einen Mann sich wendend, den Walther erst jetzt im Hintergrunde des Zimmers gewahr wurde, und in welchem er eine ihm wohlbekannte Gerichtsperson entdeckte: „mein Herr, erlauben Sie mir einige Worte mit diesem meinem Freunde? Vielleicht ist Herr Walther Ihnen persönlich bekannt, und dann sind Sie gewiß auch überzeugt, daß er an keiner niedrigen, entehrenden That Antheil haben kann.“

Der Befragte deutete durch eine bejahende Verbeugung seine Einwilligung an. „Walther,“ fuhr die Dame jetzt fort, „es war meine Absicht, heute Morgen ein Bekenntniß in Ihre Hände niederzulegen, das ich jetzt gezwungen bin, öffentlich vor vielen Zeugen aussprechen zu müssen. Ich werde vor Gericht gezogen, um dort vernommen

zu werden. Ich weiß es wohl, obgleich ich keines Verbrechens, nur einer jugendlichen Unbesonnenheit mir bewußt bin, muß die Art von Oeffentlichkeit, in die ich hinaus gerissen werde, Ihnen im höchsten Grade widerwärtig seyn, denn ich kenne Sie und Ihre Sinnesart. Von heute scheiden unsere Wege sich von neuem, und auf immer. Ich bleibe was ich war, freundlos und verlassen," setzte sie sichtbar bewegt, mit wankender Stimme hinzu.

„O Mademoiselle," fing jetzt der Alte, der so lange in stummem Schmerz versunken, und schweigend am Tische gesessen, in französischer Sprache zu klagen an: „O meine schöne, theure, unglückliche Herrin! Marie, Marie Seymour! vom Unglück gebeugt, im Kerker schmachtend, wie kann, wie soll ich nur den Gedanken ertragen? Warum würdigt mich Gott nicht der Gnade, mich für Euch zum Opfer stellen zu dürfen? Leider habt Ihr es verschmäht, auf den Rath des alten, vieljährigen Dieners Eures Hauses zu achten; in jugendlichem Leichtsinn habt Ihr mit einem der heiligen Sacramente unserer Kirche frevelnden Mißbrauch getrieben, deß klagt die Kirche jetzt Euch

an. Euer Gewissen, wie meine eigene Ueberzeugung, sprechen von jeder absichtlichen Verachtung ihrer heiligen Gesetze Euch zwar frei, aber vor ihrem strengen Richterstuhl gilt nur die That, sie sieht nicht auf den bei dieser vorwaltenden Willen; und ach, meine geliebte, unglückliche Gebieterin, nie werdet Ihr in Euer schönes Vaterland frei wieder zurückkehren, meine alten Augen werden Euch nie mehr wiedersehen, Ihr seyd verloren! verloren der Welt und Euch selbst!"

Der alte Mann brach bei diesen Worten wieder in Thränen aus, Marie Seymour sprach ihm tröstend zu, dann wandte sie sich wieder an Walthern.

„Wollen Sie jetzt der Scheidenden die Bitte gewähren, die ich noch vor wenigen Stunden, von besserer Hoffnung beseelt, an Sie zu richten gedachte? So hören Sie die Geschichte meiner sogenannten Vergehungen an," sprach sie mit bittendem Ton. „Diese Geschichte enthält alles, was ich zu meiner Vertheidigung sagen kann; und mögen dann meine Richter über mich aussprechen, was sie wollen, zwar nicht mit freudigem, aber doch mit beruhigterem Gemüthe werde ich meinem Geschicke

entgegen gehen; der unabwendbaren, ewigen Trennung von Ihnen, die selbst im günstigsten Falle mein Loos werden muß."

„Fräulein," rief Walther sehr bewegt, „wie können Sie glauben" — Marie Seymour ließ ihn nicht ausreden. „Ruhig mein Freund:" sprach sie. „Sie sehen, ich bin es ja auch. — Ich kenne Sie, Walther, besser vielleicht als Sie selbst sich kennen, ich weiß, daß diese Stunde eine unübersteigliche Scheidewand zwischen uns aufthürmt, ich weiß es mit voller Ueberzeugung."

Walther ergriff tief erschüttert ihre Hand, und drückte sie an seine Lippen. Ein freudiger Entschluß leuchtete hell in seinen Augen auf. „Fräulein," sprach er ernst und gefaßt, „vor mir, vor diesem Herzen, bedürfen Sie keiner Entschuldigung, keiner Erklärung, keiner Auseinandersetzung der Umstände, die Sie in diese allerdings räthselhafte Lage versetzt haben. Aber in dieser Lage, in diesem Ihnen fremden Lande, bedürfen Sie vor Allem eines treuen Freundes, der ihnen rathend zur Seite stehe, der Sie vertrete, der für Sie handle, wo Sie selbst es nicht können, und dieser Freund, der sich nicht zurückweisen läßt, bin ich," sprach

er fest und bestimmt. „Kann sichere Bürgschaft diese Dame, bis zum Ausgange Ihrer Sache, vor fernern und größern Unannehmlichkeiten schützen?“ fragte er den Gerichtsbeamten, ohne Mariens Antwort abzuwarten.

Dieser wußte auf diese Frage nichts Bestimmtes zu erwiedern; er hatte nur den Auftrag erhalten, die Dame zu arretiren, und ihre Sachen und Papiere zu versiegeln, womit auch bereits schon der Anfang gemacht worden war. Walther bewog ihn mit leichter Mühe, in dieser Arbeit fortzufahren, und seine Rückkehr hier zu erwarten; dann eilte er davon, mit dem Versprechen, spätestens in einer Stunde wieder zu kehren. Bei seiner Wiederkehr, brachte er die angenehme Nachricht, daß Fräulein Seymour, wenigstens bis zum Ausgange des ersten Verhörs, in ihrer Wohnung bleiben könne, und daß noch im Laufe des nämlichen Tages eine gerichtliche Deputation sich bei ihr einstellen werde, um die gegen sie von Cöln aus erhobene Anklage zu untersuchen.

Die Cölner Geistlichkeit hatte wegen Entheiligung des heiligen Sacraments der Ehe auf Verhaftung und Auslieferung des Fräuleins Marie

von Seymour dringend angetragen; aber nach dem Betragen der beiden Räthe, die, begleitet von einem Secretär, zur bestimmten Stunde bei ihr erschienen, schien man wenig geneigt, diesem Verlangen in seinem ganzen Umfange zu willfahren. In dem aufgeklärten protestantischen Berlin, konnte die gegen Marien erhobene Beschuldigung unmöglich für so wichtig und bedeutend gehalten werden, als in einem katholischen Lande. Auch lag in ihrer persönlichen Erscheinung so Vieles, das auch übrigens mit ihr Unbekannten Achtung einflößen mußte, daß die an sie abgesandte Deputation nicht umhin konnte, ihr mit der schonendsten Höflichkeit zu begegnen. Die Form mußte indessen beobachtet werden; Mariens Papiere wurden in ihrer und Walthers Gegenwart untersucht; einige Briefe von Wally, noch aus Warschau an sie gerichtet, enthielten nur ganz unverfängliche Herzensergießungen einer mit inniger Liebe und Treue ihr ergebenen Freundin, die übrigen Papiere waren zum Theil ganz unbedeutend, theils bestanden sie aus Schriften und Documenten, welche ihren Reichthum, und ehrenvolle und glückliche Stellung in Marseille, ihrer Vaterstadt, deutlich bewiesen. Doch

ganz zuletzt fand sich noch in ihrem Schreibtische, ein augenscheinlich erst vor Kurzem von ihr selbst niedergeschriebener Aufsatz: „Meine Bekenntnisse" stand auf dem Umschlage desselben. Die Vorlesung desselben war nicht zu vermeiden; Walther wollte sich entfernen, aber ein bittender Blick seiner hoch-erröthenden Freundin, hielt auf seinem Platz ihn fest.

Das Bekenntniß war, wie aus dem Anfange desselben gleich hervorging, an Walther selbst gerichtet, und Marie hatte es in der vergangenen Nacht niedergeschrieben, um am folgenden Morgen, bei der Zusammenkunft mit ihm, die jetzt so unangenehm gestört worden war, es ihm selbst zu übergeben. Eine Beschreibung ihrer glücklichen Jugendzeit, die sie im schwesterlichsten Verein mit der Pflegetochter ihrer Mutter, Wallburga van Dcoren verlebt, bildete den Eingang dieses Aufsatzes, dann fuhr Marie in demselben weiter fort, wie folgt:

„Ich liebte meine Wally über Alles, und in meinem immer etwas excentrischen Gemüthe, steigerte dieses Gefühl sich in mir bis zu einer Leidenschaftlichkeit, wie sie die Freundschaft selten erreicht. Sie war meine Welt; von Natur gut und

gefühlvoll, wie auch ich es war, besaß sie dabei jene Sanftmuth und Grazie des Geistes, wie des äußeren Betragens, deren ich, wie ich mir wohl bewußt war, ermangelte: sie war ein Engel auf Erden, und nie hat eine unedle Regung diese reine Seele berührt!“

„Wir lebten daheim wie auf unsern häufigen Reisen, meistens in der großen Welt; unsre Lage erlaubte es, und es war der Wille meiner Mutter. Als ich heranwuchs, erhob die sorgfältige Erziehung, die das Gewöhnliche überschreitende Ausbildung meines Geistes wie meiner mir angebornen Talente, mich zu einer sehr glänzenden Erscheinung in der Gesellschaft, und zog mir die fast allgemeine Bewunderung der Männer in unserem Kreise zu. Wally war vier Jahre jünger als ich, und kam daher weniger in Betracht, obgleich auch sie als ein schönes, vielversprechendes Kind, viele Aufmerksamkeit erregte. Mein früh von uns entfernter, kaum von mir gekannter, einziger Bruder, starb in Brasilien; die glühende Sonne jenes heißen Himmelsstriches gab ihm den Tod. Ich blieb nun die einzige Erbin des großen Vermögens meiner Aeltern, und von nun an verfolgten alle Männer,

die nur einigermaßen auf eine so glänzende Partie, als ich jetzt war, Anspruch machen zu können glaubten, mich mit ihren lästigen Huldigungen. Die eigennützige Absichtlichkeit der Bemühungen der meisten unter ihnen, war zu leicht zu durchschauen, als daß sie mir nicht hätten verächtlich werden sollen, statt mich zu gewinnen; Andere meinten einen andern Weg einzuschlagen, und die rohen Aeußerungen wilder Leidenschaftlichkeit, mit der sie mir zu nahen wagten, erregten in meinem jugendlichen Gemüthe den unüberwindlichsten Abscheu. Keiner von ihnen allen konnte meine Neigung gewinnen, denn ich konnte sie weder ehren noch achten. Dabei graute mir innerlich vor dem still hinvegetirenden Schlendrian einer gewöhnlichen, sogenannten guten Ehe, wie ich sie hin und wieder um mich her erblickte, und so ward allmählig die Ueberzeugung in mir immer fester, daß die Freundschaft meiner Wally mir zu meinem Glücke genüge, und ich gar nicht heirathen dürfe, wenn ich nicht meine eigene Zufriedenheit zerstören wolle."

„Trübe Tage brachen jetzt über mich herein; meine über alles mir theure Mutter starb, und

meine geliebte Wally wurde von ihrem Vater nach Cöln zurück berufen. Ich war zweiundzwanzig Jahre alt, und stand allein in der Welt, unberathen und unbeschützt, aber frei und ungebunden, wie der Vogel in der Luft. Die erste Zeit meiner tiefen ungeheuchelten Trauer um meine Mutter, brachte ich in großer Einsamkeit zu; ich brauchte viel Zeit um mich in meine so glänzende, und doch so verlassene Lage zu finden; ich baute und zerstörte die buntesten und abentheuerlichsten Pläne für meine Zukunft, und beschäftigte mich dabei ausschließend mit Briefen, die ich an das einzige Wesen, das mir in dieser Welt noch lieb war, an meine entfernte Wally schrieb, und von ihr erhielt. Auch sie war nicht glücklich, alle ihre Briefe waren traurige Beweise wie wenig sie es sey; endlich aber gingen ihre sanften Klagen in Ausbrüche der tiefsten Verzweiflung über; zuletzt meldete sie mir, daß ihre Verwandte sie, mit der grausamsten Härte, zu einer im Innern der Seele ihr verhaßten Heirath zwingen wollten, und daß sie kein Mittel mehr sähe derselben zu entgehen, als den Tod.“

„Da erwachte in mir alles Feuer, meiner bis jetzt noch nie durch Widerstand gebändigten Natur;

ich gelobte mir selbst, mit einem heiligen Schwur, um jeden Preis die geliebte Freundin zu retten; zum erstenmal sah ich jetzt einen Zweck meines Lebens vor mir, und ich erfaßte ihn mit festem Muth und aller Kraft meines Gemüthes. Ein höchst phantastischer Plan war bald ersonnen und festgestellt; in männlicher Kleidung wollte ich nach Cöln eilen, wollte für meinen Bruder mich ausgeben, der auch, wie ich, Maria hieß, wollte auf diese Weise in Wally's väterlichem Hause Zutritt erhalten, und dann sie entführen, in irgend einen Winkel der Erde mich mit ihr verbergen, und dort die Gestaltung der Zukunft gelassen abwarten."

„Virnot, dieser würdige Greis, der seit vielen Jahren den Geschäften unseres Hauses vorstand, und dem ich, wie meine ganze Familie, unendlich viel verdanken, war bei diesem eben so gewagten als phantastischen Unternehmen mein einziger Vertrauter, und auch er wäre es vielleicht nicht geworden, hätte ich seine Hülfe dabei entbehren können. Er weigerte sich lange, aber meine Bitten, mein dringendes Zureden, und zuletzt mein ziemlich peremptorisch ausgesprochener Wille, zwangen ihn endlich auf meinen ihm durchaus widersinnig

erscheinenden Plan, einzugehen. Da ich, gleich nach dem Ableben meiner Mutter, den Entschluß gefaßt hatte, mich von allen Geschäften zurückzuziehen, und Virnot schon seit jener Zeit beschäftigt war, zur Aufhebung des bedeutenden, von meinem Vater gegründeten Handlungshauses, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, so war es um so weniger bedenklich, auf wenige Tage einen Todten wieder aufstehen zu lassen, dessen schnell vorübergehende Erscheinung, wenn sie auch in der Handelswelt bemerkt werden sollte, weiter keinen uns nachtheiligen Eindruck zurücklassen konnte. Ueberdem fühlte Virnot ebenfalls das innigste Mitleid mit der unglücklichen Wally, die er von ihrer frühen Kindheit an gekannt, und, wie mich eben auch, oft auf seinen Armen getragen."

„Ausgerüstet von ihm mit Allem, was ich zur Ausführung meines Planes bedurfte, langte ich glücklich und schnell in Cöln an, und fand in dem väterlichen Hause meiner Freundin eine Aufnahme, welche alles, was ich erwartete, weit übertraf. Herr Simon van Dooren schien nicht im mindesten daran zu zweifeln, daß ich wirklich nicht der wäre, für den ich mich ausgab. Ich fühlte, daß

ich meine Rolle vortrefflich spiele, und war unbesonnen genug, sie in meinem freudigen Uebermuth darüber, viel weiter zu treiben, als es zu thun, mir je zuvor in den Sinn gekommen. Ich hielt förmlich um die Hand meiner Wally bei ihren Aeltern an, in der sichern Erwartung, daß sie, als die einem andern schon zugesagte Braut, mir abgeschlagen werden würde; aber was ich nimmer gedacht hätte, geschah; auch hier trug der Eigennutz über jede noch so gerechte Bedenklichkeit den Sieg davon, und was ich aus Leichtsinn mir erbeten, wurde mir in vollem Ernste gewährt; Wally wurde meine Braut."

„Freilich erschrack ich vor der Wichtigkeit des Schrittes, dem jetzt durch meine Unvorsichtigkeit unmöglich geworden war, auszuweichen; ich erkannte in ihrer ganzen Schwere die Verantwortlichkeit, die ich, zufolge dem Glauben meiner Kirche, mir aufgebürdet; aber ich fand auch tausend Gründe, mich darüber wieder in meinem Gemüthe zu beruhigen. War ich nicht fest entschlossen, mein Leben dem Glück des einzigen Wesens zu weihen, das ich liebte, und das ich in dieser Liebe werth achten konnte? schauderte nicht meine Seele

vor dem Gedanken zurück, mir in einem Gemahl, einen Gebieter zu geben? Ich, die mit so seltener Freiheit und allen Gaben des Glückes hoch begünstigt, ich, nach deren Besitz so viele Männer gestrebt, und die unter ihnen allen noch keinen, den sie ihrer Achtung, noch weniger des Opfers ihrer Freiheit werth halten konnte, gefunden!"

„Was soll ich weiter sagen? Wir wurden am Altar feierlich durch Priesters Hand verbunden. Wir reisten gleich darauf von Cöln ab, und lebten mehrere Monate lang ein Leben, wie Engel im Himmel, oder glückliche, sorglose Kinder auf Erden es leben. Im seligsten Vertrauen, in nie getrübter Eintracht, durchstreiften wir jugendlich froh die schöne Welt, die offen vor uns lag. Ich ward in meinem Innern immer fester überzeugt, daß das stets so bleiben werde, daß ich nichts zu meinem Glücke mehr bedürfen könne, als die beständige Nähe meiner Freundin, deren Liebenswürdigkeit sich immer heller vor mir entwickelte; auch Wally glaubte mir gleich zu empfinden; es gab kein glücklicheres Wesen auf Erden, als uns Beide."

„Doch nur zu bald sollte ich meinen Irrthum gewahr werden; der Zufall führte uns in der

Schweiz dem polnischen Grafen Casimir Sabielsky entgegen. Blind hätte ich seyn müssen, wäre mir der Eindruck wirklich verborgen geblieben, den er und Wally, fast beim ersten Anblick, auf einander machten; aber ich wollte absichtlich mich dagegen verblenden; ich sah das erste Erwachen des reinen jugendlichen Herzens meiner Freundin; aber es währte lange, ehe ich den Muth fand, mir selbst zu gestehen, daß meine Liebe sie allein nicht mehr beglücken könne; ich litt lange, und um so gewaltsamer, da ich schweigend litt. Denn nicht Liebe allein, auch die Freundschaft kennt die Eifersucht, und diese Qual ist vielleicht die härteste von Allen."

„Da kamen Sie, Walther, und warum sollte ich es nicht offen gestehen? die harmonische Ruhe Ihres Wesens, die klare Heiterkeit Ihres Geistes, Ihre richtige Ansicht der Welt und des Lebens, lichteten nach und nach auch meinen Ideenkreis auf, und führten wieder der von der Natur uns vorgeschriebenen Lebensbahn mich zu, die ich in thörichtem Uebermuthe verlassen. Ich erkannte meine Ungerechtigkeit gegen Wally. Ihr Gefühl für den schönen, liebenswürdigen Mann, der wie eine göttliche Erscheinung sie anbetete, war so rein mäd-

chenhaft, so menschlich natürlich; sie hätte nicht seyn können, was sie wirklich war, das liebenswürdigste weibliche Wesen, wäre sie fähig gewesen, eine solche Liebe mit Kälte von sich abzuweisen."

„Die unschuldige arglose Seele war sich selbst ein Geheimniß geblieben, bis ich, in einer schmerzlich schönen Stunde es über mich gewann, sie einen Blick in ihr eigenes Herz thun zu lassen. Unten einem Strom heißer Thränen hing Wally an meinem Halse, betheuerte, bei allem, was ihr das Heiligste war, daß sie mich liebe, heißer, inniger als jemals, gestand aber, daß auch Casimir ihr werth sey, daß sie ihn liebe, wenn gleich nicht so wie mich. Das Ende von dem Allem war das Geständniß, daß sie nicht leben könne ohne uns beide."

„Ruhiger geworden nach dieser stürmischen Scene, fingen wir an, uns gemeinschaftlich über das, was zunächst geschehen müsse, zu berathen, und beschlossen, vor der Hand alles bestehen zu lassen, wie es war. Ohne es gegen meine Freundin zu äußern, übernahm ich es, ganz in der Stille ihren Geliebten genau zu beobachten, jede seiner Bewegungen, seiner Aeusserungen und Handlun-

gen, und auf diese Weise zu erforschen, ob er meiner Wally würdig sei oder nicht. Die Art, wie er in jeder Probe bestand, auf die ihn zu stellen, ohne daß er es ahnte, ich für gut fand, machte es mir zur heiligsten Pflicht, kein Opfer zu scheuen, um das Glück dieser Liebenden zu begründen."

„Um diese Zeit war es, daß mein Betragen gegen dieses Paar, Ihrem strengen scharfen Blick, lieber Walther, in einem höchst zweideutigen Lichte erscheinen mußte: wohl sah ich es, wie oft Sie im Begriff waren, ganz irre an mir zu werden. Es lag in meiner Gewalt, durch ein einziges Wort jeden falschen Schein von mir abzuwenden, und doch fehlte mir Athem und Muth, dieses Wort gegen Sie auszusprechen; eine unüberwindliche Scheu hielt mich zurück, so oft ich unser Geheimniß Ihnen entdecken wollte. In Ihrer Nähe, mein Freund, im näheren Umgang mit Ihnen, war ich unmerklich wieder meinem Geschlechte zugeführt worden. Ich fühlte, daß ich, in dem Verhältnisse, in welchem wir damals zu einander standen, Sie aus Ihrem Irrthum nicht reißen dürfe; erlassen Sie mir die nähere Auseinandersetzung des Gefühls, das mich davon abhielt, es war kein unwürdiges,



und so wie ich Sie kenne, bedarf es bei Ihnen keiner Erklärung."

„Auch lag es nicht in meinem Plan, immer unerkannt von Ihnen durch's Leben zu gehen; eine Zeit sollte kommen, in der Ihnen alles klar werden mußte, was, während Sie Wally's Gemahl in mir sahen,' Ihnen in meinem Betragen unbegreiflich scheinen konnte. Aber vorher wollte ich gut machen, was ich, freilich in der besten Absicht, übel gemacht; ich wollte alle Folgen des thörichten Beginnens vernichten, zu welchem ich meine Wally verleitet, ich wollte das Glück meiner Freundin auf dem von der Natur vorgeschriebenen Wege begründen, und erst, wenn ich alles vollbracht, aus weiter Ferne, Ihnen schriftlich das Bekenntniß meiner Thorheit ablegen; deßhalb drang ich beim Abschiede von Ihnen meine Adresse Ihnen auf, und suchte mit fast stürmischen Bitten Ihnen das Versprechen abzuzwingen, mir nach Jahr und Tag zu melden, wo ein Brief von mir Sie antreffen könne."

„Gleich nach Ihrer Abreise ging ich mit meiner sogenannten Frau und Caßimir nach Polen. Mein Zweck dabei war, die Verhältnisse des letzteren

und dessen Familie kennen zu lernen, ehe ich meine theure Wally unter seinem Schutze zurück lies. Der Erfolg meiner Beobachtung war sehr befriedigend; jetzt lag mir noch ob, mich auf eine Weise von Wally zu trennen, die ihre Vermählung mit dem Geliebten möglich machte, und dazu sah ich keinen andern Ausweg als den, scheinbar aus dem Leben zu scheiden. Ich durfte es nicht wagen, Wally's Geliebten zum Theilnehmer unseres Geheimnisses zu machen. Ich fürchtete seine Unvorsichtigkeit, und mehr noch seine Verwandten, und deren fanatischen Eifer."

„Mein Plan war bald gemacht; die Lage des Schlosses der Starostin Sabielsky erleichterte mir die Ausführung desselben, meine Freundin aber war trostlos über den Gedanken, von mir sich trennen zu müssen. Auch mir that das Herz dabei sehr weh, aber ich blieb standhaft, denn es galt das künftige Glück meiner Wally. Alle Vorkehrungen zu meiner Flucht, wurden schon mehrere Tage vorher sorgsam und unbemerkt von mir eingeleitet, dann ging ich in weiblicher Kleidung unerkannt, am hellen Morgen, zum Schlosse hinaus, mitten durch die Schaar müssiger Diener, die vor

demselben stand, und die für eines der vielen mit ihren Herrschaften angekommenen Kammermädchen mich hielten. Sie waren daran gewöhnt, täglich neue Gesichter zu sehen, und ließen mich ganz unbeachtet vorübergehen. Ich war schon weit auf dem Weg nach Breslau, als Wally, unserer Verabredung gemäß, um Mitternacht durch ihre Klagen über mein Entfliehen das Schloß in Aufruhr brachte, und man, meinen früheren Veranstaltungen zufolge, mich als einen im Wasser Verunglückten verloren gab."

„Die Arme hatte in unbeschreiblicher Besorgniß und namenloser Angst um mich, den ganzen Tag, vom frühen Morgen an, zugebracht; sie hatte früher, schwankend zwischen Liebe und Freundschaft, unsäglich gelitten, bis es mir gelungen war, sie zur Annahme meines Plans zu überreden, und spielte, ohne es zu wissen, ihre Rolle ganz vortrefflich. Die arglose, reine, unverstellte Seele, eignete sich gewiß zu nichts weniger als zur Schauspielerin, aber sie empfand wirklich den Schmerz, den sie jetzt zum ersten Male laut werden lassen durfte."

„Ich langte glücklich und bald unter meinem

wahren Namen, Maria Seymour, in Breslau an; dort verweilte ich mehrere Wochen in tiefer Verborgenheit, bis ich Nachricht von meiner Wally, von dem Gelingen unseres gewagten Unternehmens, und Antwort auf ein gleich nach meiner Ankunft an Virnot nach Marseille abgeschicktes Schreiben erhielt. Virnot meldete mir die von ihm glücklich ausgeführte Beendigung der Geschäfte meines Hauses, lud mich aber zugleich auf das dringendste ein, mich nach Marseille zu begeben, wo meine Gegenwart, einiger nicht zu umgehenden Formalitäten wegen, durchaus nothwendig sey. Von mehreren Dienern und Kammerfrauen begleitet, mit aller Bequemlichkeit, die ich in meiner wahren Gestalt, schon allein des Anstandes wegen, mir gewähren mußte, trat ich die lange Reise an; vermied es aus guten Gründen, Cöln zu berühren, und wurde von dem alten treuen Mann mit unsäglicher Freude in Marseille empfangen, und in mein, leider durch den Tod meiner Mutter verödetes Haus wieder eingeführt. Das alles zum Ende führende Ordnen meiner dortigen Verhältnisse nahm weit mehr Zeit weg, als ich erwartet hätte, aber es beschäftigte

mich doch, und half mir manche schmerzliche Erinnerung leichteren Muthes tragen."

„Auch in Marseille lebte ich sehr eingezogen, sah so wenig Gesellschaft, als meine persönlichen Verbindungen in der Vaterstadt, und meine übrigen Verhältnisse es mir nur immer erlauben wollten. Meine Correspondenz mit Wally wurde, unerachtet der weiten Entfernung, auf unter uns vorher abgeredetem Wege fortgesetzt. Was sie von ihren jetzigen Verhältnissen mir meldete, war mir höchst tröstlich und erfreulich. Ihr sogenanntes Wittwenjahr neigte sich zum Ende, sie hatte das Kloster verlassen, in welchem sie den größten Theil desselben zugebracht, und sah nun im Hause der sie mütterlich liebenden Tante ihres Geliebten, als Braut desselben, dem in wenigen Monaten zu feiernden Hochzeittage entgegen, der beide auf immer vereinigen sollte."

„Jahr und Tag war jetzt längst vorüber, seit ich mit bangem Herzen von Ihnen, mein Freund, Abschied genommen; ich hatte auf dem Postamte in Baden-Baden, wohin ich Sie gebeten, Ihren Brief an mich zu addressiren, die nöthigen Vorkehrungen treffen lassen, damit er mir nach Marseille

nachgeschickt würde. Ich wartete erst mit muthiger Gewißheit, dann mit immer steigender Ungeduld, von einem Tage, von einer Woche, endlich von einem Monate zum andern. Vergebens. Sie hatten geschrieben, und Ihr Brief war auf der Post verloren gegangen, oder Sie hatten meine heiße letzte Bitte an Sie nicht erfüllt, Sie hatten nicht geschrieben. Wie tief mußte dann die Verachtung meiner, die ich oft, besonders im Moment der Trennung, in Ihren Augen zu lesen geglaubt, in Ihrem Herzen festgewurzelt seyn, während ich entfernt von Ihnen war!"

„Der Gedanke war mehr, als ich tragen konnte. Ihren Haß hätte ich allenfalls geduldet, verachten aber, verachten durfte der Freund mich nicht, den ich über Alles ehrte, ihm, mehr noch mir selbst, war ich ein offenes, ehrliches Bekenntniß meiner Thorheit schuldig, das allein mich vor ihm rechtfertigen konnte. Meine Geschäfte waren beendet, nichts fesselte mich mehr an meine Vaterstadt. Ich mußte und wollte zuerst nach Baden, dann überall hin, wo ich hoffen konnte, Sie zu finden, oder auch nur Nachricht von Ihnen zu erhalten. Virnot, als er meinen festen Entschluß

sah, ließ mit Bitten nicht nach, bis ich ihm erlaubte, als mein väterlicher Beschützer und Berather mich zu begleiten."

„Wir kamen in Baden an, aber keine Spur eines Briefes an mich war aufzufinden; die Schönheit des Landes machte den Wunsch in mir rege, mich irgendwo in der Nähe von Baden anzukaufen. Kleine Reisen, die wir machten um einige zum Verkauf stehende Landgüter zu besehen, und auch die noch immer in meinem Gemüthe sich leise regende Hoffnung, daß der erwartete Brief doch wohl noch anlangen könne, verlängerten meinen dortigen Aufenthalt um einige Wochen. Durch einen der ehemaligen Correspondenten unseres Hauses, an den Birnot auf mein Verlangen sich deßhalb gewendet hatte, erfuhr ich endlich, daß Sie und auch Ihre Schwester wieder in Berlin sich befänden. Ich eilte hierher. Ich suchte zuerst Ihre Schwester auf, was weiter geschehen, wissen Sie."

„Ich will nichts, wünsche nichts, hoffe nichts, als durch das Bekenntniß, das ich jetzt freiwillig und offen Ihnen ablege, die schwere Last des Bewußtseyns Ihrer Verachtung von meiner Seele abzuwälzen. Zwar trifft diese Verachtung jetzt

nur noch ein längst aus dem Reiche der Wesen verschwundenes Schattenbild, aber es ist mir doch unmöglich, dieses Schattenbild so durchaus von meiner Persönlichkeit zu trennen, um sie, ohne mich dadurch verletzt zu fühlen, zu ertragen. Rechtfertigen muß ich mich vor dem Manne, dem ich, ohne daß er darum wußte, die Rückkehr zu mir selbst und meine eigentliche Bestimmung, die freiere Entwickelung meines ganzen Wesens verdanke. Meine Thorheiten, meine Unbesonnenheiten habe ich jetzt Ihnen offen gestanden; Unedles, Gemeines ist nie in meine Seele gekommen. Darum darf ich jetzt furchtlos vor Sie hintreten, und sagen: so war ich und das habe ich gethan."

„Daß ich nicht mehr bin, was ich war, verdanke ich dem stillen Einfluß Ihrer harmonischen Natur auf meinen unruhigen Geist, in jener Zeit, in der Sie mich Ihren Freund nannten, und sich nicht von mir abwandten, selbst wenn ich Ihrem strengen aber gerechten Blick, dieser Freundschaft nicht ganz würdig zu seyn schien. Sie haben mit der Welt, die ich früher verachtete, mich wieder ausgesöhnt, denn in Ihnen lernte ich den ersten Mann kennen, den ich wahrhaft achten

und ehren konnte. Deßhalb mußte ich Sie wiedersehen, ich konnte auf diese Weise Sie nicht aufgeben.“

„Sie gleich bei meinem ersten Besuche bei Ihrer Schwester anzutreffen, die ich zur milden Vermittlerin zwischen uns beiden in meinem Herzen mir erkoren, hätte ich gestern nicht vermuthet. Der erschütternde Augenblick ist überstanden, aber ich fühle mich noch immer zu bewegt, um mit Gewißheit darauf rechnen zu können, daß es mir gelingen möchte, Ihnen morgen Alles, was ich Ihnen zu sagen habe, so deutlich und umständlich aus einander zu setzen, als ich schriftlich es kann. Darum schreibe ich, in der Stille der Nacht, meine Bekenntnisse für Sie nieder, um sie morgen, wenn mir das Wort mangeln sollte, Ihren Händen zu übergeben.“

Schweigend sahen die Gerichtsräthe, nachdem sie die Vorlesung dieses Aufsatzes sehr aufmerksam angehört, einander an. Walther erhob sich jetzt, die heftige Bewegung seines Gemüthes augenscheinlich mit vieler Mühe bekämpfend, und erbat

sich die Erlaubniß, Manches, was in diesem Aufsatze den übrigen Zuhörern dunkel geblieben seyn mußte, durch die einfache Darstellung seines früheren Zusammenlebens mit dem Fräulein Segmour zu erläutern. Auch Virnot wurde zum Verhör herbeigerufen, und die einfache, mit allen Zeichen der höchsten Rührung vorgebrachte Aussage des treuen Alten, bestätigte bis in die kleinsten Einzelnheiten die Wahrheit dessen, was seine Gebieterin niedergeschrieben.

Marie Segmour hatte indessen in stiller schmerzlicher Bewegung, ohne alle Theilnahme an dem was um sie her vorging, schweigend da gesessen: „O nicht von mir, nicht von meiner Vertheidigung darf jetzt die Rede seyn!“ rief sie mit glühenden Wangen und in Thränen glänzenden Augen jetzt aus, und schlug beide Hände wie zum Gebet zusammen: „was ist alles, was ich litt und noch leiden kann, gegen das furchtbare Geschick meiner schuldlosen, beklagenswerthen Wally, von dem ich bis zu diesem unseligen Morgen keine Ahnung gehabt habe. Die letzten Briefe, die ich von ihr erhielt, meldeten mir ihre Ver-

mählung, und schilderten mir ihr unaussprechliches Glück an der Seite des liebendsten und geliebtesten Gatten. Dann kam eine lange Pause, in der ich nichts von ihr vernahm, ohne daß dieses mich beunruhigt hätte. Ich war auf der Reise, ihre Briefe konnten in Marseille liegen geblieben seyn. Auch dachte ich sie mir zu glücklich, um schreiben zu können, denn nur der Schmerz macht beredt, die Freude ist stumm. Heute Morgen erst meldet mir ein Brief aus meiner Heimath das dunkle Geschick, das die Arme, Schuldlose betroffen. Mit grausamer Härte hat man ihr, die angeklagt war, eine zweite Ehe eingegangen zu seyn, während sie wußte, daß ihr erster Gatte noch lebe, das Geständniß des unbesonnenen Schrittes abgepreßt, zu dem mein Leichtsinn sie verleitet hat. In den Augen ihrer geistlichen Richter gilt das, was wir gethan, für eine Entweihung des Hochwürdigsten, und wird als ein Verbrechen angesehen, das nur durch harte, schwere Strafe abgebüßt werden kann. Sie ist gefangen in den Händen ihrer strengen Richter, auch um meine Verhaftung und Auslieferung hat der Erzbischof von Cöln bei dem geistlichen Gerichte in meiner Vaterstadt angehal-

ten, und wahrscheinlich hat nur meine zufällige Abwesenheit won dort, mich vor einem nicht minder harten Geschicke bewahrt, als das meiner Wally es ist. Der Weg, den ich genommen, war leicht zu erforschen, denn nirgends habe ich meinen Namen, Marie Seymour, unterwegs geheim gehalten. Deßhalb hat die Anklage der Geistlichkeit mich bis hierher verfolgen können. Aber ich stehe hier in einem protestantischen Lande, vor von Vorurtheilen unbefangneren aufgeklärteren Richtern, deren Ausspruch ich mich ganz unterwerfe; denn ich fühle, daß ich dem Allgemeinen Genugthuung schuldig bin. Nur möge ihr Ausspruch mich nicht in die Ungmöglichkeit versetzen, meine Wally, meine arme, schuldlose, gefangene Freundin zu retten. Ich allein bin hier eigentlich die Schuldige, und als solche muß ich mich anklagen; wir haben beide kindisch geträumt, haben in jugendlicher Unerfahrenheit leichtsinnig gefehlt; ich aber war es, die freiwillig, sie, die halb Kranke, hart Bedrängte, aus bloßem Uebermuth dazu verleitete, die bürgerliche Ordnung umzukehren, um das, was uns wirklich im Herzen heilig war, ein Sacrament unserer Kirche zu mißbrauchen; doch

wahrlich nicht es, wie man uns beschuldigen will, zu verhöhnen."

Kein Gesetz bestand, das hier denen, der Angeklagten wirklich wohlwollenden Richtern zum Leitfaden dienen konnte; sie begnügten sich also damit, ihr das Versprechen abzunehmen, ihre jetzige Wohnung nicht zu verlassen, erklärten, nachdem alles gehörig zu Protocoll genommen war, das erste Verhör für beendet, und entfernten sich alsdann, halb betroffen, halb gerührt, halb lachend über den komisch-tragischen Rechtsfall, dessen Gleichen ihnen noch nicht vorgekommen war.

Berlin war in jener Zeit, in jeder Hinsicht, noch bei weitem nicht, was es jetzt ist, aber das seltsame Ereigniß, daß einer jungen, schönen Dame der Proceß gemacht werde, weil sie mit einem andern jungen schönen Mädchen sich öffentlich, vor dem Altare, von Priesters Hand, habe trauen lassen, war doch zu auffallend, um nicht Aufsehen zu erregen. Ausgeschmückt mit allerhand lustigen und witzigen Einfällen, trug das Gerücht die wunderliche Neuigkeit durch die ganze Stadt, von Mund zu Mund, bis sie endlich auch bis an die Tafel des Königs in Sans-Souci gerieth, wo einer

der geistreichen und witzigen Tischgenossen Friedrichs des Großen, auf eine höchst lustige und ergötzliche Weise sie vortrug. Es wurde so viel darüber gelacht, so mancher witzige Einfall vorgebracht, daß der König endlich das Nähere eines fast unglaublichen Ereignisses zu erfahren wünschen mußte. Er ließ die darüber geführten Acten sich vorlegen, und der Erfolg davon war, wie von diesem weisen und großen Monarchen zu erwarten stand. Die cölnische Geistlichkeit wurde mit ihrem Gesuch abgewiesen, der ganze Proceß niedergeschlagen, das Fräulein Marie Segmour in Freiheit gesetzt, alles auf den sehr humoristisch ausgedrückten Befehl des Königs; die ganze Sache war im Laufe weniger Tage beendet.

„Und nun dennoch nach Cöln, um meine Freundin zu retten!“ rief Marie mit leuchtenden Augen, als Walther alle diese erfreulichen Nachrichten ihr zuerst verkündete. „Wally's furchtbares Geschick lastet wie das Bewußtseyn eines schweren Verbrechens auf mir, bis ich auch sie wieder in Freiheit weiß. Zum erstenmal freue ich mich recht von Herzen meines Reichthums. Alles was ich besitze, mein ganzes Vermögen gebe ich freudig

für sie hin, es wird hoffentlich hinreichen, ihre Richter zu befriedigen."

Walther bedurfte alles seines Einflusses auf Mariens Gemüth, um durch klare Auseinandersetzung des Gefährlichen und Nutzlosen dieses Entschlusses, sie von der Ausführung desselben abzubringen. Es währte lange, ehe sie einsehen wollte, wie sie in Cöln ebenfalls, gleich beim ersten Schritte, ihrer Freiheit beraubt, Wally's Schicksal theilen müsse, ohne daß ihr nur der Trost bliebe, mit ihrer Freundin vereint zu leiden; doch Walthers Festigkeit und Beredsamkeit trugen endlich doch den schweren Sieg davon. „Nie, theure Freundin, nie dürfen Sie wieder die Gränze eines katholischen Landes betreten," setzte er am Ende noch hinzu, „denn die Geistlichkeit hat lange Arme, und eben daß Sie reich sind, vermehrt Ihre Gefahr; sind Sie selbst erst in der Gewalt derselben, so fällt auch Ihr Vermögen, unter tausend leicht zu findenden Vorwänden, der Kirche anheim; darauf können Sie sich verlassen. Hier in einem durchaus protestantischen Lande, unter dem Schutze eines weisen, vorurtheilsfreien Königs, müssen Sie, wenigstens für jetzt, bleiben, nur hier sind Sie in völ-

liger, persönlicher Sicherheit. Wally geben wir deßhalb nicht auf. Ich weiß es, Sie haben Vertrauen zu mir, gönnen Sie mir das Glück, mich dessen durch die That als würdig zu bewähren; machen Sie mich zu Ihrem Bevollmächtigten, ich will selbst nach Cöln gehen, mein Schwager, ein sehr rechtlicher, thätiger und gewandter Geschäftsmann, wird mich begleiten, um mit seinem Rathe und seinem Scharfblick mir zur Seite zu stehen. Verlassen Sie sich auf uns beide, und was nur möglicherweise für unsere bedauernswerthe Freundin geschehen kann, soll ausgeführt werden, besser, schneller, als Sie es könnten, selbst wenn man, was doch fast undenkbar ist, Sie in Freiheit dort leben ließe.

Mit inniger Freude und Dankbarkeit willigte Marie in diesen Vorschlag; um die Ausführung desselben zu beschleunigen, wurde Virnot herbeigerufen, der sogleich eine Summe zu Walthers Disposition stellen mußte, über die dieser beinahe erschrack. „So viel wird hoffentlich nicht nöthig seyn, um die Herzen der geistlichen Herren zu rühren," sprach er lächelnd. „Doch gelobe ich Ihnen, mit dem Gelde nicht allzu sparsam umzu-

geben; ich würde mir sogar kein Gewissen daraus machen, Sie durch einige Verschwendung von einem Theil der Last Ihrer Reichthümer zu befreien, deren Sie nicht bedürfen, um zu seyn, was Sie sind, und glücklich obendrein."

Walther bat jetzt Marien, im Namen seiner Schwester, während seiner und des Gatten derselben Abwesenheit, bei ihr in ihrem Hause zu wohnen; aber es wurde ihm schwer, sie zur Annahme dieses Vorschlags zu bewegen.

„Sie thun mehr für mich, als Sie sowohl für sich selbst, als für Ihre zu gütige Schwester bei kälterem Blute verantworten können," sprach sie: „ich kenne Sie besser, mein Freund, als Sie in diesem Augenblick sich selbst erkennen. Mitleid, innige Theilnahme an meinem und meiner Wally Geschick, haben Ihr Gemüth zu sehr bewegt, als daß Sie mit der Ihnen sonst eigenen Klarheit und Ruhe, die Folgen dieses Schrittes, den Sie von mir fordern, gehörig würdigen können. Alles Aufsehen erregende ist Ihnen in tiefster Seele verhaßt, das können Sie mir nicht abläugnen, und ich? was bin ich jetzt? das Mährchen der Stadt, die in mir nur eine seltsame, vielleicht halb ver-

rückte Abentheuerin sieht, die sie, wo sie sich zeigt, zum Gegenstande der beleidigendsten Neubegier machen wird.“

„Was kümmert Sie, was mich, die Meinung der Stadt?“ rief Walther beinahe zürnend. „Ich kenne Sie, Marie, ich kenne Sie ganz, ich und meine Schwester, und sollte Ihnen dieses in diesem Falle nicht genügen? Halten Sie mich wirklich für fähig, mich so ganz blindlings in die Meinung der Menge zu ergeben? oder für so feige, daß ich das, was meinem Herzen das Theuerste auf Erden ist, aufgeben könnte, um nur nicht mit jener in Widerspruch zu gerathen?“

Walther reiste ab; Marie lernte in dem Hause seiner Schwester das beschränktere, aber darum nicht minder genußreiche häusliche Leben des höheren Mittelstandes kennen, und wurde sehr bald einheimisch in demselben. Ein kleiner Kreis auserwählter Freunde bildete den Umgang der liebenswürdigen Frau, in welchem Marie mit herzlicher Zuvorkommenheit aufgenommen wurde; die übrige Außenwelt that ihr nicht wehe, denn sie ging selten aus dem Hause, und kam mit ihr deshalb in keine Berührung. Ueberdem besitzen große Städte

den Vorzug, das Neue, über etwas noch Neueres, das nie lange ausbleibt, schnell zu vergessen.

Walther kehrte nach einiger Zeit wieder, doch leider begleitete Wally ihn nicht. Alles, was er für sie hat erringen können, war Milderung ihres harten, trüben Geschicks. Die fünfzehnjährige Gefangenschaft, in einem der härtesten Buße geweihten Kloster, zu welcher ihre Richter schon ganz in der Stille sie verurtheilt hatten, war durch Walthers Bemühen, und zwar eben so heimlich, auf unbestimmte Zeit, in den freieren und leidlicheren Aufenthalt, in einem andern Kloster von minder strenger Regel, abgeändert worden. Hier lebte sie unter der speziellen Aufsicht der Aebtissin, einer Frau von anerkannt mildem Charakter, zwar in völliger Abgeschiedenheit von der übrigen Welt, und ganz nach der vorgeschriebenen Regel des Hauses, dem sie übergeben war, wurde aber im übrigen nicht übel behandelt, wozu allerdings die reiche Pension nicht wenig beitrug, die Walther für sie zu zahlen sich anheischig gemacht. Der alles wohl bedenkende Freund hatte auch Mittel und Wege zu finden gewußt, um von ihrem ferneren Ergehen von Zeit zu Zeit sichere Nachricht zu erhalten.

Vor seiner Abreise hatte Walther sie ein Paar Minuten am Sprachgitter sehen dürfen, eine Erlaubniß, die er freilich sich ganz heimlich zu verschaffen gesucht, denn Wally blieb jedem andern Besuche unzugänglich. Still, bleich, aber noch immer schön wie ein Engel, drückte sie ihre fromme Ergebung in ihr Schicksal gegen ihn aus. Ihr Herz war noch immer voll Liebe gegen Marie Seymour, die sie keineswegs als die Ursache desselben betrachtete; nur Casimirs gänzliches Vergessen ihrer machte ihr Schmerz. Seit sie von ihm gerissen ward, hatte sie nichts von ihm erfahren; er schien ihrer nicht mehr zu gedenken, und die Einsamkeit, zu der sie verurtheilt war, wurde ihr lieb, weil sie ihr erlaubte, ungestört ihrem Kummer darüber nachzuhängen.

Walburga's Familie hatte sie gänzlich verlassen, und ihr nie das kleinste Zeichen von Theilnahme geschenkt; sie betrachtete sie als die Schande ihres Hauses, und hatte als solche sie völlig verstoßen, ohne auf irgend eine Weise sich ihrer annehmen zu wollen. Nach ungefähr einem Jahr ging das Gericht in Cöln, Walburga sey im Kloster gestorben; kein Auge in ihrer Familie trübte

sich um die Unglückliche, Niemand erkundigte sich nach den näheren Umständen ihres Scheidens vom Leben. Walburga war vergessen, und ihr Name wurde nie wieder im Kreise der Ihrigen genannt. Nur ihre Schwester, meine Großmutter, weinte im Stillen über sie und ihr hartes Geschick, und bewahrte ihr Angedenken im frommen, liebenden Herzen bis an das Ende ihres Lebens.

So weit gingen die Nachrichten, die ich theils aus mündlichen Mittheilungen meiner Großmutter, theils aus den von mir aufgefundenen, alten Familienpapieren, von dem Schicksal meiner schönen und beklagenswerthen Großtante erhalten. Vor kurzem aber ließ ein glücklicher Zufall mich einen Enkel der Schwester Walthers kennen lernen, ohne daß ich wußte, wie nahe er diesem, wegen des Antheils den er an jenem traurigen Familienverhältnisse gehabt, mich lebhaft interessirenden Manne verwandt sey. In einem vertrauten Gespräche zwischen uns beiden wurde ich veranlaßt, jener so trübe endenden, seltsamen Geschichte gegen ihn zu erwähnen. Ich entdeckte zu

meiner nicht geringen Verwunderung, daß ihm dieselbe nicht nur noch umständlicher als mir selbst bekannt sey, sondern daß er auch, zu meiner großen Freude, im Stande war, sie zu ergänzen, und mir Einiges mitzutheilen, woraus ich mit ziemlicher Gewißheit schließen kann, daß Wally's Leben eine glücklichere Wendung genommen, als ich bis dahin geglaubt, und sie es keineswegs zwischen den düstern Mauern eines Klosters, in Schmerz und Einsamkeit, bis an das Ende desselben verweint habe.

Marie Segmour, so erzählte mir mein neuer Freund, wurde bald nach Walthers Rückkehr aus Cöln die glückliche Gattin desselben, und lebte mit ihm in Berlin. Auf ihre Bitten versuchte dieser, an Casimir Sabielsky zu schreiben, und die sehr bald eintreffende Antwort auf diesen Brief bewies, daß er, gegen Erwarten, ihm sicher zugekommen war. Die Correspondenz zwischen diesen beiden wurde von neuem sehr eifrig betrieben; Walther machte in der Zwischenzeit ein Paar Reisen, Niemand erfuhr recht wohin, bei denen Marie ihn nicht begleitete, und von denen er immer sehr bald wiederkehrte. Die Starostin Sabielsky



starb, ihr Neffe Casimir war der einzige Erbe ihrer großen Güter, und wurde dadurch von allem lästigen Bevormunden und Bewachen seiner übrigen Verwandten befreit, welches diese, unter dem Schutze seiner Tante, während des Lebens derselben, sich über ihn angemaßt hatten. Walther war gleich nach Empfang dieser Nachricht abermals abgereist, noch während seiner Abwesenheit langte Casimir im Hause desselben an, wo Marie mit großer Freude ihn empfing. Er hatte die polnische Nationaltracht abgelegt, die er bis dahin immer getragen, nannte sich Baron von Osten, und gab für einen Curländer sich aus; Mariens nähere Umgebungen aber wußten sehr wohl, wer er sey. Am folgenden Tage, bei einbrechender Dunkelheit, kehrte auch Walther zurück; eine junge schlanke, tief verschleierte Dame begleitete ihn, und wurde von ihm mit großer Vorsicht in Mariens Zimmer geführt. Casimir warf mit einem lauten Freudenschrei sich ihr zu Füßen, so wie er sie erblickte; Marie stürzte sich in ihre ausgebreiteten Arme, alle drei schienen in Thränen zerfließen zu wollen.

„Bist du nun beruhigt und zufrieden, meine Marie?“ fragte Walther.

Am nächsten Morgen machte Casimir in aller Frühe sich mit der fremden Dame auf den Weg nach Hamburg, wo sie sich sogleich nach England einschifften. Walther und Marie folgten ihnen dorthin, nachdem sie in Berlin ihre Angelegenheiten geordnet, und von Allem, was sie daselbst festhalten konnte, sich losgemacht hatten; das fernere, hoffentlich glückliche Geschick beider Paare, verliert sich von nun an in Dunkelheit, denn sie sind nie wieder nach Deutschland zurückgekehrt.

Die Herausgeberin dieser Erzählung glaubt noch erklären zu müssen, daß der Plan derselben keineswegs ganz erdichtet sey, sondern daß, wie wenigstens die Sage behauptet, in jenen Gegenden, vor siebenzig bis achzig Jahren, eine Ehe zweier vor dem Altar getrauter Freundinnen wirklich existirt hat, die bei der Entdeckung derselben für beide sehr traurige Folgen nach sich zog.

